

OSMAR WHITE

DIE STRASSE DES SIEGERS

**EINE REPORTAGE AUS
DEUTSCHLAND 1945**

PIPER



»Die Wahrheit ist das erste Opfer im Krieg.«

Im Februar 1945 schließt sich Osmar White, »einer der besten Kriegsreporter des Zweiten Weltkriegs« (Philip Knightley), der 3. Armee General Pattons an. Als Bericht-erstat-ter marschiert er mit den Amerikanern in das geschla-gene Deutschland ein und beobachtet, wie die Sieger mit den Besiegten umgehen. White ist dabei, als die letzten Kämpfe im Westen stattfinden, er wird durch das befreite KZ Buchenwald geführt und durchstreift das zerbombte Berlin ... Seine brillante Reportage, die erst jetzt auf deutsch erscheinen kann, gleicht einer Zeitreise in das Jahr 1945 – authentisch, direkt und ohne Scheuklappen.



ISBN 3-492-04711-4



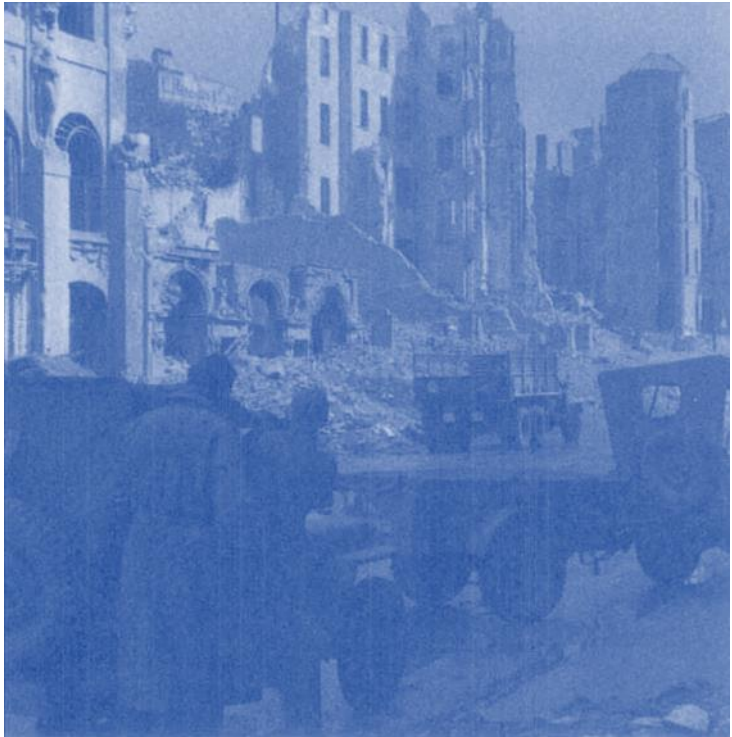
1400ID

Dieses Buch war für das Frühjahr 1946 gleichzeitig in den USA und Großbritannien angekündigt – und konnte dann doch nicht erscheinen. Denn der Kriegsreporter Osmar White ließ sich nicht mit dem abspeisen, was die militärische Führung ihn sehen lassen wollte, sondern war auf eigene Faust unterwegs. Er beobachtet, wie General Pattons 3. US-Armee nach Deutschland vorrückt, den letzten Widerstand mit allen Mitteln brechend. Er ist bei den Befreiern des KZ Buchenwald und beschreibt die Kapitulation der Wehrmachtsführung genauso wie Übergriffe der Sieger gegen die geschlagenen Deutschen. White beobachtet präzise und kühl – und schreibt leidenschaftlich und mitreißend. Und er zieht seine eigenen Schlüsse aus der politischen Lage 1945 ...



Osmar White (1909–1991) gilt als einer der besten angelsächsischen Kriegskorrespondenten, dessen »Green Armour« über den Krieg im Pazifik 1943 ein Klassiker ist. Nach 1945 ging er in sein Heimatland Australien zurück und arbeitete als Reporter und Sonderberichterstatter. Nach Deutschland kehrte er niemals zurück.

**Umschlagkonzeption: R. Eschlbeck, München
Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München
Umschlagabbildungen: Ullstein Bild, Berlin (vorne);
Corbis, Düsseldorf (hinten)**



Berlin, Sommer 1945

OSMAR WHITE

DIE STRASSE DES SIEGERS

EINE REPORTAGE AUS DEUTSCHLAND 1945

Aus dem Englischen
von Ursel Schäfer

Mit Originalphotos des Autors



Piper
München Zürich

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
«Conquerors' Road. An Eyewitness Report of Germany 1945»
bei Cambridge University Press,
die Erstausgabe 1996 bei HarperCollinsPublishers.

ISBN 3-492-04711-4

© Sally White 1996

© Deutsche Ausgabe:

Piper Verlag GmbH, München 2005

Satz: seitenweise, Tübingen

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.piper.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Für Jeremy, Pierz und Randal



«Die Pfeile zeigen, wo die Alliierten über den Rhein nach Deutschland vorstossen. Die schraffierten Bereiche bezeichnen den jeweils weitesten Vormarsch.»

Karte, die einem Bericht von White 1945 beigelegt war

Inhalt

Vorbemerkung der Herausgeber	9
Vorbemerkung des Autors	15
Teil I Die Winteroffensive	21
Teil II Frühling in Deutschland	59
Teil III In Hitlers Reich	85
Teil IV Nach dem Krieg	137
Teil V Fragen und Reflexionen	187
Anhang	
Vorbemerkung zum Manuskript von 1945	247
Whites Bericht über Buchenwald in der <i>Courier-Mail</i> , Brisbane, 18. April 1945	250
Die Organisation der Zwangsarbeit. Auszug aus einem unbearbeiteten Manuskript von 1945	257
Whites Bericht über die Vertreibung der Sudetendeutschen in <i>The Herald</i> , Melbourne, 19. Juni 1945	260
Militärische Besatzung: Auszug aus einem unbearbeiteten Manuskript von 1945	266
Das ursprüngliche Schlusskapitel im Manuskript von 1945	280

Tam Wo cxwr turned W»t along the .utcto
Tom Hemfeld zweite caid» Wli[#]tills la Wo uonocnwa

tmp country»« Pruo.

Toi^n? foil* A wcoan Wo clai&od to Wvo an Anard
ioW r iaWprétà# for Wo torgcuaotor Won 4\$ was using
r^ueMta» after narrender» Later.Wo answered Quest ;\$£ tto Prone»
In a shrill» superior voice cho «wm Martha little city's, great cultural
tradition, ^' it

;laW to

Schiller end Liest.

«01 courue»« she •yeux* boitons uta^^ «80»

Ip wnedgeto hit sow cultural edified»

MY billet wo -a a rich tow near the wk Wore Li garden cottage
Stande# It ^s full of colid, confortai furniture « It tod well stocked
bookfbtolvee^ a garden

tod toon l»«MMfa^^ It seemd to ha^i ;e'
an educated and reflective mn — a ^»âm stodgy poto tut one ^w us@d
life*» good things r/iW decent wdora Over the ted in say roo^ we a
colored print of

Seite aus Whites Originalmanuskript von 1945

Vorbemerkung der Herausgeber

Am Schluss von *Green Armour*, seinem klassischen Augenzeugenbericht über den Krieg in Neuguinea, schildert Osmar White, wie eine 200-Kilo-Bombe das Panzerlandungsschiff traf, das mit ihm an Bord aus Rendova Harbour auf den Mittleren Salomoninseln auslief. Die vier Männer, die neben ihm im Ruderhaus standen, wurden getötet. «Warum diese vier Männer starben und ich lebe und herumgehen kann, weiss ich nicht», schrieb White. «Aber eines weiss ich. Den Lebenden ist die Sache der Toten anvertraut. Die Sache der Toten war die Verteidigung dessen, was sie für Wahrheit, Gerechtigkeit und Anständigkeit hielten.»

Das war nicht nur eine rhetorische Floskel. White glaubte von ganzem Herzen an die Sache der Alliierten im Zweiten Weltkrieg. Aber er beschönigte die Fehler seiner eigenen Seite nicht. Trotz scharfer militärischer Zensur benennen seine Berichte aus Neuguinea sehr klar die unzureichende Vorbereitung der Australier auf einen Dschungelkrieg. Zusammen mit dem ABC-Radiokorrespondenten Chester Wilmot und dem Kameramann Damien Parer vom Informationsministerium kämpfte er dafür, dass die Soldaten grüne Uniformen bekamen. Auf seinen und Parers Rat hin beschloss die US-Armee, zur Tarnung die Uniformen grün gefleckt zu färben. Wenn White nachdrücklich eine Auffassung vertrat, gründete sie sich immer auf seine eigenen Beobachtungen als Reporter im Feld, das zeigen *Green Armour* und *Strasse des Siegers* sehr deutlich.

Green Armour entstand Ende 1943 in Australien, während

Vorbemerkung des Herausgebers

White langsam seine Beine wieder zu gebrauchen lernte, die die japanische Bombe zerschmettert hatte. Seine Tage als Kriegsberichterstatte im Dschungel waren eindeutig vorüber, aber sein Chef bei der *Herald & Weekly Times*, Sir Keith Murdoch, wollte ihn wieder im Feld haben. Im August 1944 hielt sich White in New York auf, im September in England, wo er über die britische Industrie und die Moral der Briten recherchierte. In der ersten Novemberwoche flog er nach Paris und übermittelte Berichte aus dem Alliierten Oberkommando in der befreiten französischen Hauptstadt.

Ende Februar 1945 schloss er sich der 12. Heeresgruppe der Vereinigten Staaten an der Westfront an, zu der auch die 3. Armee unter George Patton gehörte. Er begleitete die 3. Armee auf ihrem Vormarsch in den Norden und Osten Deutschlands.

Strasse des Siegers basiert auf Whites Aufzeichnungen und Artikeln aus den letzten Monaten des Krieges und den ersten Monaten der alliierten Besetzung Deutschlands. Viele seiner Berichte wurden von britischen und amerikanischen Zeitungen übernommen und mehrten sein internationales Renommee, das er mit *Green Armour* errungen hatte. Dieses Buch war ein grosser Erfolg und wurde in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten enthusiastisch aufgenommen.

White schreibt, dass auch *Strasse des Siegers* zunächst von seinen Verlegern in Grossbritannien und Amerika gut aufgenommen wurde. Sie wollten das Buch im Frühjahr 1946 herausbringen, aber dann machten sie ohne Erklärung einen unverständlichen Rückzieher. Dementsprechend war das Manuskript nicht redigiert, als White es Anfang der achtziger Jahre wieder ausgrub. Er nahm sich sein Werk vor und lektorierte und polierte es.

Für die Verleger warf der redigierte Text zwei Fragen auf: Wurde White in seinen Urteilen durch die umfangreiche Lite-

ratur über den Krieg und die unmittelbare Nachkriegszeit beeinflusst, die seit dem Waffenstillstand erschienen war? Und schmälerten die Änderungen den Wert des Buches als Augenzeugenbericht? Nach sorgfältigem Vergleich des Originals von 1945 mit der Fassung von 1983 können wir beide Fragen mit «Nein» beantworten.

White konnte deshalb den Grundton seines Textes so unangestrengt beibehalten, weil er mit dem Krieg abgeschlossen hatte, anders als viele andere. Obwohl er als Kriegskorrespondent berühmt wurde, sah er sich niemals als solcher. Deshalb nahm er relativ wenig aus der Memoirenliteratur und Geschichtsschreibung nach dem Krieg wahr. Er las das Buch seines Freundes Chester Wilmot *The Struggle for Europe*, aber sonst kaum etwas.

White änderte die Reihenfolge der Kapitel im Interesse eines besseren Leseflusses, kürzte den Text an einigen Stellen, strich mehrere grosse Abschnitte ganz und fügte hin und wieder eine Erläuterung zum Hintergrund hinzu mit Blick auf eine Generation von Lesern, die den Krieg nicht selbst erlebt hat. Ausserdem nahm er einige kleinere Änderungen vor, wie sie bei der Vorbereitung des Manuskripts für die Veröffentlichung 1945 selbstverständlich angefallen wären.

Mit einer einzigen Ausnahme folgte die Überarbeitung genau dem Manuskript von 1945. Nur das bewegende Schlusskapitel fehlt im ursprünglichen Manuskript, es ist aber ganz im Geist des Originals geschrieben.

Die vorliegende Ausgabe übernimmt die Struktur des Manuskripts von 1983. Einige Passagen des Originals, die in der überarbeiteten Fassung gestrichen wurden, erwiesen sich jedoch als so interessantes historisches Quellenmaterial, dass sie neben der ursprünglichen Einleitung und dem ursprünglichen Schlusskapitel im Anhang erscheinen. Weiterhin haben wir in den Anhang Beispiele von Whites Berichten für australische

Vorbemerkung des Herausgebers

Zeitungen aufgenommen. So behandelt etwa die Schilderung der Vertreibung der Sudetendeutschen Ereignisse, die von den Historikern grossenteils ignoriert wurden.

In einigen seltenen Fällen haben wir bei Details auf das Original zurückgegriffen, weil Whites Hintergründerläuterungen von 1983 oder seine Wortwahl nicht zur Atmosphäre von 1945 passten.

Strasse des Siegers ist zwar erstaunlich freimütig für ein Buch, das 1945 geschrieben wurde, einige Informationen verschweigt White dennoch. Er wusste sicher davon, dass General Patton immer die toten amerikanischen Soldaten von den Schlachtfeldern wegbringen, die toten Deutschen aber liegen und verwesen liess, damit frisch angekommene US-Soldaten sie sahen, aber er erwähnt es nicht. Vielleicht konnte er diese Information damals nicht mit einer ihn professionell befriedigenden Sicherheit verifizieren. Eine Vorstellung davon, wie White über Pattons Art dachte, erhält der Leser jedenfalls aus den Passagen, in denen er seine Abscheu über Pattons «Besessenheit von Leichen» während der Pressekonferenzen ausdrückt.

Ebenso lässt White die Folgen unerwähnt, die Colonel Charles Keegans Scheitern bei der Entnazifizierung in Bayern für General Patton hatte. Dies war einer in einer Reihe von Vorfällen, die letztlich zu Pattons Ablösung als Militärgouverneur von Bayern führten. Wahrscheinlich konnte White die Geschichte nicht selbst verfolgen, weil er Deutschland verliess, bevor Eisenhower beschloss, Patton abzulösen. Trotz solcher kleinen Einschränkungen enthält *Strasse des Siegers* viel, was für moderne Leser und Historiker im Nachkriegseuropa neu sein wird.

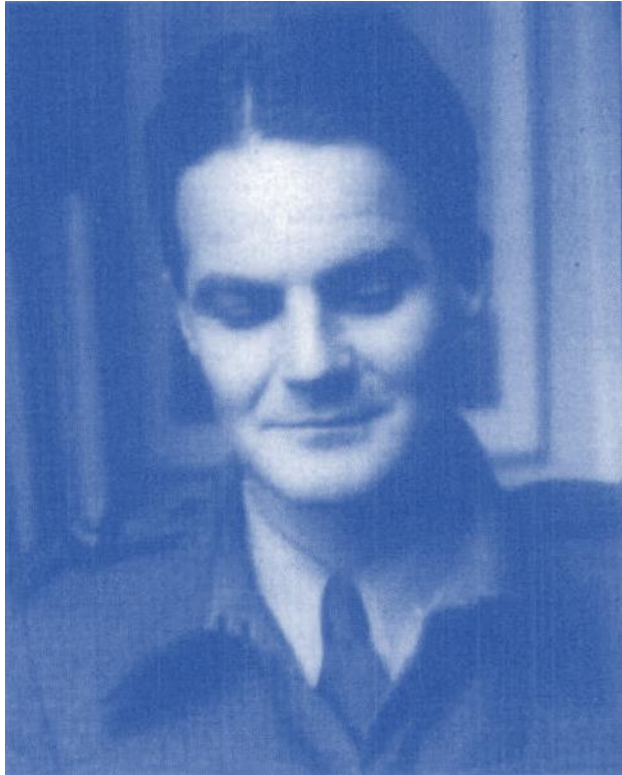
Das Buch vergegenwärtigt einige der wichtigsten Ereignisse dieses Jahrhunderts in der lebendigen Prosa eines Meisters der

Reportage. Weniger deutlich geht aus dem Text hervor, was für einen tiefen Eindruck Whites Erlebnisse im zerbombten Deutschland auf ihn selbst haben. Einmal wurde er gefragt, warum er als Journalist in leitender Position beim *Herald* in Melbourne Anfang der fünfziger Jahre eine lange, emotional belastende Kampagne für die Reform der Sozialfürsorge bei Kindern und für Einrichtungen zur Förderung der geistigen Gesundheit in Victoria unternommen hatte. White antwortete:

«Nicht lange nach meiner Rückkehr aus Europa ging ich die Collins Street hinunter und blickte in all die durchschnittlichen Gesichter. Durchschnittliche Menschen hatten zugelassen, dass das Geschwür des Nationalsozialismus sich entwickeln konnte, und als sie mit den Folgen ihrer Taten oder ihrer Tatenlosigkeit konfrontiert wurden, behaupteten sie, nichts gewusst zu haben. Da begriff ich, dass wir genauso zu entsetzlichen Taten fähig sind, wie sie es waren, wenn wir behaupten, dass wir von dem kleinen Unrecht in unserer Umgebung nichts wissen. Unwissenheit ermöglicht, dass aus kleinem Unrecht grosse Unmenschlichkeit wird.»

In Neuguinea hatte White erlebt, mit welcher Würde einfache Männer unter primitiven, geradezu unerträglichen Bedingungen kämpften. In Deutschland sah er, wohin es führt, wenn einfache Menschen alles verlieren. Nach Kriegsende verbrachte er beinahe zwanzig Jahre in Papua-Neuguinea als Sonderkorrespondent des *Herald* für die Region. Nach Deutschland kehrte er nie mehr zurück.

Sally A. White
Neil McDonald
Februar 1996



Osmar White, Dezember 1944

Vorbemerkung des Autors

Zwar handelt dieses Buch von der Eroberung und Besetzung Nazi-Deutschlands durch die westlichen Alliierten 1945, aber es erhebt nicht den Anspruch, eine Kriegsgeschichte im herkömmlichen Sinn des Wortes zu sein. Es ist auch keine abgewogene Kritik der Leistung, die die Militärregierungen nach der bedingungslosen Kapitulation im Mai bei der Kontrolle der geschlagenen Nation vollbrachten. Es ist nur eine Zusammenstellung persönlicher Beobachtungen und Reflexionen eines Mannes, der das Privileg hatte, als ziviler Kriegsberichterstatter historische Ereignisse mitzuerleben, statt sie aus dokumentarischen und anderen Quellen später rekonstruieren zu müssen. Das Buch beruht nicht auf Erinnerungen, sondern auf Fakten und Eindrücken, die zu der Zeit schriftlich festgehalten wurden, als sie sich ereigneten.

Der grösste Teil des Textes entstand zwischen Januar und November 1945, als ich für ein Konsortium australischer und britischer Zeitungen als Reporter im Feld tätig war. Das Material war eine Erweiterung und Ausarbeitung von Tagebuchnotizen und enthielt überdies Korrespondentenberichte, die durch die Militärzensur verstümmelt worden waren.

Am Ende des Krieges wurde die strenge Zensur aufgehoben. Ich sammelte und überarbeitete, was ich bis dahin geschrieben hatte, stellte alles zu einem Manuskript mit dem Titel *Strasse des Siegers* zusammen und schickte es an die Verlage in London und New York, die in diesem Jahr bereits die Hardcover-Ausgaben von *Green Armour* veröffentlicht hatten, meinem Buch über die ersten Kämpfe gegen die Japaner in Neuguinea und auf den

Vorbemerkung des Autors

Salomoninseln. Beide Verlage hatten mich wissen lassen, sollte ich ein ähnliches Buch über meine Erlebnisse in Europa schreiben, so möge ich es ihnen zur Prüfung vorlegen.

Die Schlusskapitel zu *Strasse des Siegers* fehlten noch, aber die Reaktion des britischen Verlages Unwin Hyman fiel begeistert aus. Man teilte mir mit, da das Thema so wichtig sei, wollte man das Buch möglichst schnell herausbringen, und bat mich, die Arbeit an dem Manuskript rasch abzuschliessen, während die fertigen Kapitel bereits gesetzt würden. Ein Vorschuss auf die Tantiemen sei bewilligt, und der Vertrag liege unterschiftsreif in London bereit.

Zu der Zeit hatten allerdings meine australischen Arbeitgeber bereits meinen Rückflug nach Melbourne arrangiert, und der Zwischenstop in London war so kurz, dass ich nur einen Blick auf die Fahnen des bereits gedruckten Materials werfen und eine Liste dessen einreichen konnte, was ich noch zu schreiben hatte.

Im Januar war ich fertig und schickte den Text nach London und zu meinem amerikanischen Verlag W.W. Norton. Etwa sechs Wochen später schrieb der Cheflektor von Norton mir: «Nach reiflicher Überlegung hat die Verlagsleitung mit dem tiefsten Bedauern entschieden, dass *Strasse des Siegers* zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht für eine Veröffentlichung in den Vereinigten Staaten in Frage kommt.»

Wenig später informierte mich Unwin Hyman, man habe ebenfalls die Vorbereitungen für die Veröffentlichung gestoppt, und dazu gab es den etwas kryptischen Kommentar: «Es ist sehr schade, dass dieses schöne Buch nicht auf den Markt gelangt.»

Ich war immer noch damit beschäftigt, mich wieder an den journalistischen Alltag zu gewöhnen, nachdem ich vier Jahre lang nahezu ausschliesslich über den Krieg geschrieben hatte.

Und ausserdem stand mir die unerfreuliche Aussicht bevor, dass ich mich wegen einer Verwundung, die ich auf den Salomonen erlitten hatte, würde operieren lassen müssen. So liess ich die reichlich späten Ablehnungen auf sich beruhen und fragte nicht nach den genauen Gründen.

Green Armour wurde seinerzeit ein halbes Jahr durch die Zensoren von General Douglas MacArthur aufgehalten, weil es sehr kritisch mit der Vorbereitung und Ausrüstung der australischen und amerikanischen Truppen für den Dschungelkrieg im Pazifik ins Gericht ging. Deshalb nahm ich an, dass erneut politischer Druck die Verleger veranlasst hatte, ein Buch nicht auf den Markt zu bringen, das die Militärführung durch die verfrühte Diskussion sensibler Themen verärgern würde. *Strasse des Siegers* behandelte offen das Verhalten der alliierten Soldaten in Deutschland, wies auf die besorgniserregende Feindseligkeit zwischen Amerikanern und Russen bei den Mannschaftsdienstgraden hin, stellte die Weisheit mancher Entscheidungen der Militärregierung in Frage und formulierte unbequeme Ansichten über die deutsche Kriegsschuld und die Legitimität der Nürnberger Prozesse gegen Nazis, die schwerer Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt waren.

Mittlerweile wusste ich sehr genau, dass in einem Krieg die Wahrheit das erste Opfer ist, und hatte mich der Erkenntnis gefügt, dass der Sieg über die Achsenmächte keineswegs den Frieden für eine Welt gebracht hatte, die in Fragen der politischen Moral weiterhin tief gespalten war. So fügte ich das unzeitgemässe Manuskript meiner Sammlung von Texten hinzu, aus denen nichts geworden war, mit der vagen Absicht, es eines Tages hervorzuholen und abzustauben, wenn der Lauf der Zeit allzu empfindliche Gemüter beruhigt haben würde.

Wie sich zeigte, vergingen fast vierzig Jahre, bis ich das Manuskript hervorholte und wieder las – Jahre, in denen sich eine

Vorbemerkung des Autors

Flut von Literatur über den Zweiten Weltkrieg aus den Druckerpressen ergossen hatte. Offizielle und inoffizielle Geschichtsdarstellungen, Erinnerungen, Tagebücher und Briefe von Staatsmännern und ihren Beratern, Militärkommandanten und ihren Adjutanten, Meisterspionen, Propagandisten und den geistigen Vätern der Atomwaffen füllten viele Regale in den massgeblichen Bibliotheken. Erzählungen – manchmal Tatsachen, manchmal Fiktion und Lüge – von grossen Abenteuern, Intrigen, Brutalität und Verrat verkauften sich millionenfach in aller Welt.

Dann, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, versiegte die Flut. Das Interesse an Büchern über den Krieg in Europa wurde abgelöst vom Interesse an Büchern über den Ost-West-Konflikt in Korea, Südostasien und Indochina. Doch als nach dreissig Jahren geheimes Material in den Regierungsarchiven zur öffentlichen Prüfung freigegeben wurde, stand einer neuen Generation von Historikern in Hülle und Fülle frisches Quellenmaterial zur Verfügung, und der bevorstehende vierzigste Jahrestag der deutschen Kapitulation in Reims regte die Veröffentlichung einer weiteren Welle von Erinnerungsliteratur von Personen an, die in der einen oder anderen Funktion am grössten Blutvergiessen der Menschheitsgeschichte teilgenommen hatten.

Erstaunlicherweise kam in dieser Fülle von Zeugnissen über die Niederrichtung Hitlerdeutschlands nur selten die Sicht des Beobachters zur Sprache, die eine andere ist als die des Beteiligten.

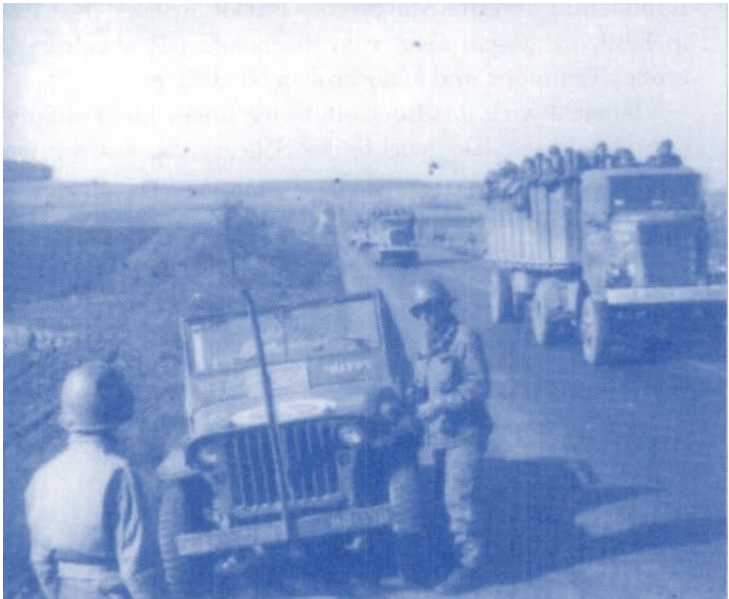
Als ich mir das Manuskript zu *Strasse des Siegers* wieder vornahm und es mit der Art von Distanz prüfte, die nur nach langer Beschäftigung mit anderen Dingen möglich ist, wurde mir klar, dass ich hier das Buch eines Zuschauers vor mir hatte, der bevorzugt aus Bodenhöhe über die Schlachtfelder blickte. Es war ein schnörkelloser Bericht und schnörkelloser Kommentar

ohne die Vorteile des Blicks zurück: eine Chronik in Echtzeit, geschrieben vom lizenzierten Beobachter eines grossen Triumphs und einer grossen Niederlage.

Vielleicht wirft das Buch ein wenig neues Licht auf die Ursprünge des Gleichgewichts des Schreckens, das, wie politische Strategen uns versichern, den Ausbruch eines Dritten Weltkriegs verhindert. Vielleicht auch nicht.

Das möge der Leser entscheiden.

O. E. W.
Melbourne 1983



Deutschland, 1945

TEIL I

DIE WINTEROFFENSIVE

Kapitel 1

Das Ende begann im Winter, dem schlimmsten Winter an der deutschen Front, an den man sich erinnern konnte. Ein weisses Leichentuch bedeckte alles, auf freien Flächen lag der Schnee einen bis anderthalb Meter hoch, und die Hecken bogen sich unter der Last. Die grossen Autobahnen im Nordwesten Europas waren von einer eisenharten Eisschicht überzogen, das rollende Kriegsmaterial kroch vorsichtig dahin, denn trotz rasselnder Schneeketten bestand dauernd Rutschgefahr.

Im Januar 1945 kam ich nach Etsch in Luxemburg, ins Hauptquartier von Pattons 3. Armee. Ich wollte beobachten, wie Männer, Material und Waffen langsam zusammengezogen wurden für die letzte Offensive, den letzten grossen Ansturm der amerikanischen und britischen Streitmacht gegen die Bollwerke des zur Festung ausgebauten Deutschland.

Der Krieg an der Ardennenfront schleppte sich zäh und träge dahin, nachdem von Rundstedts Ausfall nach Bastogne gestoppt war; ein Krieg in bewaldeten Hügeln, die unter Schnee erstickten, gekämpft wurde mehr gegen den Klammergriff des Winters als gegen den erschöpften Feind. Das Warten fiel den Männern schwer und drückte auf die Stimmung, denn die Kälte kroch ihnen in die Knochen, nagte sich durch die Haut bis ins tiefste Innere. «Wofür sollen wir jetzt noch sterben? Diesmal müssen wir Hitler endgültig besiegen. Hinter den Hügeln, unten im Tal liegt Deutschland, und Tag für Tag, Nacht für Nacht hageln dort die Bomben nieder. Schon bald, wenn der Frost nachlässt, werden wir dort sein und bleiben. Wie verdammt

Die Winteroffensive

sinnlos wäre es, jetzt zu sterben, wo kein Zweifel mehr besteht, wer gewinnt!»

Die Strasse zur Befreiung hatten sie beinahe zurückgelegt. Die Strasse der Eroberung lag noch vor ihnen.

Die ganze Woche über jagte ein messerscharfer Wind Schneewolken über den Himmel. Die Amerikaner standen am Westufer der Our, der Fluss war halb gefroren. Ein Bataillon der 4. Infanteriedivision hielt ein zerbombtes luxemburgisches Dorf in der Nähe von Diekirch. Feldartillerie feuerte sporadisch, schmetterte die Reste der Ardennenoffensive gegen den Stahlbeton der Siegfriedlinie. Wir hörten ein Pfeifen, wenn die Geschosse über die Bäume hinwegflogen, und lange danach den Knall der Explosion, wenn sie bei den deutschen Bunkern einschlugen. Ungefähr eine Stunde am Morgen und am Nachmittag antworteten die Stellungen des Feindes, aber die deutschen Schützen sahen nicht, wohin sie feuerten. Die Geschosse gingen zielloos auf den Feldern nieder, jeder Einschlag schickte eine Fontäne aus Stahl, Rauch und Klumpen gefrorener Erde in die Höhe. «Die Krauts sind fertig», sagte der Bataillonskommandeur, während er die Einschläge beobachtete. «Nichts mehr, keine Munition, keine Leute. Es war vorbei, als wir Bastogne entsetzt haben. Nur das verdammte Wetter hält uns noch auf!»

Der Kommandoposten befand sich gut geschützt im Keller einer Bäckerei. Hier sei nichts zu befürchten, sagten sie, nicht einmal von den 8,8 cm-Kanonen. Der eiserne Ofen glühte immer kirschrot, als Brennmaterial dienten Balken vom Kirchendach, trotzdem sammelte sich Rauhreif auf dem Stück Stoff vor dem Kellerfenster. Es war gut nachzuvollziehen, warum die europäischen Armeen so erbittert um die ausgebombten Hüllen kämpften, die von den «bewohnten Orten», wie die Russen sie nannten, übriggeblieben waren. Selbst ein trostloses Kellerloch unter einem Haufen Schutt war besser, als auf offenem Feld oder

im Wald der Kälte ausgeliefert zu sein. Lieber das Risiko eingehen, dass man in einer dem Erdboden gleichgemachten Stadt unter Feuer geriet, als vollkommen schutzlos dazustehen. Bei solchem Wetter konnte es ein Soldat höchstens vierundzwanzig Stunden im Freien aushalten.

Nachts, wenn der Schnee fiel und der Wind durch die Bäume pfiiff, hörte man die Männer reden. Es ging immer um zu Hause, um die Zeit vor dem Krieg und die Zeit, die nach dem Krieg kommen würde, um Frauen und Alkohol und Menschen, die es besser hatten. So gut wie nie sprachen sie darüber, was sie gerade ertragen mussten. Sie hatten sich vor langer Zeit entschieden. Darüber dachte ich nach, während ich im Dunkeln lag und dem Wind und den Geschützen lauschte.

Am zweiten Tag an der Front sagte der Bataillonskommandeur zu mir: «Sie können hierbleiben. Die Division hat drüben am Fluss was vorbereitet. Wir wollen da ein hochgelegenes Gelände säubern, das uns Sorgen macht. Am Morgen gehen die Kompanien B und D los. Sie können von einem Beobachtungsposten beim Kommandostand von Kompanie D zuschauen.»

Ich brach in der Morgendämmerung zusammen mit zwei Meldern in einem Jeep in Richtung des Hügels auf. «Sie haben jede Menge Zeit», sagte der Sergeant an der Strassensperre. «Tut mir leid, dass wir Sie nicht weiterfahren lassen können. Aber jedes Mal, wenn ein Jeep den Berg hochfährt, werden die armen Kerle im Kommandoposten unter Feuer genommen. Ein Stück der Strasse können die Krauts einsehen, aber wenn ein oder zwei Mann zu Fuss unterwegs sind, stört sie das nicht.»

Im ersten Licht des Tages flog ein Geschwader Mustangs auf einer Störmission über unsere Köpfe hinweg, direkt unter der halb aufgerissenen Wolkendecke. Feindliche Flakstellungen in

Die Winteroffensive

der Siegfriedlinie beschossen sie. Die Salven zeichneten schwarze Flecke an den Himmel. Sekunden später kam der doppelte Knall von Abschuss und Explosion. Weit hinter der Frontlinie begann eine Stellung von 155 mm-Feldartillerie zu feuern. Die Kälte biss in Gesicht und Händen und Füßen, und der Schnee knirschte leise bei jedem Schritt.

Die Strasse führte hinauf und dann am Rand eines Abhangs entlang. Um das hochgelegene Gelände hatte es auch schon Kämpfe gegeben. Der Schnee hatte die Einschlaglöcher noch nicht bedeckt. Hie und da markierten Stöcke Grabhügel, auf jedem Stock hing ein Stahlhelm. Hinter dem Hügelkamm stand eine Gruppe Bauernhäuser aus Stein, und noch weiter weg erstreckte sich ein Dorf mit Häusern ohne Dächer und Löchern in den Wänden.

Die Melder marschierten nun hintereinander und entfernten sich von der Strasse in Richtung der Bauernhäuser. «Bleiben Sie auf dem Pfad, Mann. Wir sind erst gestern abend hier angekommen, und rechts und links ist noch nicht entlaust.»

In einem Schuppen fanden wir eine tote Kuh. Sie lag auf dem Rücken, die Beine steif in die Höhe gereckt, mit prallem Euter. In einer Ecke des Schuppens stand ein kaputter Tiger-Panzer, aus dem Geschützturm ragte der Rumpf einer verkohlten Leiche. In der Luft hing noch Brandgeruch.

Der Kommandoposten befand sich im Keller des Bauernhauses, zehn Stufen führten hinunter. In dem von einer Benzinlampe erhellten Raum sassen dichtgedrängt Männer auf Militärmänteln. Ein Fernmelder hantierte an seiner tragbaren Schalttafel, zwei Kerzen, die in den Halsen von Schnapsflaschen steckten, spendeten ihm Licht.

«Hallo!» rief jemand, «seht mal, wer da kommt, die Presse!» Der Kommandeur der Kompanie schüttelte mir die Hand.

«Entschuldigen Sie den Handschuh», sagte er mit einem Lächeln, «hab zuviel Frost abbekommen. Kann ich Ihre Papiere se-

hen?» Und nach einer kurzen Pause: «Macht halblang, Jungs, ist nur die britische Presse.»

Ein kollektives Stöhnen war zu vernehmen.

«Wir sind gerade mit der Lagebesprechung durch. Hat man Ihnen unten was gesagt? Sind Sie raufgekommen, weil Sie sich das Spektakel anschauen wollen? Letzte Nacht hat es eine gute Geschichte gegeben. War von euch einer letzte Nacht dabei?»

«Ich war dabei, Sir.»

«Wo ist Stowski?»

«Keine Ahnung, Sir.»

«Na, spielt auch keine Rolle. Es war so: Wir hatten eine Patrouille da draussen, sie sollte für heute schauen, wo die Krauts sich verstecken. Sechs Männer und Sergeant Stowski. Stowski lag vor den anderen auf dem Bauch, als die Krauts eine Salve abfeuerten. Er war grade mal drei Meter von einer Maschinengewehrstellung weg, und sie sahen ihn und eröffneten das Feuer. Er wurde nicht getroffen, aber er war festgenagelt.»

Das Telefon des Korporals läutete. «Captain Engels...jawohl, Sir.»

Der Kommandeur der Kompanie griff nach dem Hörer. «Hallo, hallo, hallo. Wer ist da? Wer? Oh, ja. Ja, das stimmt. Ach, tatsächlich? Wer? Oh. Haben sie eine Ahnung, wieviel Glück er hat? Verstehe. Da haben wir einen guten Mann verloren, einen verdammt guten Mann.» Seine Stimme verriet keine Emotion, und sein Gesicht blieb ausdruckslos im Lichtschein. «Hören Sie», fuhr er fort, «ich möchte vier Mann hierher, die einen toten Kraut begraben sollen, sobald wir weg sind. Er steckt halb in dem Panzer drin, den wir gestern abend ausgeschaltet haben. Er ist ziemlich verbrannt, also bringen die Männer am besten ein paar Leintücher oder Stoff mit. In Ordnung, ja, mache ich.»

Ole Winteroffensive

Die Sache mit Stowski hatte er anscheinend vergessen. Er nahm einen Meldeblock, zog sich einen Stuhl heran und begann zu schreiben. Ich ging zu dem Mann, der gesagt hatte, er sei mit Stowski unterwegs gewesen und setzte mich neben ihn auf das Feldbett. «Erzählen Sie mir von der Patrouille. Es klingt wirklich wie eine gute Geschichte.»

Er setzte zu einer Antwort an, da hörten wir ein dünnes, hohes Pfeifen und danach ein Krachen. Die Lichter flackerten, und das Tuch über der Kellertür bewegte sich.

«Sind früh dran», sagte jemand, und dann zu mir: «Sie haben's gut getroffen. Feuern heute wieder aus 8,8cm-Kanonen.»

Zehn Sekunden später krachte es wieder, und der Kommandant sagte: «Mörserfeuer. Vielleicht geht ihr Jungs besser von der Tür weg.»

Der Beschuss dauerte zwölf Minuten. Siebenundachtzig Salven aus Mörsern und Geschosse aus 8,8cm-Kanonen. Die meisten schlugen auf den Strassen im Dorf ein, aber ein paar landeten so nah, dass die Kellerwände bebten.

Der Mann, der Stowski begleitet hatte, erzählte mir unbeirrt die Geschichte, mit allen Details, an die ich mich nicht mehr erinnere. Die Hauptsache dabei war, dass der Sergeant sich sechs Stunden nicht vom Fleck rühren konnte, während die Deutschen über ihn hinweg feuerten. Er stellte sich tot, blieb einfach reglos liegen. Um drei Uhr morgens kletterte ein Deutscher aus dem Schützengraben, stiess Stowski mit dem Fuss an und zog ihm seine Überschuhe aus. Stowski rührte sich nicht. Eine halbe Stunde später kam ein zweiter Deutscher und nahm Stowski die Briefftasche ab. Wirklich wahr, kein Scherz. Am Morgen hatte Stowski keine Überschuhe und keine Briefftasche mehr...

Das Geschützfeuer hörte auf, und das Telefon läutete wieder. Der Kommandeur der Kompanie meldete sich. «Nein, nein»,

wiederholte er mehrmals. Und dann: «In Ordnung, dafür wären wir sehr dankbar.»

Nach dem Halbdunkel im Keller blendete draussen der Schnee. Vier Männer kamen von den rauchenden Häusern im Dorf im Laufschrift in unserer Richtung. Sie trugen weisse Mützen und Hauben, die sie aus Leintüchern und Tischdecken aus den Bauernhäusern improvisiert hatten, übersät mit Lehm-spritzern. Ihr Atem stieg in Wolken empor, als sie an uns vorbeikeuchten.

«Sie haben Stowski erwischt», stiess der Anführer hervor. «Mit einer Mörsersalve niedergestreckt. Hat böse was abbekommen.»

«Mein Gott», sagte der Mann neben mir, «was für ein Pech.»

Der Beobachtungsposten befand sich in einer Fichtenschonung. Man überblickte das Flussufer und eine Reihe junger Bäume, die zum Fluss hinunter lief. Von hier war der Einschlag der Geschosse auf dem gegenüberliegenden Hügel genau zu sehen. Eine halbe Stunde lang wurden die Geschütze in Stellung gebracht, bevor die beiden Kompanien, die den Angriff führen sollten, ihre vorgeschobenen Stellungen verliessen. Hundert Meter unter uns lag der Fluss, nur noch ein schmales Rinnsal in einem Bett aus Eis.

Es war nicht zu erkennen, wo der Angriff begann. Nach zwanzig Minuten eröffneten ein paar Maschinengewehre das Feuer, und das Rattern hallte unendlich in dem Tal wider, schärfer als der dumpfere Knall der schweren Geschütze. Gestalten huschten über die weissen Felder. Ein halbes Dutzend Männer kämpfte sich durch die Schneewehen direkt unterhalb des Beobachtungspostens, postierte ein Maschinengewehr direkt neben eine Gruppe Weiden und feuerte. Wolken von Staub und Rauch stiegen über einem Ziel auf, das hinter Bäumen und einer Bodenerhebung verborgen lag, dem deutschen Gegen-

Die Winteroffensive

stück zu dem zerschossenen Dorf unweit des Kommandopostens. Das Sperrfeuer war mittlerweile sehr heftig.

«Zehn Geschosse für eines von ihnen», sagte der Mann, der dazu eingeteilt war, mir die Vorgänge zu erklären. «Das ist das Geheimnis dabei. Dann müssen sie zurück. Hier gibt es nichts mehr zu sehen, Sir. Gehen wir.»

Die unsichtbaren Bewegungen im Tal und das Sperrfeuer hatten die deutsche Verteidigung in die Knie gezwungen. Hinter uns kam ein Munitionskonvoi die Strasse herauf, dazwischen ein paar Kommandojeeps. Der Feind hatte das Feuer eingestellt.

Soldaten, die auf Befehle warteten, wie es weitergehen sollte, durchsuchten die Keller im Dorf nach Schnaps. Die Funker wickelten bereits Draht von grossen, schwarzen Rollen und breiteten ihn über den kahlen Hecken aus.

Ich ging den Hügel hinunter, dabei folgte ich aus Angst vor Minen so gut wie möglich den Fahrzeugspuren. Eine Weile kam die Sonne heraus, und die Winterlandschaft glitzerte im Morgenlicht. Über dem Fluss stand Dunst. Die Pioniere hatten bereits eine Fussgängerbrücke gebaut an einer verborgenen Stelle zwischen Weiden, von denen Eiszapfen hingen. Ein Trupp Männer war zur Bewachung der Brücke abgestellt, sie hockten missmutig unweit ihrer Deckung. Alle waren nass, unrasiert und hatten gerötete Augen. Neugierig beobachteten sie mich.

Ich ging über die Brücke, schaute auf das Eis und das seichte grüne Wasser hinab, in dem lange Weidenruten trieben. Eine Maschinengewehrsalve hatte einen Pionier getötet, der an der Brücke mitgearbeitet hatte, und es war noch nicht Zeit gewesen, seinen Leichnam zu bergen. Weil seine Kleider an einem Baumstumpf hängengeblieben waren, lag er noch an derselben Stelle zwischen den Weiden und starrte in den Himmel.

Auf der anderen Seite der Brücke tauchte der Kirchturm des deutschen Dorfes auf. Ein paar hundert Meter die Strasse hinter traf ich auf den Leutnant, der mit dem Kommandeur im Keller des Bauernhauses gewesen war. Er rannte, war aufgeregt und wütend.

«Sie kommen sofort zurück!» brüllte er. «Sie haben Ihre Schlagzeile gekriegt, Sie waren in Deutschland. Die Deutschen sammeln sich für einen Gegenangriff. Sie würden noch mit fünf Blinden auf Krücken angreifen, die verrückten Hunde! Sie kommen augenblicklich zurück! Weiter oben auf der Strasse ist eine Haubitze.»

So kehrte ich Deutschland den Rücken, ging wieder über die Brücke, vorbei an dem toten Pionier, den Hügel hinauf und in den Keller des Bauernhauses. Nur der Funker und ein Schütze waren noch da und kurbelten an ihren Telefonen. Die Fahrzeugkolonne auf der Strasse wurde immer länger.

Pattons Armee rückte ins Rheinland vor, an der Kyll entlang in Richtung Bitburg.

Kapitel 2

Bei Echternach führte eine weitere Brücke über die Sauer nach Deutschland. Sie bestand aus ein paar rohen Brettern über den Überresten einer alten Steinbrücke, die Jahrhunderte überdauert hatte, bis sich eines Morgens amerikanische Panzer durch den Schutt der Stadt tasteten, ein deutscher Pionier sie beim Blick durch die Schiessscharte seines Bunkers auf der anderen Seite erspähte und mit der Hand das Zeichen zur Zerstörung der Brücke gab. Ein zweiter Mann drückte einen Schlagbolzen nieder. Die alte Brücke ging in die Luft und stürzte dann in den Fluss.

Als die neue Brücke Anfang März fertig war, nagelten sie gleich am ersten Tag ein Schild daran: «SIE BETRETEN DEUTSCHLAND – KEINE FRATERNISIERUNG!»

Die Armeezeitung *Stars and Stripes* meldete, die Russen verwendeten andere Warnschilder. Ihre Botschaft laute: «DIE HÖHLE DER BESTIE.»

Ich fragte mich, worin der Unterschied bestand.

Die Grossoffensive lief. Über Hunderte von Kilometern waren die Strassen hinter der Front, inzwischen vom Eis befreit und vom Regen gewaschen, mit Transportfahrzeugen überfüllt, die Männer und Material für den letzten grossen Ansturm heranschafften.

Die Kolonne kam die meiste Zeit sehr langsam voran, und zwischen den Fahrzeugen gab es immer wieder grössere Lücken. Dreckverkrustete Panzer rollten vorbei, Sturmgeschütze und Schützenpanzer, gepanzerte Truppenfahrzeuge, Jeeps, Lastwagen, Tankwagen, Stabsfahrzeuge, kuriose Amphibien-

Fahrzeuge, Amphibienpanzer, grosse Truppenlandungsboote, Pontons, kleine Boote und Landebrücken auf Transportern, abgedeckte Geschütze und Protzen, Kräne, Rammen, Winden, Bulldozer, Planiertrauben, Schaufellader und Walzen. In einer endlosen Schlange schnaubten und dröhnten und knatterten sie dahin über die langen, geraden, von Pappeln gesäumten Strassen, und ab und zu scherte ein Fahrzeug aus der Kolonne aus.

An den Kreuzungen lagerten Benzinvorräte in Kanistern. Hinter den Gräben entlang der Seitenstrassen lag Artilleriemunition in sechseckigen, grün oder braun gestrichenen Holzkisten. Reihenweise ragten Geschützrohre von Haubitzen zwischen den Frühlingsgräsern und Büschen hindurch.

Den ganzen Tag über dröhnten alliierte Flugzeuge über uns hinweg. Sie flogen knapp über den Baumwipfeln oder hoch oben zwischen den Wolken. Ihre Geräusche hörten sich an wie ein riesenhafter Bienenschwarm. Wenn sie auf den Feind herabstiegen, hallte das Geschützfeuer in den Obstgärten entlang gewundener Bäche und in den Wäldern wider. Von Zeit zu Zeit hörte man aus der Ferne dumpf das Grollen von Bomben.

So ging es überall von der Nordsee bis zu den Alpen.

Ich blickte in die Gesichter der Männer auf den Panzern und Lastwagen, wie sie auf der schlammigen Strasse hin und her geschleudert wurden und die Stösse abzufangen versuchten. Nahmen sie sich die Zeit und dachten darüber nach, was im ganzen Land passierte, von der Nordsee bis zu den Alpen, überlegten sie, warum und mit welcher weltweiten Anstrengung all dies ins Werk gesetzt wurde?

Gefechte waren in diesem Vorstadium der letzten Offensive kaum zu beobachten. Man rückte vor und hörte das Gewehrfeuer, das deutschen Fahrzeugkolonnen oder eingegrabenen Stellungen galt, und manchmal, wenn man vorsichtig über ei-

Die Winteroffensive

nen Graben oder eine Steinmauer spähte, sah man auch Granateneinschläge in anderthalb Kilometern Entfernung oder ein Haus, das in einer Wolke von Staub und Rauch zusammenstürzte .

Hie und da leisteten die Deutschen noch hartnäckig Widerstand oder führten einen Gegenangriff. Auf den Verbandsplätzen sassen Männer, die bei solchen Zusammenstössen verwundet worden waren, benommen vom Schock. Sie erzählten von Kämpfen Mann gegen Mann und von dem verzweifelten Rausch, wenn man Maschinengewehrfeuer auf lebende Ziele richtete. Sie erzählten von Kämpfen in dichtbewaldeten Bergen, während eiskalter Regen fiel, oder davon, wie sie hüfthoch im Wasser einen Fluss durchwatet hatten; sie erzählten von Panzern, die über die Strassen donnerten, von Leuchtspurgeossen und von Gerüchten, Gefangene seien kaltblütig ermordet worden.

«Die Krauts sind verrückt», sagte ein kleiner Sergeant aus Charleston mit gelblicher Gesichtsfarbe zu mir, dabei starrte er auf seine Handrücken, die mit getrocknetem Blut überkrustet waren. «Wir haben sie zuerst weiter oben auf der Strasse gehört. Sie nahmen unsere Stellungen unter Feuer und schossen dann grüne Leuchtkugeln für ihre Panzer. Wir haben mit unserem Maschinengewehr mindestens dreissig erwischt, einfach so. Aber sie waren von der SS. Sie liessen sich nicht aufhalten. Es fiel ihnen noch nicht einmal ein, Deckung zu suchen. Verdammte! Dann feuerten sie mit ihren Maschinengewehren in die Richtung, wo das Hauptquartier unserer Kompanie war, und wir machten, dass wir wegkamen. Lindner und Sands haben es nicht geschafft, nur der Bursche da und ich. So eine verdammte Sch... hast du noch nicht gesehen!» Er zitterte und schob die Hände in die Taschen.

Bei der Lagebesprechung im Hauptquartier kleideten die Offiziere solche Zwischenfälle in ein paar wohlgesetzte Worte:

«Vor Tagesanbruch hat der Feind mit zweihundert Mann, vier Panzern und zwei Sturmgeschützen angegriffen. Unsere Vorposten haben sich ein paar hundert Meter zurückgezogen, aber bis Einbruch der Nacht wurde die Position zurückerobert.»

Der 6. März begann eisig kalt. Über dem Tal der Sauer hingen hohe Wolken, aber Regen fiel nur in den Hügeln weiter östlich.

Das deutsche Ufer bestand aus baumlosen Abhängen. Vielleicht war dieses Land früher einmal schön gewesen in einer ruhigen, einfachen, beschaulichen Weise. Aber jetzt war es nicht schön, es war dreckig, entstellt vom Warten auf den Kampf und vom Kampf selbst. Gelbroter Staub bedeckte die brachliegenden Felder, die seit Jahren keinen Pflug und keine Egge mehr gesehen hatten. Die Weiden waren leer, nirgendwo graste Vieh. In den Hecken sassen keine Vögel. Überall auf den Wiesen lagen Fetzen von Tarnfolie, die von hoch fliegenden Flugzeugen abgeworfen worden war, um das deutsche Radar zu verwirren. Das dünne Metall reflektierte die Strahlen der Ortungsgeräte, und die Beobachter vor den Bildschirmen konnten nicht sagen, wieviele Flugzeuge anfliegen und welchen Kurs sie nahmen.

Auf einmal wurde mir klar, dass der Weg durch die Siegfriedlinie verlief. In Viererreihen flankierten «Drachenzähne» die Strasse und wanden sich weiter weg ausser Sicht, immer dem Flussufer folgend. Jeder «Zahn» war ein fest verankerter, gut einen Meter hoher Betonblock. Sie standen dicht nebeneinander. Aus der Nähe wirkte die Verteidigungsanlage weniger beeindruckend als aus entsprechenden Perspektiven aufgenommene Fotos die Welt hatten glauben machen wollen. Sie sah harmlos aus, ungefährlich, eher wie der Zaun eines exzentrischen reichen Mannes und nicht wie das vielbeschworene Bollwerk von Hitlers Westwall.

Die Winteroffensive

Alle modernen Befestigungsanlagen sind unspektakulär. Das gehört zu ihrer Konstruktion. Selbst die grossen, nutzlosen Kasematten der Maginotlinie erschienen von aussen – und rochen von innen – eher wie ein Abwasserkanal als wie eine unterirdische Festung.

Bis auf die aneinandergereihten Drachenzähne war die Siegfriedlinie von der Strasse aus, die durch sie verlief, praktisch unsichtbar. Nur wenn man genau hinschaute und wusste, wonach man Ausschau halten musste, erkannte man die langen, schwarzen Schlitze, durch die einst die Mündungen der Panzerabwehrkanonen und der Maschinengewehre geragt hatten. Jeder Schlitz überblickte einen Abschnitt, daran schloss sich nahtlos der nächste Abschnitt an, so dass theoretisch jeder Vormarsch ins Rheinland in einem Geschosshagel enden musste. Doch in der Praxis funktionierte es nicht. Als die deutschen Truppen sich bis zur Siegfriedlinie zurückziehen mussten, hatten sie nicht mehr genug Leute, um alle Bastionen zu besetzen, und nicht mehr genug Munition für die Geschütze. Die alliierte Artillerie spürte die Festungen eine nach der anderen auf. Bunkerbrechende Geschosse und Raketen schlugen blaue Wunden in den Beton, aus denen der Schutt herausquoll. Eine vierhundertfünfzig Kilometer lange Reihe derartiger Befestigungen war unter Flächenbombardement nicht zu halten, wenn zugleich Männer mit Panzerabwehrwaffen vorrückten und Panzer zwanzig Meter lange Feuerstösse aus brennendem Öl in die Sehschlitze schickten.

Jeder aufgegebene Bunker war nun ein Grab, geschwärzt durch Feuer und Sprengstoff. Ich habe nie gesehen, wie Flammenwerfer vor einer solchen Befestigung ihr Werk verrichteten, aber Männer, die dabei waren, erzählten mir, wenn die Panzer vorrückten, kamen die Deutschen entweder herausgerannt und schrien um Gnade, oder wenn sie drinblieben, hörte man keinen

Ton von ihnen, und die Überreste wurden später von den Beer-
digungstrupps auf Schaufeln und Planen herausgebracht.

Als ich die Bunker sah, waren sie kalt, geschwärzt und mit
entsetzlichem Schutt bedeckt – und dazwischen lagen die ver-
drehten, verkohlten Überreste menschlicher Körper. Es roch
nach verbranntem Fleisch.

Hin und wieder führten die Strassen in Richtung Sauer an
Bauernhäusern vorbei oder an dem, was einmal Bauernhäuser
gewesen waren: Steinhäufen über Kellern. Nach Hitlers Macht-
übernahme hatte man diese Häuser durch dicke Mauern mit
Schiessscharten befestigt. Was für Bauern hatten hier wohl ge-
lebt? Was für Frauen hatten sie gehabt? Wie mochten ihre Kin-
der gewesen sein? Hatten die Familien Angst, weil man ihre
Häuser in Festungen verwandelt hatte entlang einer umkämpf-
ten Grenze? War ihnen der Zusammenhang klar zwischen den
Schlitzen, die ihnen als Fenster dienen mussten, und der Öde
auf ihren Feldern?

Das Band der Zerstörung, vollkommener, lebloser Stille zwi-
schen dem Netz der belebten Strassen, auf denen die Invasions-
kräfte vorrückten, erstreckte sich von der Grenze rund dreissig
Kilometer ins Landesinnere. Dahinter war die Gewalt des Krie-
ges abgeebbt. Die deutsche Verteidigung brach nach und nach
zusammen, als die Alliierten in die Zone der befestigten Sperr-
anlagen vorrückten.

Die Landschaft änderte sich. Wälder mit jungen Fichten und
Eichen umschlossen die Felder. Es regnete. Ich war regelrecht
erstaunt, als ich ein Pferd auf einer Wiese sah und zwei Enten
auf einem dreckigen Teich in der Nähe eines Bauernhauses, das
nicht beschädigt war.

Aber auch in den Wäldern hatte es da und dort Kämpfe gege-
ben. Flugzeuge und Artillerie hatten Maschinengewehrnester
und Fahrzeuge auf Lichtungen, in Feuerschneisen und auf Sei-
tenstrassen unter Beschuss genommen. Getarnte Lastwagen

Die Winteroffensive

und Kübelwagen standen da, noch mit Tannenzweigen bedeckt, 8,8 cm-Kanonen mit ihren langen Rohren neigten sich über ein Rad, die Bodenstücke fehlten oder waren kaputt. Berge von Kleidung, Gewehren, zerfetzten Büchern, Schallplatten und allen möglichen Geräten lagen herum, dazwischen hastig ausgehobene frische Gräber: die Hinterlassenschaften einer geschlagenen Armee.

Hinten im Tross kamen die ersten Gefangenen von jenseits der Kyll, dreissig oder vierzig Männer zusammengepfert auf einem Lastwagen. Bis auf ihre formlosen grau-grünen Uniformen sahen sie genauso aus wie die amerikanischen Infanteristen, die auch zu dreissig oder vierzig Mann zusammengepfert auf Lastwagen hockten. Ihre Gesichter zeigten den gleichen Ausdruck von Resignation und verschlossenem Brüten. Der einzige Unterschied war, dass die Gefangenen kaum lächelten.

Ein paar Kilometer weiter arbeiteten Gefangenentrupps, schleppten Steine für die Ausbesserung der Strassenbankette oder schaufelten den schmutziggrauen Schneematsch in die Strassengräben. Die meisten waren entweder jünger oder älter als Soldaten üblicherweise sind. Sie wirkten schicksalsergeben, in Gedanken versunken. Mit blossen roten Händen packten sie die Steinbrocken oder schwangen bedächtig die schweren Hämmer oder schaufelten Matsch, ohne dass es eine nennenswerte Wirkung hatte. Ihr Wächter froren und langweilten sich. Hin und wieder wärmte sich einer auf, indem er einen Gefangen anbrüllte, der zu langsam arbeitete oder nicht mehr konnte: «Weitermachen, du da! Verdammter Hurensohn! Los, bewege dich!»

In einer Gruppe hatten zwei SS-Männer versucht, in die Wälder zu entkommen. Die Wächter hatten sie erschossen, ihre Leichen waren weit ins matschige Gras gerollt. Ihre Uniformen, die Gesichter und Hände überzog gleichmässig eine dünne Schicht

Dreck. Sie lagen da wie gestürzte Statuen. Hinter ihnen führte die geteerte Strasse, die regennass glitzerte, schnurgerade nach Deutschland hinein.

Feindesland. In den ersten Tagen des Vormarsches hatte der Gedanke immer etwas Beunruhigendes, dass Krieg nun die Invasion Deutschlands bedeutete. Ich fragte die Soldaten immer mal wieder, ob es ihnen seltsam vorkam, dass sie sich in Deutschland bewegten. Die meisten bejahten es, meist verpackt in eine extra harte Sprache: «In die ist der Teufel gefahren. Hätten in ihrem verdammten Land bleiben und verrotten können, aber nein, sie mussten losmarschieren und die ganze Welt herumkommandieren!» Doch, ja, es war schon seltsam, in Deutschland unterwegs zu sein.

Der Anblick von Trümmerstädten wie Bitburg, Jülich oder Düren erfüllte die Männer mit einer Art stiller Genugtuung. Man hörte förmlich, wie ihnen durch den Kopf ging: «Das geschieht ihnen recht.»

Die Ruinen waren menschenleer. Bis auf die Toten. Es ist nicht so einfach, wenn der Krieg in ein Land vordringt, aus dem nicht alle Zivilisten evakuiert wurden. Ein Dorf einige Kilometer nördlich von Bitburg wurde eingeschlossen, bevor die Bewohner fliehen konnten. Das Dorf bot einen hässlichen Anblick: lauter niedrige, zusammengedrückte Steinhäuser, bewohnt von hässlichen Menschen. In Europa gibt es Dörfer, in denen anscheinend alle Menschen unansehnlich sind. Nach einem kurzen Gefecht mit Handfeuerwaffen und Mörsern hatten sich die Kämpfer anderswohin verlagert. In manchen Dächern klafften Löcher, hie und da fehlte eine Wand, aber das Dorf war durchaus noch bewohnbar. Auf den Strassen lagen die Kadaver von Pferden und Kühen, darum floss rötlicher Matsch.

Für ein paar Stunden hatte man in der Kirche einen Kommandoposten eingerichtet, aber inzwischen waren die Soldaten

Ole Winteroffensive

weg. Scharenweise rannten strohblonde Kinder davon, als wir uns mit dem Jeep näherten. Die erwachsenen Dorfbewohner beobachteten uns von den Türen und Fenstern aus, die Gesichter verwirrt und fassungslos, aber trotzdem hatte die Neugier gesiegt. Ich erinnere mich besonders an das Gesicht eines etwa sechzehnjährigen Mädchens mit hellen, vorspringenden Augen und einem üppigen Mund. Sie trug Zöpfe und drückte sich an einer intakt gebliebenen Fensterscheibe die Nase platt. An einer scharfen Kurve musste der Jeep zurücksetzen, und dabei trafen sich unsere Blicke. Das runde, helle Gesicht verfinsterte sich in einer Mischung aus Angst, Erstaunen und Hass auf die Fremden.

Ein alter Bauer mit einem Stock in der Hand wich zurück und presste sich gegen die geschlossene Haustür.

«Kommen Sie her!» Der keinen Widerspruch duldende Befehl der Eroberer.

Er schlurfte zwei Schritte vorwärts und nahm seinen Hut ab.

«Wo sind die amerikanischen Soldaten?»

«Sie sind weg. Seit gestern.»

«Wann wurde hier gekämpft?»

«Heute, ganz früh am Morgen, vor Sonnenaufgang.»

«Jetzt sagen Sie die Wahrheit. Wieviele deutsche Soldaten sind im Dorf?»

«Kein einziger. Sie sind alle weg.»

«Sagen Sie die Wahrheit. Das Dorf wird dafür büßen, wenn Sie nicht die Wahrheit sagen.»

«Das ist die Wahrheit.»

«Aha. Und warum sind die Leute immer noch hier?»

«Die Zeit hat nicht gereicht, sie konnten nicht mehr fliehen, bevor die Amerikaner gekommen sind.»

«Wollten die Leute fliehen?»

Der alte Mann zuckte mit den Schultern. «Sie hatten keine

Wahl. Man hat ihnen befohlen, zu gehen, aber sie konnten nicht.»

«Gibt es etwas zu essen im Dorf?»

«Nein, nur das, was die Leute im Keller haben.»

«Ist das die Wahrheit?»

«Ja.»

«Haben Sie Angst vor den amerikanischen Soldaten?»

Er schaute mich ausdruckslos an. «Deutschland ist fertig. Hitler ist fertig.»

Ich hätte mich gerne mit ihm unterhalten, meinem ersten deutschen Zivilisten, vor seiner eigenen Haustür, aber zwischen uns entstand kein Kontakt. Seine Worte kamen widerwillig. Es war dumm, dass wir ihn als ersten angesprochen hatten. «Okay», sagte ich, «fahren wir weiter!»

Der Fahrer startete den Motor und legte den Gang ein. Die Räder drehten kurz durch und schleuderten Matsch in die Luft, der alte Mann wurde getroffen, bis zu den Knien bedeckte ihn der Dreck. Mit seinem Hut in der Hand blickte er uns hinterher.

Der Fahrer packte das Steuerrad fest und lenkte den Wagen hin und her, vorbei an den tiefen Furchen.

«Mein Gott», sagte er, «was für ein Ort. Was für ein schrecklicher Ort!»

Die 5. Infanteriedivision drängte ungeordnet vorwärts, um das Gelände jenseits der Kyll zu befestigen, das die 4. Panzerdivision erobert hatte. Es gab immer ziemliche Verwirrung, welches Gelände bereits vom Feind gesäubert worden war und welches noch nicht. Vor den Kolonnen der Infanteristen lagen lange Abschnitte verlassene Strasse, und dort bewegte man sich angespannt.

Die Städte waren mehr oder weniger stark durch die Panzer beschädigt. Manche brannten noch. Wer nach den Panzern kam, hielt sich möglichst nicht lange dort auf.

Ole Winteroffensive

Aber in einer Stadt westlich von Mayen stiessen wir auf dem Marktplatz auf eine Gruppe von zwanzig oder dreissig amerikanischen Soldaten mit einem Dutzend Lastwagen. Sie berichteten uns, vor der Stadt erstreckte sich ein langer Strassenabschnitt ohne die geringste Deckung. Und am Himmel, verborgen in den Wolken, lauerten deutsche Flugzeuge. Am besten warte man ab.

Die Einwohner der Stadt schleppten Hab und Gut aus ihren zerstörten Häusern, Frauen und Kinder zogen Handkarren und Kinderwagen, voll beladen mit Kleidern, Töpfen und Pfannen. Was hatten sie vor?

«Kommen Sie her. Wohin wollen Sie?»

«Ich gehe zu meiner Schwester.»

«Warum?»

«Eine Granate hat das Dach unseres Hauses durchschlagen, und die Wasserrohre sind geplatzt.»

«Kommen Sie her. Wohin wollen Sie?»

«Zu meinem Vater.»

«Wo ist das?»

«In der Ruppertstrasse.»

«Welche Nummer?»

«Siebzehn.»

«Und warum?»

«Meine Mutter ist umgekommen. Ich will mich um meinen Vater kümmern. In solchen Zeiten sollte eine Familie zusammensein. Ist das erlaubt? Ist es nicht verboten?»

«Nein, soviel ich weiss, ist es nicht verboten.»

Immer wieder fing es an zu regnen.

An den Platz grenzte die Klosterschule. Ein halbes Dutzend Nonnen stand mit einer Schar kleiner Kinder im Hof. Für die Kinder sollte im Keller ein Schlafsaal eingerichtet werden – reichlich spät. Ein paar Kinder entkamen der Bewachung und liefen zu den Lastwagen. Andere spielten selbstvergessen Him-

mel und Hölle. Ein vielleicht zwölfjähriger Junge mit der Mütze der Hitlerjugend, von der man das Hakenkreuz abgetrennt hatte, schaute mich grinsend an.

«Kommen Sie her. Du da. Wie heisst du?»

«Manfred.»

«Wo sind deine Eltern?»

«Meine Mutter ist in Berlin. Mein Vater ist bei der Wehrmacht, er kämpft.»

Er grinste immer noch.

«Warum lächelst du?»

Er wurde unsicher.

«Sie haben eine komische Uniform. Sind Sie Engländer?»

«Ja. Aber das geht dich nichts an. Warum trägst du diese Mütze?»

«Alle Jungen tragen so eine.»

«Es ist eine Mütze der Hitlerjugend, nicht wahr?»

«Nein, alle Jungen tragen sie.»

«Lüg mich nicht an. Ich weiss es genau, so was trägt die Hitlerjugend.»

Er senkte den Blick.

«Wenn der Herr das sagt.»

«Liebst du den Führer?»

«Nein.»

«Warum nicht? Warum liebst du ihn nicht?»

«Deutschland ist am Ende.»

«Hast du den Führer einmal geliebt?»

«Nein.»

«Niemals?»

«Nein.»

«Du bist ein schrecklicher Lügner, weisst du das? Alle deutschen Kinder haben den Führer geliebt.»

«Wenn der Herr das sagt.»

«Los, lauf schon.»

Die Winteroffensive

Er stürzte davon.

Hatte man ihm eingeschärft zu lügen? Dachte er insgeheim: «Du armer, dummer Ausländer, du hast ja keine Ahnung, was der Führer mit euch vorhat»? Ich wusste es nicht.

Eine halbe Stunde später flogen vier oder fünf deutsche Kampfflugzeuge in geringer Höhe über die Stadt und drehten dann ab. Sie feuerten ein paarmal. Weiter unten auf der Strasse antworteten ein 20 mm-Geschütz und die mobile Flak aus einem Konvoi. Ein Splitterhagel ging über den Dächern nieder.

Schreiend stürzten die Kinder in das Schulhaus. In der Tür stand eine Nonne mit Schleier, den Mund in ihrem teigigen Gesicht geöffnet, ohne dass ein Ton herauskam, und drängte die Kinder in Richtung Kellertreppe.

Ich duckte mich und suchte Deckung in dem Schulhaus. Eine dicke Frau rannte an mir vorbei, sie keuchte und stiess schrille Schreie aus und packte die Kinder.

In der Eingangshalle des Schulgebäudes stand ein Lastwagenfahrer und fluchte. Eine Bombe schlug ein. Ich fiel auf ein Knie und schaute nach oben in das Treppenhaus aus Stein. Die Steine auf dem Fussboden explodierten, alles war voll Staub. Die Flak feuerte ununterbrochen.

Ein Stück weiter weg fiel eine zweite Bombe. Das Geschützfeuer liess langsam nach. Vom Keller herauf drangen die Stimmen der Nonnen und der Kinder, sie beteten und schluchzten.

Der Lastwagenfahrer rückte seinen Helm zurecht, spuckte auf den Fussboden und sagte bedächtig: «Scheisse!» Das Feuer hörte auf. Er trat zur Tür und spähte hinaus.

Es verging kaum eine Minute, bis die Kinder wieder draussen lärmten. Ein Stück die Strasse hinunter lag ein Krankenhaus, über dem Zaun wehte die Fahne des Roten Kreuzes, und auf das Dach hatte man zwei grosse Kreuze gemalt. Eine Treppe führte zum Eingang hinauf. Eine Krankenschwester

in gestreifter Uniform und mit gestärkter Haube kam schwerfällig herunter. Sie schleppte einen Eimer Wasser und goss ihn über den untersten Stufen aus, um dreckige Fussspuren abzuwaschen. Dann machte sie kehrt und stieg genauso schwerfällig wieder hinauf.

Vom Schulgebäude verlief ein Weg zum Marktplatz. Eine junge Frau im Tweedkostüm tauchte auf und schaute sich suchend um. Eins der Kinder, ein kleiner Junge mit braunen Strümpfen, die bis über die Knie reichten, lief auf sie zu. Sie fing ihn in ihren Armen auf. Einen Augenblick sah es so aus, als würden seine braunen Beine aus ihrem Bauch herausbaumeln. Dann setzte sie ihn sanft ab, und beide gingen davon.

Die Kinder spielten weiter Himmel und Hölle und hüpfen über das Pflaster.

In der Nacht erreichten wir Polch, aber der Kommandoposten der Panzerverbände war bereits abgerückt und hatte nur eine kleine Nachhut zur Regelung der Versorgung zurückgelassen. Einen Teil der Stadt hatten die Zivilisten räumen müssen, um Quartiere für die nachrückenden Truppen zu schaffen.

Wir assen im Dorfgasthaus zu Abend, ein himmlisches Mahl aus Hühnchen, Erbsen, Kartoffeln und Dosenpfirsichen, und spülten das Essen mit dünnem, süßem Bier vom Fass hinunter.

«Die Zivilisten? Kein Problem, überhaupt kein Problem», sagten die Soldaten zu mir. «Das wird auch noch eine ganze Weile so bleiben. Wir rücken zu schnell vor. Die Krauts wissen gar nicht, wie ihnen geschieht.»

Aber die Wachposten auf den Strassen blieben nervös.

Die Nacht war stockfinster und sehr still. Im Norden und Osten huschten bläuliche Lichter über den Horizont; dort wurde geschossen, und die Suchscheinwerfer jenseits des Rheins suchten den Himmel nach Flugzeugen ab.

Die Winteroffensive

In meinem Quartier, einem vierstöckigen Haus mit Stuckdecken, hatten wohlhabende Menschen gewohnt. Alles war sehr sauber, es roch nach Waschpulver und Bohnerwachs. Das schönste Zimmer wirkte praktisch unbewohnt. Ringsum standen schwere Eichenmöbel. Vom Kaminsims blickte aus einem ovalen Rahmen das Photo eines alten Mannes mit Kaiserschnurrbart arrogant herab. Die Regale schmückten Meissner Porzellan und Zinnkrüge, an den Wänden hingen Trophäen, in einem Bücherschrank mit Bleiglasscheiben reihten sich in Leder gebunden die Werke von Goethe und Schiller und ein paar Gedichtbände. Die Soldaten, die mit mir hier einquartiert worden waren, beeindruckte die abschreckende Ordentlichkeit ganz und gar nicht. Sie hockten um den Kachelofen in einem Wohnzimmer neben der Küche zusammen, liessen eine erbeutete Branntweinflasche kreisen und erzählten sich schmutzige Geschichten.

In der Küche standen ein Elektroherd und ein Schrank mit teurem Porzellan. Ein Vorratsregal war gefüllt mit dunklem Mehl, Bohnen, Marmeladengläsern, Keksen und Medikamenten, im Keller lagerten Zwiebeln, Kartoffeln und neuer Wein in kleinen Fässern. Hinten im Wäscheschrank fand sich ein halbvolles Glas mit Bonbons.

«Diese Dreckskerle», knurrte mein Fahrer, «auf nichts mussten sie verzichten. All das Gerede, dass Deutschland Hunger leidet!»

Im ersten Stock befanden sich die Schlafzimmer und weitere Vorratsschränke. Es war amüsant zu rätseln, wie viele Menschen – und was für Menschen – hier wohl gelebt haben mochten. Allem Anschein nach drei oder vier Kinder. Zwei junge Frauen und eine ältere Frau, ein Mann, vielleicht auch zwei.

Briefen aus einer Schublade entnahm ich, dass der Haushaltsvorstand Zahnarzt war. Aus Photographien und Feldpost-

karten ging hervor, dass zwei seiner Söhne der Wehrmacht angehörten, einer als Offizier.

Die Ehefrau achtete offensichtlich auf sparsames Wirtschaften. Ihre Wäscheschränke waren gut gefüllt, die alten Tücher und Decken hatte sie ordentlich ausgebessert und geflickt. Wahrscheinlich machte die Sparsamkeit das Zusammenleben mit ihr schwierig. Sie hob alles auf, ganze Schubladen waren mit Knöpfen, Flickern, leeren Dosen, kaputten Möbelbeschlägen gefüllt. Ein Familienmitglied hatte einmal mit Färbemitteln für Haushaltszwecke gehandelt. In einer Kiste fanden wir Stapel von Prospekten und Kartons mit Proben. Die Frauen in der Familie besaßen fünf Abendkleider und eine Sammlung französischer Kosmetikprodukte. Die ältere Frau musste gläubige Katholikin sein. In ihren Schubladen lagen Plaketten mit dem heiligen Christophorus, Gebetbücher und Rosenkränze. Über ihrem Bett hing ein ausnehmend hässliches hölzernes Kreuzifix. Der Zahnarzt sammelte Pfeifen.

Ganz gewöhnlich Leute. Ich spürte eine Anwandlung von Scham, wie wir so ihre Schubladen durchwühlten und in ihren kleinen häuslichen Geheimnissen herumstöberten.

Der Mann hatte in seiner Kommode Steuerbescheide und Bittbriefe für Spenden an vaterländische Hilfswerke gesammelt, dazwischen lagen Schreiben einer Firma für Zahnärzteebedarf in Frankfurt, die sich für Lieferverzögerungen infolge kriegsbedingter Materialknappheit entschuldigte.

Ja, es waren gewöhnliche Menschen. Oder vielleicht doch nicht ganz. Auf dem Dachboden, wo noch die Wäsche der Familie zum Trocknen hing, stand ein grosser hölzerner Werkzeugkasten. Unter mehreren Lagen Berliner Illustrierten verbargen sich etliche Prachtbände NS-Propagandaschriften und ein Stapel Fotografien, die Mitglieder der Familie bei lokalen Parteiveranstaltungen zeigten. Offensichtlich hatten sie all das hier

Die Winteroffensive

versteckt, als der Feind nahte. Die Zeit hatte nicht mehr ausgereicht, die Sachen zu verbrennen.

Die Entdeckung traf mich wie ein Schlag. Ich hatte zunehmend freundliche Gefühle oder zumindest Toleranz gegenüber der unbekannteren Familie empfunden, in deren Haus ich untergekommen war.

Die Fenster auf dem Dachboden hatten keine Läden. Man blickte direkt hinunter auf die Strasse und einen Teil der Stadt. Es war dunkel und still, nirgendwo leuchtete ein Licht. Wo mochten die Frauen und die Kinder und der Nazi-Zahnarzt wohl sein? Mündungsfeuer flammte nach wie vor am Himmel auf. Draussen war es kalt und nieselte.

Auf den Schwingen der Nacht glitten die Gedanken dahin – nach Norden, nach Godesberg, Bonn, Köln, Krefeld, Goch und Kleve. Dort, hinter dem Schleier der Dunkelheit, drangen die Eroberungstruppen immer tiefer vor; eine dunkle Masse, die heimlich vorrückte und vor sich her Krakenarme in das Land des Feindes schob, die Schneisen schlugen, jeder Krakenarm mit einer Feuer spitze.

Land des Feindes. Land der... was? Der NS-Zahnärzte und alten Männer mit Stöcken, die ihre Hüte umklammern? Land der Hausfrauen, die Knöpfe sammeln und im Wäscheschrank Bonbons vor den Kindern verstecken? Land der Kinder, die Himmel und Hölle spielen, der betenden Nonnen und schwerfälligen Krankenschwestern? Land der Männer in graugrünen Uniformen, die mit roten Händen Steine schleppen? Land der Frage «Liebst du den Führer?» Land und Höhle der Bestie?

Alles zusammen.

In dieser Nacht erwachte ich vom Dröhnen vieler Bomber. Über zwei Stunden flogen sie über uns hinweg, zerrissen die Stille der gefallenen Stadt. Ich träumte unruhig von brennenden Strassen und Männern in kleinen, geneigten, gepolsterten

Sitzen, die herunterblickten – nicht auf die brennende Stadt, sondern auf die grün leuchtenden Anzeigen ihrer Instrumententafeln.

Kapitel 3

Bei Bassenheim holten wir die Panzer der 4. Division ein. Im dortigen Schloss befand sich der Kommandoposten von Kampfkommando B. Die stählernen Panzerketten hatten den Boden des Parks umgepflügt. Ein Sherman-Panzer war ins Schleudern geraten und gegen die alte, mit Wein bedeckte steinerne Mauer des Parks geprallt. Auch am Torbogen neben dem Pförtnerhaus hatten die Panzer ihre Spuren hinterlassen. Um das Schloss lief ein Wall. Die hohen Räume hatten Fenster mit Mittelpfosten, glänzende Parkettböden und Decken mit kunstvollen Schnitzereien. An den Wänden hingen düstere Gemälde in schweren, vergoldeten Rahmen – scheusslich und bestimmt sehr wertvoll.

An einem Schreibpult in der grossen Halle sass ein Mann in schwarzer Jacke mit hohem, gestärktem Kragen und schrieb Listen auf grosse Papierbögen. Sein Haar war streichholzlang geschnitten. Über den Kragen quollen dicke rosa Nackenwülste. Auf der Nase trug er eine goldgeränderte Lesebrille. Er sah so deutsch aus, dass er schon fast wie eine Karikatur wirkte.

Ich wandte mich an den jungen Leutnant vor der Tür der G2 [US-Militärgeheimdienst, Anm. d. Übers.]: «Was zum Teufel macht der da?»

«Schreibt auf, was wir requiriert haben», antwortete der Leutnant knapp. «Er erstellt eine Inventarliste. Wir lassen ihn einfach machen. Er ist glücklich. Ist aus dem Schlamassel raus. Haben Sie schon die Baronin gesehen? Nein? Sollten Sie tun.

Lohnt sich. Lohnt sich wirklich. Aber der Boss hat sie festgesetzt. Sie finden sie im Dorfgasthaus. Wirklich, es lohnt sich.»

Der Boss war freundlich.

«Klar, schauen Sie sich die Sache vorn mal an. Kommen Sie mit. In ungefähr einer Stunde macht sich eine leicht gepanzerte Patrouille auf den Weg.» Er zeigte auf die Karte. «Wir wollen uns drei Dörfer vornehmen, hier am Fluss. Wollen sehen, ob wir Feuer vom anderen Ufer auf uns ziehen können. Das ist Sinn und Zweck einer Patrouille mit Aufklärungspanzern, wissen Sie. Feuer auf sich ziehen und ausmachen, wo die feindlichen Stellungen sind.»

Er klang regelrecht vergnügt. Ich sagte mit leichtem Unbehagen, dass ich mich in einer Stunde zurückmelden würde. Draussen sah ich zu, wie hinter dem Schloss auf einer Wiese am Wasser eine Batterie Feldartillerie in Stellung ging, die Geschütze ausrichtete und dann in Richtung Koblenz feuerte. Dann ging ich hinunter und schaute mir die Baronin an: eine blonde, etwa fünfundzwanzigjährige Frau mit einem blassen, scharf geschnittenen Gesicht. Sie trug Reithosen und hohe, glänzende Stiefel, eine Tweedjacke und ein kariertes Umschlagtuch, das von einer silbernen Brosche zusammengehalten wurde. In der Hand hielt sie eine Reitpeitsche. Wollte sie damit zudringliche Soldaten abwehren? Die Männer lungerten kau-gummikauend herum und beobachteten sie grinsend mit kaum verhohlenem Interesse.

Die Baronin erzählte, sie lebe seit zwei Jahren friedlich hier in Bassenheim auf dem Familiensitz. Ihr Mann sei an der Ostfront gefallen. Weder er noch sie sei Parteimitglied gewesen. Vor dem Krieg habe sie sich nicht um Politik gekümmert. Sie habe gehört, dass in Berlin die Schäden durch Luftangriffe sehr gross seien, sie sei zuletzt 1941 dort gewesen. Im Schloss beherberge sie evakuierte Kinder und Soldaten auf Genesungsurlaub.

Die Winteroffensive

Eine harmlose, nichtssagende Geschichte...

Die Panzer formierten sich gerade, als ich zum Schloss zurückkehrte. Der Kommandant trat heraus, und ich hörte, wie er per Funk jemandem mitteilte, er schicke einen Trupp, der sich die Koordinaten so und so ansehen solle und ein Kriegsberichterstatter werde dabei sein. Dann sagte er zu dem Patrouillenfürer: «Lasst euch Zeit. Die Presse soll sich in Ruhe anschauen können, was unsere Panzerabwehrkanonen mit der Kolonne im nächsten Dorf gemacht haben.»

Ich kletterte auf den freien Sitz. Der Fahrer hatte einen Viertagebart und kaute ungerührt Tabak.

«Lassen Sie die Finger vom Abzug, Mann», begrüßte er mich, «wenn es nicht unbedingt sein muss. Das Ding ist geladen. Wenn die mit kleinem Zeug anfangen, fahren Sie den Sitz runter und machen Sie die Luke zu. Wenn sie mit grösserem Zeug feuern, ist es sowieso egal. Die verdammten Dinger haben keine richtige Panzerung. Aber wir sind beweglich, und darauf kommt's an. Ich hab die Leichten am liebsten.»

Die Motoren sprangen an. Die Kolonne formierte sich und rollte die Hauptstrasse entlang. Fussgänger sprangen zur Seite.

Hinter der Stadt verlief die Strasse gerade und schmal, links und rechts gesäumt von knorrigen Apfel- und Pflaumenbäumen, an denen die ersten Knospen kamen. Es sah nach einem zeitigen Frühjahr aus. Die Felder hier wurden seit Jahrhunderten bestellt. Vom bedeckten Himmel fiel leichter Nieselregen. Die Baumstämme und die Steinmauern waren von Moos überzogen. Die Panzerfahrzeuge hielten etwa fünfzig Meter Abstand.

Schliesslich verliessen wir die Strasse und rollten einen sanften Hügel hinunter auf ein Dorf zu. Hausdächer und Kamine überragten frisch gepflanzte Bäume. Der Fahrer beugte sich zu mir herüber, schrie etwas und gestikulierte. Ich sprang auf. Er

grinste und schüttelte den Kopf. Er wollte mir nur einen zerschossenen Lastwagen zeigen.

Es wurden immer mehr zerschossene Fahrzeuge. Von hier erstreckten sich über drei Kilometer die Spuren eines Gemetzels. Die Reste von drei oder vier Wehrmachtsdivisionen waren in wilder Flucht von der Kyll gekommen. Sie wollten auf der Kronprinz-Wilhelm-Brücke den Rhein überqueren. Schnelle amerikanische Panzer waren ihnen auf den Fersen. Artillerietreffer hatten die Fahrzeuge an der Spitze gestoppt, sie blockierten nun die schmale Strasse. Damit war das Schicksal der Kolonne besiegelt. Die Richtschützen bestrichen sie systematisch mit Feuer, über dreihundert Motorfahrzeuge, zweihundert Pferdekarrren, unzählige Artillerie- und Flakgeschütze wurden zusammengeschossen.

Links und rechts der Strasse türmten sich die verkohlten Trümmer: verbogene Metallteile und dazwischen Kadaver von Pferden und menschliche Überreste. Blut hatte die Pfützen rot gefärbt. Ein überfahrener Leichnam lag mitten auf den Strasse, und ein Panzer nach dem anderen rollte darüber hinweg.

Wir erreichten den halb niedergebrannten Ort. Zwischen den Trümmern rannten Kinder herum. Die Erwachsenen blickten starr, beinahe gleichgültig. Sie kümmerten sich nicht um die Leichen im Rinnstein. Wenn man sie direkt anschaute, reagierten sie mit einer Geste der Unterwerfung: Eine Hand fuhr nervös an den Hut, der Anflug eines Lächelns huschte über das Gesicht. An jedem Haus hing eine weisse Fahne an einem Stock oder Besenstiel aus dem Fenster.

Nach diesem Dorf kamen weitere, die noch nicht offiziell kapituliert hatten, aber es gab keinen Widerstand mehr. Auf die Strassensperre vor einem Dorf, Sankt Sebastian, hatte ein trotziger Patriot die Worte geschmiert: «Deutschland sehen und sterben!» Aber hinter der Strassensperre wehten genauso die

Die Winteroffensive

weissen Fahnen. Die Männer tippten sich an die Hüte, die Frauen rannten in die Häuser und warnten etwaige versprengte Verwundete: «Amerikanische Panzer! Amerikanische Panzer kommen!»

Nur einmal erlebte ich eine feindselige Geste, und das war eine jämmerliche Szene. Aus einer Seitenstrasse lief ein alter Mann in dunkler Kleidung. Er sah aus, als wäre er Lehrer. Mit einem Sprung musste er den Panzern ausweichen. Aus seinem Gesicht wich alle Farbe. Zornig verzerrte er den Mund, und aus seinen Augen sprühte der Hass. Er drehte sich um und stolperte über die Steine davon, die Fäuste geballt, die ganze Gestalt versteinerte sich vor unausgesprochenen Flüchen auf die Invasoren.

Am Rand dieses Dorfes stiessen wir auf ein Haus, wo die Familie wohl gerade beim Abendessen sass. Das Motorengeräusch der Panzer hatte zwei kleine Kinder zur Tür gelockt, die noch ihre Lätzchen um den Hals trugen. Sie standen auf der obersten Stufe, die Hände erhoben. Das war zuviel für den Kommandanten in dem Panzer vor uns. Er machte ihnen Zeichen, dass sie die Hände herunternehmen sollten. Über die Gesichter der Kinder glitt ein Lächeln. Als ich mich noch einmal nach ihnen umdrehte, standen sie immer noch da, die Hände erhoben – und sie winkten begeistert.

Mir ging ein Lied nicht aus dem Kopf. Die letzte Zeile lautete: «Und wer wäscht den Rhein?»

Der Fluss lag knapp dreihundert Meter vor uns. Das gegenüberliegende Ufer stieg zu einer Hügelkette an, im Gegensatz zu den Ackerflächen auf dem Westufer standen dort am Fluss Lagerhäuser aus Stein und Ziegeln, Fabriken und Wohnhäuser. Kirchtürme waren zu erkennen, Fabrikschlote ragten wie dicke Finger in den Himmel, und dahinter, hoch oben auf einem Hügel, zeichneten sich die Zinnen eines runden, vielleicht tausend Jahre alten Turmes ab.

Die Panzerkolonne hielt an. Die Kommandanten spähten aus den Türmen hinüber zum Ostufer. Kein Laut war zu hören. Vor uns brannte Koblenz, Rauchsäulen stiegen über den Ruinen auf.

In einer langen Reihe lagen verlassene Lastkähne und Schlepper am Ufer vor Anker. Nirgendwo eine Spur von Leben, und doch bewegte sich etwas: der grüne, breite Fluss strömte eilig dahin. Auf einmal blitzte es weit weg zwischen den Hügeln, die im Dunst verschwammen, rot auf, eine Granate zischte und schlug in einem Feld ein.

«Da? Gesehen?» Der Mann im Turm des ersten Panzers hatte die Faust geballt und machte mit dem Arm kreisende Bewegungen. Die Motoren heulten auf, als wir die Strasse verliessen, und hinter uns flogen Erdklumpen in die Luft.

Später an diesem Tag befragten wir Gefangene in einem Gefängnis an der Strasse nach Polch. Ein dünner Unteroffizier der Wehrmacht, der behauptete, vor dem Krieg habe er an der Universität Bonn Physik gelehrt, gab uns eine präzise, glaubwürdige Schilderung: Die Einheiten der Wehrmacht, die Stützpunkte entlang des Rheins verteidigten, hatten ausdrücklich Befehl erhalten, sich auf keinen Fall zurückzuziehen. Sie mussten ihre Stellungen bis zum letzten Atemzug verteidigen. Zunächst wollten das viele Einheiten auch, als der alliierte Durchbruch begonnen hatte. Aber als der Nachschub zusammenbrach, stellten die Männer fest, dass sie mit leerem Magen und leeren Munitionskisten nicht Helden sein konnten. Nur schwer Verwundete durften die Front verlassen. Leicht Verwundete und Kranke wurden immer wieder zurückgeschickt. Die Gefechte endeten immer gleich. Die Amerikaner kreisten eine Stellung ein, aber dann rückten sie nicht weiter vor. Sie vernichteten sie einfach mit Artilleriefeuer. Wenn die deutschen Offiziere Überlebende fanden, denen ein Ausbruch gelungen war, schickten sie sie zu einem Sammelplatz. Dort wurden sie

Ole Winteroffensive

einer neuen Stellung zugeteilt, egal wie jung oder alt, wie gut oder wie schlecht ausgebildet sie waren, und man schärfte ihnen ein, diesmal dem Befehl zu gehorchen: die Stellung halten oder sterben.

Mittlerweile seien die meisten Wehrmachtsoffiziere verwundet, fuhr der Unteroffizier fort. Manchmal würden Gefreite die Reste einer Einheit befehligen. Bei jeder Zuweisung zu einer neuen Stellung werde ihnen Unterstützung durch Panzer oder Artillerie versprochen, aber die Hilfe komme nicht, und das Muster von Einkreisung, Beschuss und Flucht einzelner wiederhole sich jedesmal wieder.

Ich fragte, welche Gruppe der Armee noch die Macht besass, erschöpfte, geschlagene Männer auf aussichtslose Posten zu schicken. Die SS, antwortete der Unteroffizier, die SS kontrolliere alles, sie sei jetzt die Armee.

Regte sich denn kein Widerstand? War es denn nicht besser, den Gehorsam zu verweigern und zu leben, als weiter zu kämpfen? Der Unteroffizier zuckte mit den Achseln. Was machte es für einen Unterschied, ob man von der SS erschossen wurde oder von den Amerikanern? Wir sollten nur bedenken, was auf der Kronprinz-Wilhelm-Brücke passiert war: Nur SS-Einheiten durften sich über den Fluss zurückziehen. Als Panzer und Artillerie in die Strassensperre gerieten, flohen einige hundert Mann in die Wälder.

Beim ersten Tageslicht wagte sich eine Gruppe von fünfzig oder sechzig Mann über die Brücke. Auf der anderen Seite wurde geschossen, aber man wusste nicht warum. Schliesslich drängten zwei- bis dreihundert Mann auf die Brücke. Als die ersten die Mitte erreicht hatten, wurden die unter den Brückenaufbauten angebrachten Sprengladungen gezündet. Der Hauptbrückenbogen stürzte ein, zahllose Flüchtende wurden ins Wasser geschleudert oder von herumfliegenden Brückenteilen er-

schlagen. Vom anderen Ufer eröffneten Maschinengewehrstellungen das Feuer auf die Schwimmenden.

So bereinige die SS derartige Situationen, erklärte uns der ehemalige Dozent der Universität Bonn. Gegen die SS könne man nicht aufbegehren, aber Deutschland sei am Ende. Niemand – auch nicht Deutsche mit den Gewehren der SS im Nacken – könne sich so vielen Geschützen und Panzern in den Weg stellen.

«Das heisst, in dieser Welt bedeutet Macht Recht?»

Er schaute mich einen Augenblick an, offenbar hatte er Mühe mit meinem schlechten Deutsch. Dann zuckte es ganz leicht um einen Mundwinkel.



Britische Truppen in Deutschland, 1945

TEIL II

**FRÜHLING IN
DEUTSCHLAND**

Kapitel 4

Im März und in der ersten Aprilhälfte kam die Invasion Westdeutschlands so rasch voran, dass das Tempo selbst im Rückblick noch unfassbar erscheint.

Nach dem Scheitern der Gegenoffensive in den Ardennen im Dezember befand sich Deutschland militärisch in einer aussichtslosen Lage. Aber der Widerstand hielt an, weil die deutschen Soldaten und das deutsche Volk, so erschöpft sie auch sein mochten, sich klaglos der Zuchtrute des Polizeistaates beugten.

Der sinnlose Widerstand hatte einen hohen Preis. Die alliierten Armeen bahnten sich mit äusserster Härte ihren Weg ins Land, um ihm den Todesstoss zu versetzen. Die kanadischen Divisionen, die von Holland aus nach Süden über Kleve vorrückten und sich in der Mitte mit der 1. und der 9. US-Armee vereinigen wollten, stiessen als einzige auf Truppen in ausreichender Stärke, die eine richtige Schlacht liefern konnten. Ansonsten gab es vereinzelte Gefechte in unterschiedlicher Intensität, mehr nicht.

Soweit die Alliierten nach dem Durchbruch durch die Siegfriedlinie bei ihrem Vormarsch zum Rhein auf Widerstand trafen, nahmen sie Dörfer und Städte massiv unter Feuer, um die eigenen Verluste so gering wie möglich zu halten. Tausende von Flugzeugen legten die schon stark zerstörten grossen Städte im Rheinland endgültig in Schutt und Asche, ganze Kolonnen von Flüchtlingen auf dem Weg zum Fluss starben im Bombenhagel.

Die Operation dauerte bis Mai. Dann war ganz Deutschland

Frühling in Deutschland

mit Ausnahme des südöstlichen Bayern mit unvorstellbarer Gewalt niedergepflügt.

Nach den Durchbrüchen Anfang März gab es keine «Frontlinien» mehr. Die Panzerkolonnen rückten praktisch nach Belieben vor und mit einer solchen Geschwindigkeit, dass der Feind keine Chance hatte, sich neu zu formieren. Das Problem für die Kommandeure war nicht der Feind, sondern Nachschub und Kommunikation aufrecht zu erhalten, während die stählerne Kavallerie das Land in Stücke hackte.

Eine Kolonne von Panzerfahrzeugen fuhr auf ein Dorf oder eine Stadt zu und stellte sich in Deckung gefechtsbereit auf. Ein Panzer oder Kettenfahrzeug, der sogenannte «bulsh waggon», ausgerüstet mit grossen Lautsprechern, rollte nach vorn. Ein Offizier von der Abteilung für psychologische Kriegführung sprach zur Bevölkerung und forderte sie auf, sich zu ergeben. Korrekte Behandlung der Gefangenen und geordnete Besetzung wurden zugesichert für den Fall, dass die Kapitulation bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erfolgte. Gleichzeitig erging die Warnung, dass der Ort durch Artilleriebeschuss zerstört würde, sollte es Widerstand geben. Unter guten Bedingungen hatte der Lautsprecher eine Reichweite von bis zu drei Kilometern. Die Worte kamen immer klar, aber die Stimme hatte nichts Menschliches. Sie klang wie aus einer metallenen Kehle – die Drohung einer Maschine mit Zerstörung durch Maschinen, gewiss schlimmer als Josuas Posaunen vor Jericho.

Wenn der festgelegte Verteidigungsgürtel durchbrochen war, ergab sich der «bewohnte Ort» in der Regel. Der Bürgermeister und der Kommandant des örtlichen Volkssturms traten mit weissen Fahnen heraus, die Gesichter bleich, die Bewegungen marionettenhaft. Aber manchmal fielen Schüsse, vor allem wenn SS-Männer in der Stadt lagen. Dann kamen die Panzergeschütze zum Einsatz. Männer mit russgeschwärtzten, ver-

zerrten Gesichtern liefen in die Rauchwolken hinein und wieder heraus. Die Explosionen der Geschosse und die einstürzenden Mauern verursachten ohrenbetäubenden Lärm. Über dem brennenden, todgeweihten Ort bildete sich ein Pilz aus Rauch und Staub. Und dann rückten die Panzer vor.

Einige Dörfer waren bereits auf diese Weise dem Erdboden gleichgemacht worden. Besser einen Ort in Schutt und Asche legen als das Leben eines einzigen Infanteristen aufs Spiel setzen. Das war Realismus. Die Deutschen hatten Krieg gewollt. Sie bekamen ihn.

Durch einen glücklichen Zufall wurde der Brückenkopf bei Remagen eingenommen, gehalten und erweitert, und die Panzerkolonnen, die bei Koblenz den Rhein erreichten, schoben sich in nördlicher und östlicher Richtung voran, durch Andernach hindurch. Die meisten Korrespondenten, die mit Pattons Armee unterwegs waren, dachten, er würde nun in einer spektakulären Geste den grossen Fluss überqueren. Das tat er aber nicht. Stattdessen wandte er sich nach Süden und überquerte die Mosel so schnell und mit solcher Schlagkraft, dass er praktisch nicht auf Widerstand stiess. Diese Bewegung bedrohte das, was von den deutschen Armeen im Süden noch übriggeblieben war, mit Vernichtung und leitete sie ein.

Die Überquerung der Mosel war ein entscheidender, brillanter Schachzug. Aus irgendeinem Grund – vielleicht weil Spannungen zwischen Patton und dem Kommando der Expeditionstreitkräfte herrschten und man fürchtete, der neurotische, blutrünstige General könnte politisch unberechenbar werden, wenn ihm zuviel Ruhm zufiel – spielte man die Operation im Obersten Hauptquartier herunter. In der Weltpresse fand sie nicht die Beachtung, die sie verdient hätte.

Ich hatte später Gelegenheit, die Fortschritte zu analysieren, die an anderer Stelle an der Westfront gemacht wurden, und

Frühling in Deutschland

dabei gelangte ich zu der Überzeugung, dass Patton nach wie vor als einziger alliierter General im Feld eine genaue Vorstellung hatte, was mit einem Blitzkrieg zu erreichen war. Er ging ein hohes Risiko ein, um so rasch wie möglich vorzurücken. Montgomerys Briten und Kanadier kamen im Norden nicht richtig voran. Sie waren vorsichtig, phantasielos und trafen auf erbitterten Widerstand von Panzern, Infanterie und SS. Sie mussten sich jeden Zentimeter Vormarsch erkämpfen.

Südlich von ihnen verpatzten die 1. und die 9. US-Armee den Plan, die deutschen Streitkräfte zwischen Köln und hinter den Rur-Dämmen einzuschliessen. Die Deutschen waren zahlenmässig unterlegen, aber sie konnten noch eine Menge Material über den Rhein schaffen, bevor die letzten Brücken gesprengt wurden. Im Süden hielten die lustlosen, schlecht ausgerüsteten Franzosen widerstrebend den Kessel von Colmar, und die 7. US-Armee griff die Städte im Saar-Becken nicht wie Soldaten, sondern eher wie ein Sprengkommando an.

All dies führte zu der unbehaglichen Erkenntnis, dass nicht eine militärische Grosstat Deutschland den Gnadenstoss versetzen würde, sondern die Überlegenheit an Material. Patton war als einziger in der Lage, den maximalen Vorteil daraus zu ziehen, dass er eine Granate des Feindes mit zehn eigenen beantworten konnte. Ich verabscheute Patton, seine kindische Ruhmsucht, seine unflätige Redeweise, seine Besessenheit von Leichen bei seinen regelmässigen Pressekonferenzen, und es widerstrebte mir zutiefst, zugeben zu müssen, dass er als genialer Kommandeur im Feld seinen Generalskollegen haushoch überlegen war. Aber das musste man anerkennen. Die Lehren daraus schienen zu lauten, dass ein guter General so viel Freude an Leichen haben muss, wie Patton sie hatte, und dass Grossbritannien und Amerika, sollten sie einmal einen Krieg

führen müssen ohne massive materielle Überlegenheit gegenüber dem Feind, ihn mit ziemlicher Sicherheit verlieren würden. Der angelsächsischen Kultur widerstrebte es, Menschen wie Patton den gebührenden Rang einzuräumen, selbst in allerhöchster Not.

Ich begleitete die Infanterie nach Koblenz. Es war einmal eine schöne Stadt gewesen, erbaut auf einer Landzunge am Zusammenfluss von Rhein und Mosel. Zum ersten Mal sah ich eine grössere Stadt so weitgehend zerstört, wie es mittlerweile viele grosse Städte waren. Die strategischen Bomberkommandos hatten Koblenz mehrfach mit Bombenteppichen belegt und zwei Drittel der bebauten Fläche in ein Trümmerfeld verwandelt. Den Rest besorgte dann die Artillerie.

In den Strassen zum Flussufer waren noch reichlich Scharfschützen zugange. «Passen Sie auf», warnte man mich. «Seien Sie vorsichtig, wenn Sie abbiegen, schauen Sie erst. Die Bastarde auf den Dächern erwischen immer noch den einen oder anderen von unseren Jungs, aber um die in den Kellern müssen Sie sich keine Gedanken machen.»

In den südöstlichen Ausläufern der Stadt schienen die amerikanischen Truppen dünn gesät. Mir begegneten nur ein paar leicht gepanzerte Fahrzeuge auf Kreuzungen und immer mal wieder eine Gruppe Infanteristen, die Kellerräume nach Wein und Schnaps durchforsteten.

«Klar können Sie weiterfahren, ist alles okay. Schreiben Sie eine schöne Story über uns! Wir sind aus Iowa!»

Auf dem Rangierbahnhof gähnten Bombentrichter, dazwischen lagen vollkommen ausgebrannte Güterwagen. Komplette Züge mit leeren Tankwagen standen herum und Lokomotiven mit grossen Löchern in den Heizkesseln.

An den Rangierbahnhof grenzten mehrere russgeschwärzte, zerschossene Lokomotivenschuppen, danach kamen Blocks mit Häusern, Geschäften und Fabriken, alle trugen die Spuren von

Frühling In Deutschland

Bomben und Feuer. Halb eingestürzte Wände ohne Putz hoben sich bizarr gegen Rauchwolken ab. Die Strassen wirkten sehr breit und seltsam kahl. Überall lagen abgerissene Drähte, Glassplitter, Abfälle, Teppichfetzen.

Hie und da war eine Wand komplett eingestürzt und hatte einen Teil des Hauses mit abgerissen. Man blickte in ein Wohn- oder Schlafzimmer, die Möbel standen noch auf dem schiefen Fussboden, der Tisch war gedeckt, an den Wänden hingen Bilder. In einem Zimmer im zweiten Stock lag ein toter Mann auf dem Bett, Kopf und Arme hingen herunter.

In den Strassen am Wasser tobte das Feuer. Deutsche Stellungen in den Hügeln auf dem anderen Ufer feuerten sporadisch, unsere Geschütze waren präzise auf den schmalen Uferstreifen ausgerichtet, wo sich die Nazis verschanzt hatten, die bis zum Letzten ausharren wollten. Geschosse schlugen ein, immer fünf oder sechs auf einmal.

Den intensivsten Eindruck machte der Geruch. Eine Stadt im Bombenhagel hat eine charakteristische, beängstigende Ausdünstung, fast so etwas wie ein Parfüm. Der Geruch ist nicht unangenehm, nur beängstigend. Das Herz schlägt schneller, und die Lungen schmerzen. Es riecht nach Ziegelstaub, brennendem Holz, Wasser auf Glut, schwelendem Stoff, explodierendem Sprengstoff und Kordit. Erst später, wenn die Stadt nicht mehr brennt, wird der Geruch der Zerstörung zum Gestank.

Ein Scharfschütze lag hinter den Kaminen auf dem Dach einer Buchhandlung in Stellung. Er traf gut und hatte schon sieben Männer getötet oder verwundet. Es würde schwierig werden, ihn dort wegzubekommen, und so holte man einen Panzer. Der Panzer feuerte ein Dutzend Mal wahllos auf das Gebäude, dann stürzte es zusammen. Steine und Ziegel bedeckten die Strasse.

Aus den umliegenden Kellern wurden Menschen herausgetrieben. Übermüdete Infanteristen, denen der Rauch in den Augen brannte, nahmen sich ein Gebäude nach dem andern vor und untersuchten den Schutt auf Hohlräume.

«Hier, Bergman, hierher». Ein dunkles Loch, halb mit Schutt ausgefüllt, unter einem Laden. Bergman rannte herbei, ein hoch aufgeschossener Kerl mit einem kantigen, wettergegerbten Gesicht. Er hatte eine Maschinenpistole in der Hand und einen Gürtel mit Handgranaten um den Hals.

«Okay, raus mit ihnen», befahl er.

Der Mann, der Bergman herbeigerufen hatte, spähte in das Loch. Er zog den Kopf zurück und meldete: «Ist voll von Leuten.»

«Okay, raus damit.»

«Ihr da unten. Kommt raus! Ihr habt eine Minute.» Er schob den Lauf seines Karabiners zwischen seinen Beinen hindurch aufs Geratewohl in das Loch und entscherte.

Bergman stand daneben. Er nahm eine Handgranate und drehte sie in der Hand. Seine kleinen braunen Augen waren zusammengekniffen, und die Kiefermuskeln mahlten beim Schlucken. Bergman würde es nicht darauf ankommen lassen. Das war unverkennbar.

Zwei dreckige Hände, die aus grauen Ärmeln ragten, schoben sich aus dem Loch, dann folgte ein Helm über einem bleichen, dreckverschmierten Gesicht. Bergmann trat vor, riss den Helm weg und zog den Mann an den Haaren heraus. «Verfluchter Bastard! Raus da!»

Er schlug dem Deutschen gegen die Schienbeine. Der Mann knickte ein und reckte die Hände so hoch in die Luft, wie er nur konnte. Dreizehn Deutsche kletterten aus dem Keller, vier davon waren verwundet. Bergman schlug und trat sie alle. Mit hinter dem Kopf verschränkten Händen stolpten sie die Strasse hinunter, zu den Dutzend anderen, die genauso scho-

Frühling In Deutschland

ckiert und verängstigt darauf warteten, dass sie in ein Gefängnis für Kriegsgefangene gebracht wurden.

Ich fragte Bergman: «Wenn sie nicht rauskommen, werfen Sie die Handgranaten rein?»

«Ja.»

«Haben Sie es schon mal so gemacht?»

«Ja, natürlich. Dreimal heute morgen. Sture Hurensöhne.»

Noch vor wenigen Wochen hatten sich alle gefragt, wie es wohl sein würde, eine grosse deutsche Stadt zu besetzen und es mit Scharen deutscher Zivilisten zu tun zu haben. Würden es lauter unbelehrbare Nazis sein? Würde man sie hart anpacken müssen? Wie sehr hatten die Luftangriffe ihnen tatsächlich zugesetzt?

Nun, inzwischen wussten wir alle die Antwort, aber die Invasion kam so schnell voran, dass kaum Zeit blieb, sich als Eroberer zu fühlen. Natürlich machte es Vergnügen, versteckte Weinvorräte aufzuspüren, Flaschen zu köpfen und zu kosten. Wenn der Wein zu sauer war, konnte man ihn einfach ausspucken und die Flasche gegen die Wand schleudern.

Haltbare Beute, solche, die man in den Rucksack stecken konnte, war schon schwieriger zu bekommen. Dafür musste man in den Bergen von Schutt graben oder die Kleidung von frischen Leichen durchwühlen. In verlassenen Dörfern gab es mehr zu holen.

Die Infanterie brauchte mehrere Tage, um Koblenz zu säubern. Aus Remagen kamen keine Neuigkeiten, Pattons Moselüberquerung war also nicht nur eine Finte gewesen. Berichte gingen ein, dass sich Kampfkommando A mit seinen Aufklärungspatrouillen fünfundvierzig Kilometer hinter Simmern auf den strategisch wichtigen Fluss Nahe westlich von Bad Kreuznach zu bewegte. Die Tatsache, dass ihnen die Lagekarten ausgegangen waren, zeigte, dass Patton mit seinem spektakulären Schwenk nach rechts taktisch improvisiert hatte, weil die alli-

ierten Pläne für einen Sturm über den Niederrhein nicht funktionierten. Aus unklaren Gründen zögerten Patton und Hodges, ihre Erfolge zu nutzen. Im Hauptquartier der Division erzählte man sich, Montgomery verlange mehr amerikanische Divisionen für die Streitmacht, die er für den Angriff auf die Städte an der Ruhr nach Überquerung des Flusses zusammenzog, und Bradley und Hodges seien strikt gegen jede Änderung der Planung. Sie argumentierten, Montgomery habe bereits das Vorhaben vermasselt, die Deutschen aus ihren Stellungen auf dem linken Ufer südlich des Dortmund-Ems-Kanals zu verjagen; die Hauptstosskraft solle sich nun auf den mittleren Abschnitt richten. Dort war, das hatte die Aufklärung erbracht, die deutsche Verteidigung wesentlich schwächer.

Pattons Stabsoffiziere machten keinen Hehl aus ihrer tiefen Abneigung gegen Montgomery, der sich ihrer Meinung nach in den Vordergrund spielen und behaupten wollte, er sei das militärische Genie hinter der entscheidenden Schlacht, die den Weg nach Deutschland geöffnet hatte. Aber «Blood-and-Guts»-Patton, den Leichen so faszinierten, hatte immer noch ein As im Ärmel! Wenn ich Kämpfe erleben wollte, sollte ich die Infanterie nach Süden begleiten.

Ich überquerte die Mosel zum erstenmal bei Hatzenport zusammen mit Einheiten der 5. Division. Der Fluss war dort tief und reissend. Mit Weinreben bedeckte Hügel fielen steil zum Ufer ab. Hätte man diesen Abschnitt entschlossen verteidigt, wäre er über Monate zu halten gewesen, aber unsere Panzer stiessen kaum auf Gegenwehr.

Die Dörfer im Tal mit den schiefergedeckten Häusern zeigten Spuren der Kämpfe, waren aber nicht so zerstört wie die Städte. Aus allen Fenstern hingen weisse Flaggen, die Zivilisten hielten sich verborgen. Ab und zu erblickte man eine Frau, die zwischen

Frühling in Deutschland

Gardinen nach draussen spähte, hie und da arbeitete hoch oben auf den Terrassen ein Bauer an seinen Weinstöcken.

Die Strasse auf dem Südufer war weder durch Sperren blockiert noch vermint. An mehreren Stellen führten Pontonbrücken über den Fluss. Sie wurden durch ein paar Flakgeschütze und Militärpolizisten bewacht. In der Regel wussten sie nicht, wie der nächste Ort hiess, wohin die Seitenstrassen führten und was vor ihnen lag.

Die deutschen Strassenschilder waren hilfreicher. Ich habe einfach nicht begriffen, warum die Deutschen es nicht wie die Briten gemacht haben, als die Invasion drohte: Sie haben die Strassenschilder abmontiert und die Ortsnamen übermalt. Nicht so die Deutschen. Meines Wissens legte die «eigensinnige» Hitlerjugend nirgendwo in Deutschland Initiative an den Tag und drehte ein paar Wegweiser zur Verwirrung des Feindes um. Die amerikanischen Befehlshaber wussten bald, dass sie sich auf die deutschen Strassenschilder mindestens so gut verlassen konnten wie auf ihre eigenen Karten.

Der Hunsrück war dünn besiedelt. Die ersten Dörfer wiesen nur wenige Narben auf, die einzigen Spuren des Krieges waren Sperren auf den Zufahrtsstrassen. Die Panzer fuhren einfach darum herum. Die Bauern hatten hier nicht den Blick der Besiegten. Die Zivilisten wirkten verängstigt, aber nicht so schockiert und fassungslos wie die Menschen in der Eifel. Auf einige Feldern wurde gepflügt. Links und rechts der Strasse liefen Frauen und Kinder, ohne einen Blick auf den vorbeiziehenden Feind zu werfen. Ich fragte mich, wohin sie wohl unterwegs waren, aber wir hatten keine Zeit, um anzuhalten und mit ihnen zu sprechen.

Die Vorhut der 5. Division erreichte Kastellaun. Niemand in der Stadt wusste, wie weit voraus das Hauptkontingent der Panzertruppen sich befand. Vielleicht in Simmern... oder noch weiter.

Die Kommunikation funktionierte nicht zuverlässig. An den Flanken gab es ein paar Probleme mit versprengten Deutschen, die aus den Wäldern kamen und Konvois überfielen. Gerade hatte sich eine Nachschubkolonne für Kampfkommando B auf den Weg gemacht. Falls ich es eilig hatte, sollte ich versuchen, sie einzuholen und unter ihrem Schutz weiterfahren.

Die Nachschubkolonne hatte ungefähr fünfzehn Kilometer zurückgelegt, als ich zu ihr stiess. Sie sass auf der Strasse fest, weil ein Panzerwagen in einen zerbombten Abflusskanal gerutscht war und sich überschlagen hatte. Wütende Offiziere fluchten über die Militärpolizisten, die versuchten, des Durcheinanders Herr zu werden. Mir gefror das Blut bei dem Gedanken, was für ein leichtes Ziel dieses Chaos schreiender Männer und dröhnender Motoren einer Bomberstaffel bieten würde.

Anderthalb Kilometer weiter stiess ich auf eine Kolonne Kettenfahrzeuge und drei Sherman-Panzer, die sich im feuchten Halbdunkel vorankämpften. War das die Nachhut der Hauptstreitmacht?

Vor uns war die Strasse weitgehend leer. Sie verlief ein Stück durch einen Fichtenwald, sehr dunkel und sehr dicht, davor und danach erstreckte sich Ackerland so weit das Auge reichte, und aus unsichtbaren Dörfern erhoben sich schlanke graue Kirchtürme zum Himmel. Die Räder surrten gleichmässig.

Auf einmal sah ich, dass die Panzer vor mir die Strasse verliessen. Die anderen Fahrzeuge folgten ihnen. Über den Baumwipfeln leuchteten Explosionen auf wie Blüten, und ein Maschinengewehr stiess hektische Salven aus. Das Geschoss einer 8,8cm-Kanone schlug auf einem Feld neben der Strasse ein, gleich darauf ein zweites. Männer sprangen aus den ungepanzerten Fahrzeugen heraus und hechteten, Deckung suchend, in

Frühling in Deutschland

die Gräben. Dort kauerten sie sich zusammen, lauschten auf das Pfeifen der Geschosse und drückten sich so flach wie möglich auf den Boden, wenn ein Projektil dicht neben ihnen einschlug. Dann wechselten die Deutschen ihre Munition und belegten uns mit Schrapnellfeuer. Die Strasse war bald mit Splittern übersät.

Ich lag im Graben neben einem Sanitärer, der von einem Lastwagen mit Erste-Hilfe-Ausrüstung gesprungen war. «Die verdammten Krauts wissen, dass sie geschlagen sind», schimpfte er, «sie würden gerne aufgeben. Aber sie wissen nicht, wie sie es anstellen sollen. Sie haben keine Regeln dafür. Verdammte Scheisse, aber keiner wagt, sich einfach davonzumachen! Und jetzt schießen sie Schrapnells!»

Nach ungefähr zehn Minuten hatten die Panzer ein Ziel ausgemacht und begannen zu schießen. In den Wäldern entwickelte sich ein heftiges Gefecht mit Handfeuerwaffen. Rote und weisse Leuchtspurgeschosse erhellten die Szenerie. Dann bekam ein Tankfahrzeug einen direkten Treffer ab und explodierte mit ohrenbetäubendem Knall in einem Flammenregen. Weiter oben auf der Strasse schrie jemand nach Sanitärern.

Als es hell wurde, hörte der Beschuss auf. Den dringenden Wunsch, an die Front zu kommen, verspürte ich schon geraume Zeit nicht mehr, aber zum Umkehren war es zu spät. Kurz vor Simmern traf ich den schwer erreichbaren G2 der Brigade, und man wies mir ein Quartier in einem unbeschädigten Haus zu. Dann gab es den nächsten Alarm. Weiter vorn auf der Strasse brach hektisches Durcheinander aus, jemand rief: «Weg da! Weg da! Kampftrupp kommt!» Dann rollte ein halbes Dutzend Truppentransporter heran, die Männer bepackt mit Handgranaten und Munitionsgürteln. An der nächsten Kreuzung brannte ein Sherman-Panzer, neben der Fahrbahn lagen die Leichen der Männer, die sich nicht mehr in Sicherheit hatten bringen können.

Spät in jener Nacht ging es wieder los. Gegen Morgen war der Artilleriebeschuss so heftig, dass ich aus dem Bett stieg und draussen nachschaute. Im Westen leuchtete der Himmel blutrot. Ein Dorf hatte die Aufforderung zur Kapitulation ignoriert und brannte nun.

Am Morgen erfuhr ich, was passiert war. Die Reste einer SS-Einheit mit mehreren Sturmgeschützen hatten auf dem Rückzug vor General Patchs 7. US-Armee in der Pfalz versucht, bei Bingen unsere Linien zu durchbrechen, ohne zu ahnen, dass sie sich auf Kollisionskurs mit einer ganzen Panzerdivision befanden. Ohne Luftaufklärung tastete der Feind blind nach einem Fluchtweg. In den nächsten Tagen gerieten mehrere solcher Trupps, Reste von Hitlers 1. Armee, zwischen die Fronten von Patch und Patton, wurden eingeschlossen und aufgerieben. Wenn mangels Nachschub oder einfach aus Erschöpfung die Panzer die Flüchtenden nicht verfolgen konnten, übernahmen Kampfbomber die Sache.

An der Strasse stand ein Oberst der Wehrmacht und wartete auf jemanden, der seine Kapitulation und die von weiteren achtzig versprengten Männern annehmen konnte. Er sagte zu mir: «Das ist kein Krieg. Ihr braucht die Panzer und Geschütze nicht mehr. Eure Flugzeuge allein können uns vernichten.»

Die dritte Märzwoche brachte strahlendes Frühlingswetter, sonnige, wolkenlose Tage. Die Geschwader des 9. Taktischen Luftkommandos flogen zwölf bis dreizehn Stunden am Tage Exekutionseinsätze. Es war nichts anderes als Exekution, denn einem Geschwader Kampfbomber, das im Tiefflug mit 650 Stundenkilometern herandonnert, kann man sich nicht ergeben. Jede Strasse und Nebenstrasse, jede Lichtung, wo die Truppen des Feindes Deckung gesucht hatten, war mit russgeschwärtzen Splittern bedeckt. Keine Tarnung half, kein Buschwerk war dicht genug, um Schutz zu bieten. Wenn Sprengstoff nicht aus-

Frühling in Deutschland

reichte, besorgten Napon-Bomben den Rest. (Napon, eine gelartige Mischung von Naphthensäure und Palmitinsäure, wurde später bekannt unter dem Namen Napalm.) Ein Dutzend Napon-Bomben verwandelte einen Quadratkilometer Wald in ein Inferno.

Die Schlächterei erreichte ihren Höhepunkt zwischen dem 18. und 23. März östlich von Bad Kreuznach. Hunderte deutscher Lastwagen, Panzerfahrzeuge und Geschütze von der zusammengebrochenen Saar-Front bewegten sich Richtung Rhein. Amerikanische Flugzeuge nahmen sie unter Beschuss. Viele Geschütze wurden von Pferdewagen gezogen. Die Bordkanonen der Mustangs hinterliessen Berge von toten und verwundeten Pferden und zerschmetterten Protzen, auf die die nachfolgenden Fahrzeuge prallten.

Ein zwanzigjähriger Kampfpilot, das Gesicht von vielen Einsätzen gezeichnet, sagte: «Es war wie die Jagd auf Ratten. Ja, Rattenjagd. Du stöberst sie auf. Du holst aus. Du schlägst auf das Ungeziefer drauf. Du tötest es.»

Achtzehn Stunden später passierte ich einen Strassenabschnitt, wo die Mustangs ausgeholt, draufgeschlagen und getötet hatten. Über Telefondrähten neben der Strasse hingen menschliche Eingeweide.

In einem Wald bei Hochstetten sammelte sich ein Trupp von zehn deutschen Panzern. Fünf Mustangs griffen sie an. Beim vierten Überflug kam die letzte Maschine so tief, dass sie in den einzigen Panzer krachte, der noch nicht brannte.

In der Nacht vom 22. auf den 23. März schickte Patton, der dem SHAEF [Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force: Hauptquartier der Alliierten Expeditionstreitkräfte, Anm. d. Übers.] mindestens achtundvierzig Stunden voraus war und sicherstellen wollte, dass Montgomery ihm nicht zuvorkommen würde, die 5. Division über den Rhein bei Oppenheim, einer kleinen Stadt auf dem Westufer, ungefähr dreissig

Kilometer südöstlich von Bad Kreuznach und zwanzig Kilometer westlich von Darmstadt. Wieder einmal erledigte «Old Blood and Guts» das Unerwartete grossartig. Er änderte die Stossrichtung der 3. Armee ohne das geringste Zögern und rammte sie ohne die geringste Unsicherheit wie einen Dolch mitten in das Herz Deutschlands, über schmale Nebenstrassen und enge Dorfwege. Auch ohne deutschen Widerstand war es ein ausserordentlich kühnes Unternehmen, und ich glaube, dass es wesentlich zur Abkürzung des Krieges beitrug.

Die Flussüberquerung der 5. Division begann um zehn Uhr abends bei hellem Mondlicht. Die Amerikaner hatten die Luft-
höhe so vollständig errungen, dass Patton sich gar nicht bemühte, die Konzentration von Männern und Material am Fluss zu verbergen.

Die sanften Hügel, die die Rheinebene säumten, waren nach zehn Tagen Sonnenschein ausgetrocknet. Gelbe Staubwolken hingen über den Lastwagen, die Pontons, Flösse, Landungsfahrzeuge, Barkassen und Brückenteile transportierten.

Am Nachmittag des 22. März lagerte alles, was für die erste Phase der Operation benötigt wurde, in Deckung am Flussufer zwischen Nierstein und Oppenheim. Der Feind liess sich nicht blicken. Flugzeuge machten ein paar feindliche Munitionsdepots auf Feldern am anderen Ufer aus und beschossen sie.

Nach Einbruch der Nacht holten die Pioniere mehrere hundert Landungsboote aus Leichtmetall von den Lastwagen und reichten sie hinter Steinmauern und einem Eisenbahndamm etwa fünfzig Meter vom Flussufer entfernt auf. An dieser Stelle fiel das Ufer sanft ab. Das andere Ufer bestand aus Sandbänken mit Schilf dazwischen. Die brennenden Munitionsdepots leuchteten so hell, dass sich in der Ferne klar die Kirchtürme von Geinsheim und Erfelden abzeichneten.

Am Flussufer bei Oppenheim war nach Sonnenuntergang al-

Frühling in Deutschland

les still, man hörte nur den Verkehr von den weiter weg gelegenen Strassen. Artillerie wurde nicht in Stellung gebracht. Die Aufklärungsflugzeuge hatten gemeldet, dass es keine lohnenden Ziele gab.

Um 22 Uhr versammelten sich die Infanteristen bei den Landungsbooten hinter dem Bahndamm und warteten auf den Einsatzbefehl. «Okay, alles planmässig. Es geht los.» Sie hoben die Boote hoch, trugen sie zum Wasser, wateten hinein, stiessen die Boote ab und kletterten an Bord.

Zweihundert Boote überquerten auf einer Länge von gut einem halben Kilometer gleichzeitig den Fluss. Der Rhein war hier zwischen zweihundertfünfzig und dreihundertfünfzig Meter breit, die Strömung betrug zwischen vier und sechs Knoten. In dem hellen Mondlicht hätten Maschinengewehre innerhalb von Minuten die erste Welle der Invasion niedermähen können, aber weit und breit gab es keine Maschinengewehrstellungen.

Die Boote kamen ein Stück weiter flussabwärts als geplant an Land. Die Männer sprangen heraus und verschwanden im Schilf. Dreiundzwanzig Minuten nachdem das erste Boot angelandet war, feuerte ein deutscher Wachposten. Eine Granate explodierte, und eine Stichflamme schoss zum Himmel. Die 3. Armee stand auf dem Ostufer des Rheins.

Am nächsten Morgen durchbrach ein halbes Dutzend Messerschmitt-Flugzeuge unsere Luftabwehr und griff im Tiefflug die halbfertigen Pontonbrücken an. Sie richteten nicht viel Schaden an, obwohl es auf dem Fluss inzwischen wimmelte von Higgins-Booten, Barkassen, Flößen, Truppenlandungsbooten und sogar ein paar Amphibienpanzern.

Später am Tag kamen noch mehr Maschinen, aber alle verfehlten ihre Ziele. Mehr Schwierigkeiten bereiteten Sturmgeschütze, die bei Trebur eingegraben waren. Sie feuerten aus grosser Entfernung auf die halbfertige Schwerlastbrücke.

Die Querschläger schlugen am Südrand der Stadt ein, mehrere Häuser stürzten krachend zusammen. Unter dem schrecklich ungenauen Beschuss hatten nur die Zivilisten zu leiden.

Bei Tagesanbruch setzte ich in einem Higgins-Boot über den Fluss, begleitete eine Infanteriekompanie, die sich um angeblichen Widerstand am Kanal von Erfelden kümmern sollte, und dann lag ich eine halbe Stunde am Fluss in Deckung und sah zu, wie Granaten ohne Schaden anzurichten im Wasser landeten. Danach kehrte ich ins Hauptquartier der Division zurück. Soeben war die Meldung hereingekommen, dass die Patrouille zehn Kilometer östlich von Oppenheim immer noch nicht auf Widerstand gestossen war. Sobald die Schwerlastbrücke fertig war, überquerte die 4. Panzerdivision unbehelligt den Fluss.

Pattons Rheinübergang, das letzte grosse militärische Abenteuer in diesem Krieg, erfolgte beinahe unbemerkt. Zum Glück.

Weiter nördlich überschritten noch andere Einheiten den Fluss, mit viel Sperrfeuer und Deckung durch Tausende von Flugzeugen, unter Einsatz von Fallschirmspringern, Nebelgranaten, Flammenwerfern, den neuesten monströsen Mitteln der amphibischen Kriegführung. Es war eine Demonstration der Stärke, mit der die Truppen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zogen und die Todesstrafe noch einmal bestätigten, die die Bomben bereits verhängt hatten. Als einzige unbeeindruckt von dieser Entfaltung tödlicher Macht blieben anscheinend die Männer der geschlagenen deutschen Armee. Es war genau so, wie es der Sanitäter neben mir im Graben gesagt hatte: Sie wussten nicht, wie sie sich ergeben sollten.

Kapitel 5

Nachdem die Amerikaner den letzten Widerstand der Deutschen in der Pfalz gebrochen hatten und die alliierten Armeen den gesamten Rhein kontrollierten, von Holland bis zur Schweizer Grenze, wurde es für mich physisch unmöglich, mit Pattons Panzertruppe Schritt zu halten und die Berichte an meine Zeitungen abzusetzen. Die Funkkapazitäten waren maximal ausgelastet und mussten weniger dringlichen Funkverkehr wie Presseberichte zurückstellen. Manchmal legte ich dreihundert Kilometer zurück, um meine Berichte im Armeehauptquartier von der Zensur absegnen und dann abschicken zu lassen. Nicht selten waren Kommandoposten vierzig oder fünfzig Kilometer hinter die Front zurückgefallen, selbst in der Eifel und im Hunsrück, wo sich die Front nicht so weit auseinanderzog wie entlang des Rheins. Manchmal fuhr ich eine Stunde oder noch länger durch dünn besiedelte Gebiete, ohne dass ich einen einzigen amerikanischen Soldaten zu Gesicht bekam.

Wochenlang lebte ich in der irrigen Annahme, dieses nervenaufreibende Hin und Her zwischen «Front» und Hinterland wäre gefährlich. Früher oder später, so glaubte ich, würden die deutschen Zivilisten aus ihrer Erstarrung erwachen und einen Guerillakrieg beginnen. Und dann würde ich an einem strahlenden Frühlingmorgen in Maschinengewehrfeuer geraten, oder aus einem hochgelegenen Fenster würde eine Handgranate auf mich fallen... auch schon ein zwischen zwei Bäumen gespannter Draht an einer scharfen Kurve würde ausreichen oder ein paar Minen, die nachts auf die Strasse gelegt wurden.

Aber nichts dergleichen geschah. Die zitternde Anspannung, das instinktive Ducken, selbst wenn ich durch Gelände fuhr, das reichlich Deckung bot, die Konzentration, mit der ich Lagekarten studierte und Strassen durch offiziell «gesäubertes» Gelände suchte, all das war unnötige Mühe.

Einmal, nach einem kapitalen Fehler beim Kartenlesen, nahm ich zwischen Trier und Simmern die falsche Strasse. Etliche Kilometer fuhr ich durch Gelände, das als «Widerstandsnest» galt. Nicht genug der Ironie: Mehrere Male sprach ich vermeintliche «Gefangene» in deutscher Uniform an und fragte nach dem Weg. Sie gaben mir Auskunft – bereitwillig.

Nach der Schlacht um das Rheinland hatte der Feind nicht mehr den Willen, weiterzukämpfen. Hitlers Streitkräfte führten Krieg mit absoluter Konzentration auf ein Ziel und mit ausserordentlicher Effizienz, und das hatte es ihnen ermöglicht, militärische Wunder zu vollbringen. Die Zivilbevölkerung hielt Bombenangriffen stand, die bei Weitem schlimmer waren als die Angriffe der Luftwaffe auf London, Coventry, Southampton und andere britische Städte. Doch als die britischen und amerikanischen Invasionstruppen auf deutschem Boden standen, brach die Moral der Zivilbevölkerung restlos zusammen.

Die Industriestädte hatten so massive Zerstörungen erlitten, dass es verständlich war, wenn die Einwohner sich mutlos ergaben. Weniger verständlich war das Verhalten der Menschen auf dem Land und in Kleinstädten und Dörfern, die von Bombenangriffen und Artilleriebeschuss verschont geblieben waren. Sie unterwarfen sich den Besatzern ohne Fragen und ohne Protest – und beugten sich ohne Scham vor ihnen.

Am Anfang fühlte ich mich jedesmal unbehaglich, wenn alte

Frühling in Deutschland

Frauen auf einem schmalen Gehsteig vor mir in den Rinnstein traten oder wenn alte Männer an den Hut tippten und den Mund zu einem gequälten Lächeln verzogen, bevor sie eine einfache Frage beantworteten. Es widerte mich an, wenn ich hörte, wie Menschen, die einst aus Hitler einen Gott und aus seinen Worten eine Religion gemacht hatten, ihn nun verleugneten. Wäre Hitler auch der Teufel persönlich gewesen, ein solches Verhalten wäre immer noch abstoßend. Treue – auch Treue zu einem durch und durch schlechten Regime – kann Respekt abnötigen, aber die deutsche Bevölkerung legte nicht eine Spur von Treue an den Tag, sobald ihre Armeen geschlagen waren und die Nazis nicht mehr das Sagen hatten. Das System des Führers, das jede Opposition unterdrückte, indem jeder jedem anderen eine Pistole an den Kopf hielt, hatte ganz und gar nicht eine Rasse von «Übermenschen» hervorgebracht, sondern allen wahren Mut aus den Menschen herausgepresst.

In einer hessischen Stadt bekam ich ein Quartier in einem requirierten Haus, in dem die Besitzerin, eine Frau über fünfzig, weiterhin im Untergeschoss wohnen durfte. An meinem ersten Morgen stand sie ängstlich lächelnd vor der Tür und fragte, ob ich etwas zu waschen hätte.

Ich fragte, wer sie geschickt habe. Sie erwiderte, niemand habe sie geschickt. Warum wollte sie dann meine Wäsche waschen, brauchte sie Geld oder etwas zu essen? Sie sagte, sie erwarte keine Bezahlung. Warum war sie gekommen? Sie sagte, die amerikanischen Offiziere hätten sie aus ihrem Haus vertrieben, aber sie beklage sich nicht. Sie wolle ihnen gefällig sein und sich gut mit ihnen stellen. Hatte man sie bedroht oder misshandelt? Nein, nein. Sie gehorche nur Befehlen. Aber sie wolle auch gefällig sein.

Der Verfall der Moral reichte bis in die SS hinein. Einen Offizier bei einer Gruppe Kriegsgefangener, die mir auf der Stras-

se nach Fulda begegneten, fragte ich, wie man Mitglied einer Elitetruppe wie der SS geworden war. Mit Tränen in den Augen und klagendem Tonfall antwortete er: «Warum glauben Sie, dass wir etwas anderes sind als die Wehrmacht? Zu Beginn des Krieges konnte man sich freiwillig zur SS melden, aber später nicht mehr. Wir wurden eingezogen. Wir haben nur Befehlen gehorcht wie alle anderen Soldaten. Warum sollen jetzt deswegen unsere Köpfe rollen?»

Eine Woche zuvor hätte dieser Mann noch für sein Land sein Leben riskiert – *aber nur auf direkten Befehl eines vorgesetzten Offiziers*. Nun war die Kommandokette zerbrochen, und die Menschen konnten auf keine inneren Ressourcen zurückgreifen, sie hatten keinen Stolz, kein Vertrauen, um mutig sein zu können. Vor mir stand ein Tier, das man dressiert hatte, reflexhaft auf einen bestimmten Reiz zu reagieren. Wenn der Reiz abgeschaltet wurde, wusste es nicht mehr weiter: eine hilflose, verwirrte Ratte in einem ihr unbekanntem Labyrinth.

Ein einziges halbwegs amüsanter Beispielfür die bedingungslose Autoritätsgläubigkeit der Deutschen erlebte ich in Mainz. Die Räumung eines Häuserblocks verzögerte sich, weil aus einem der oberen Fenster geschossen wurde. Unten warteten die Infanteristen, bis ein Panzer kommen und die Sache erledigen würde. Da trat aus dem gegenüberliegenden Haus eine füllige Frau, an einem Besenstiel schwenkte sie eine weiße Fahne. Sie überquerte die Straße und verschwand in dem Haus, aus dem geschossen wurde. Nach fünf Minuten tauchte sie wieder auf und zog die beiden Scharfschützen an den Ohren hinter sich her. Es waren ihre Söhne, zwölf und vierzehn Jahre alt. Sie gehorchten dem Befehl ihres Scharführers von der Hitlerjugend, der gesagt hatte, sie sollten sterben wie tapfere junge Werwölfe – zumindest gehorchten sie ihm so lange, bis ihre Mutter die direkte Befehlsgewalt übernahm.

Frühling in Deutschland

Nachdem die Alliierten Models Divisionen an der Ruhr eingekreist hatten, war die Frage nicht mehr, wie der Krieg enden würde, sondern nur noch, wann er enden würde. Ich bin überzeugt, wenn das deutsche Volk die Courage besessen hätte, einen Partisanenkrieg hinter den alliierten Speerspitzen zu führen, oder wenn der deutsche Generalstab willens und in der Lage gewesen wäre, massive Kräfte in den bayerischen Bergen zusammenzuziehen und neu zu formieren, dann hätte Hitler sein letztes grössenwahnsinniges Versprechen wahr gemacht und ganz Europa ins Chaos gestürzt.

Jedem, der Pattons Panzern und motorisierter Infanterie nach Chemnitz folgte oder allgemein dem Vorstoss vom Mittelrhein nach Berlin, konnte nicht verborgen bleiben, wie verzweifelt dünn gesät die Besatzungstruppen auf dem deutschen Territorium waren. Gegen eine feindselige Zivilbevölkerung hätten sie zahlenmässig nichts ausrichten können.

Die Städte und Dörfer im Innern Deutschlands unterschieden sich sehr von den Städten und Dörfern im Rheinland. Nach dem Fall von Kassel reduzierte sich der Widerstand auf gelegentliche letzte Zuckungen. Hin und wieder verschloss ein Dorf die Ohren vor den Lautsprecherwagen, und dann sprachen die Geschütze, aber das kam immer seltener vor. Noch Tage, nachdem der letzte alliierte Panzer vorbeigerollt war, hingen die weissen Fahnen aus den Fenstern. Die Nachschubkolonnen wurden nicht durch Saboteure und Heckenschützen behindert, auch nicht einzelne Personen, die mit Jeeps und Kommandofahrzeugen hinterherkamen.

Erst nachdem viele Lastwagen mit gefangenen Soldaten der Wehrmacht an mir vorbeigefahren waren, begriff ich, dass nicht nur das Bewusstsein der endgültigen Niederlage diese fast schon unheimliche Passivität verursachte. Östlich der Elbe warf eine Division von Hitlers Armee nach der anderen die Waffen weg und floh vor den unerbittlich heranrückenden Russen.

Jedes Schicksal war besser als das, welches den deutschen Soldaten erwartete, der den tatarischen Horden in die Hände fiel!



Berlin, 1945

TEIL III

IN HITLERS REICH

Kapitel 6

Wer die alliierten Armeen begleitete, die 1945 den Körper des deutschen Reiches seziierten, stiess oft auf Dinge, die ein Schlaglicht auf die Geisteshaltung der Nazis warfen. Unter der schneidenden Arroganz des Herrenvolkes lagen Furcht und Schuldgefühle begraben.

Als hätten Hitlers Gangster die Niederlage schon geahnt, bevor sie sich zur Eroberung Europas aufmachten, legten sie eifrig ausgedehnte unterirdische Labyrinth an, die ihnen als Versteck dienen sollten, falls etwas schief ging.

Das waren nicht die üblichen Befestigungen, wie man sie von der Maginotlinie oder der Siegfriedlinie kannte, sondern einzelne Schlupflöcher, die nur der Elite des Regimes und ihren Heloten Schutz boten.

Der erste unterirdische Bau, den ich zu sehen bekam, war der älteste: das Führerhauptquartier in Ziegenberg westlich von Bad Nauheim. Anfang April rückten Pattons Panzer von Frankfurt aus nach Norden vor in Richtung Kassel, und dabei überrannten sie den Ort, beinahe ohne es zu bemerken. Es war ein stark zerstörtes Städtchen am Fuss einer Hügelkette neben der Autobahn Berlin-Frankfurt. Im dortigen Kartenraum hatte Hitler 1940 den Überfall auf die Niederlande und Frankreich befohlen. Und vier Jahre später beobachtete von Rundstedt in Ziegenberg den Fortgang der Ardennenoffensive.

Von der Autobahn führten unscheinbare Nebenstrassen nach Ziegenberg. Die Landschaft war hübsch: Dörfer, dazwischen grüne Wiesen und dicht bewaldete Hügel.

Manche Dörfer in der Alten Welt waren gar keine richtigen

In Hitlers Reich

Dörfer, sondern Ansammlungen von Bunkern und Geschützstellungen mit extra dicken Betonmauern und tiefen, mit Stahlträgern verstärkten Kellern. Nach aussen hin zeigten sie eine perfekte mittelalterliche Fassade. Ein Bauernhof entpuppte sich bei näherer Betrachtung als kleiner, bestens ausgestatteter Flughafen, die Gebäude waren getarnt als Heuschober und Scheunen.

Die alliierte Aufklärung wusste, dass das deutsche Hauptquartier irgendwo in dieser Umgebung sein musste, und es hatte schwere Bombenangriffe gegeben. Die Bomben fielen auf Schuldige und Unschuldige gleichermaßen, ein Dorf nach dem anderen, die echten und die anderen, die gar keine waren, sanken in Schutt und Asche.

Die Hauptbunkeranlage hatte man unter dem vollkommen zerstörten Schloss Ziegenberg ausgegraben. Von dem aufwendig restaurierten Gebäude aus dem 18. Jahrhundert standen nur noch eine zerklüftete Mauer und das Fundament eines Rundturms. Sprengbomben und Brandbomben hatten die viereinhalb Meter dicken Befestigungsmauern in Trümmer verwandelt.

Die Zufahrt, eine schnurgerade, sechs Meter breite Strasse, führte durch den Ort Ziegenberg den Hügel hinauf, auf dem die Ruine des Schlosses emporragte, und verschwand dann im Wald. Zwischen den Bäumen hingen Tarnnetze, junge Fichten hatte man so gezogen, dass sie über die Netze wuchsen. In engen, von Holzstapeln verdeckten Gruben waren Wachen positioniert gewesen, nur ihre Köpfe hatten herausgeragt.

Die Dorfbewohner erzählten, der Führer sei abends oft auf diesen Strassen spaziergegangen. Seine Leibwächter hatten im Abstand von fünfundzwanzig Metern mit dem Rücken zur Strasse am Rand Aufstellung genommen. Zwischen den Bäumen fanden sich die Überreste einer Lichtanlage, nachts musste

das Gelände wie verzaubert gewirkt haben. Alle Lampen waren angestrichen und nach oben abgeschirmt, so dass kein Lichtstrahl nach draussen dringen konnte. Die Lichter wurden nur ausgeschaltet, wenn die Radarstation anfliegende Flugzeuge meldete.

Die Strasse verlief zunächst an einem langgestreckten, schlichten Gebäude vorbei, einer Baracke für untere SS-Ränge, und dann an Trümmern, die auf den ersten Blick wie die Überreste von Blockhäusern aussahen, sich beim zweiten Blick aber als die Eingänge zu den «Bunkern» der Festung erwiesen. Hier hatten die hochrangigen Parteimitglieder und Militärangehörigen bei ihren Besuchen gewohnt. Hitler selbst hatte «Haus Nr. 1» bezogen.

Nach der Evakuierung erhielten die alliierten Soldaten den Befehl, alles zu zerstören, was sich zerstören liess. Mit Benzin-kanistern, Dynamit und Flammenwerfern waren sie durch die Bunker gegangen, aber selbst noch die verkohlten Überreste liessen erkennen, dass die Häuser einst luxuriös eingerichtet waren.

An der Kellertreppe in jedem Haus hing der in Deutschland allgegenwärtige Schriftzug: «ZUM LUFTSCHUTZRAUM». In diesem Fall war der Luftschutzraum die Festung selbst.

Nur ein Stockwerk unter der Erde öffnete sich eine vollkommen andere Welt. Ein Gewirr von Betonstollen führte tief in den Berg hinein. Die schweren Metalltüren hatten Gucklöcher aus Panzerglas. Überreste von Photozellen und akustischen Überwachungsanlagen waren zu erkennen, Mikrophone in den Decken der Gästezimmer, Falltüren, Nischen für Wachposten, geheime Fluchtwege. Furcht und ein bis an die Grenzen der menschlichen Vorstellungskraft gesteigertes Misstrauen mussten die Triebkräfte beim Bau der Anlage gewesen sein. An diesem Ort wollten Männer sich vor dem Zorn ihrer Mitmenschen verschanzen, in einer Kunstwelt, die sie in den lebendigen Fels

In Hitlers Reich

gehauen hatten. Wahnsinnige Genialität hatte Luftzufuhr, Heizung, Licht und Kanalisation geregelt. Es herrschte die Atmosphäre einer sterilen, mit Plüsch gepolsterten Folterkammer – und der Folterknecht war der Geist, das Gewissen derjenigen, die hier sassen. Alles liess sich aussperren, alles – nur nicht die Angst.

Unter den Luftschutzräumen ging es weitere drei Stockwerke in die Tiefe, und die waren verbunden mit sieben Stockwerken unter dem Schloss von Ziegenberg. Alliierte Nachrichtoffiziere vermuteten, dass der Komplex Raum für mindestens dreitausend Leute geboten hatte.

Ich erkundete zwei Nachmittage lang die leeren Stollen und Räume, in denen meine Schritte widerhallten. Die ersten Fledermäuse hatten sich bereits eingemistet. Der unheimliche Ort verursachte mir Herzklopfen. Ich bewegte mich vorsichtig wie eine Katze. Ab und zu gab eine Falltür ein wenig nach, und ich kam an Türen vorbei, die schreckliche Namen trugen: Himmler, Goebbels, Göring, Kesselring. In Kellern standen und lagen zerschmetterte Funkgeräte, Schalttafeln von Telefonanlagen, Dieselgeneratoren, Pumpen für das Abwasser und die Trinkwasserversorgung. Es gab mehrere Küchen, Bäder, Kartenzimmer und eine grosse Bibliothek, deren Fussboden kniehoch mit zerrissenen Büchern und Manuskripten übersät war. In den am weitesten unten gelegenen Gängen verbreiteten sich langsam Ammoniakdämpfe aus der zerstörten Belüftungsanlage.

Die Dorfbewohner hatten in den Kellern unter den Trümmern ihrer Häuser das Ende der Bombenangriffe abgewartet. Dann waren sie zum Schloss heraufgekommen und hatten im Schutt gewühlt, was sich an Möbeln, sonstiger Einrichtung und Werkzeugen noch Brauchbares finden liess. Sie erzählten phantastische Geschichten über die Festung und ihre Bewohner, hatten aber offensichtlich wenig Ahnung, was dort tatsächlich

vor sich gegangen war. Die Bauarbeiten wurden 1939 abgeschlossen. Man hatte KZ-Häftlinge eingesetzt. Viele Arbeiter waren dort gestorben.

Ein Dorfbewohner behauptete, er sei bis 1943 Diener im Schloss gewesen. Wenn der Krieg gut lief, hätten die SS-Männer rauschende Feste gefeiert. Alles, was in NS-Deutschland Rang und Namen hatte, kam zu Besuch. Der Mann zeigte mir eine Stelle im Wald, wo Berge leerer Champagner-, Schnaps- und Likörflaschen lagerten. Er schilderte lang und ausschweifend Hitlers Gewohnheiten und Erscheinungsbild und erzählte, wahrscheinlich verlässlicher, von dem grossen Bombenangriff am 27. März, als ein direkter Treffer Kesselrings Bunker zerstört hatte. Mehrere Stabsoffiziere wurden getötet, der General erlitt leichte Verletzungen, als ein Kronleuchter auf den Tisch stürzte, an dem er sass.

Aber interessanter als die wahren, halbweisen und zusammenphantasierten Geschichten der Menschen aus dem Dorf waren die Abschiedsworte eines alten Mannes, der auf der Türschwelle seines zerschossenen Hauses sass: «Sie sind weg und haben uns zurückgelassen. Sie haben Deutschland in den Untergang geführt. Aber Gott sei Dank sind sie weg, und wir sind sie endgültig los.»

Dem Motiv vom Versteck unter der Erde begegnete ich in ganz Deutschland immer wieder. Ich sah die Rüstungs- und Flugzeugfabriken in alten Salzstöcken, wo Tausende von Zwangsarbeitern mit ihrer Arbeitskraft und ihrem Leben die NS-Kriegsmaschinerie am Laufen gehalten hatten. Die unterirdischen Anlagen beeindruckten durch ihre Dürsterkeit, aber vor allem durch den logistischen Einfallsreichtum, um die Rüstungsproduktion vor den immer heftigeren Luftangriffen zu schützen. Wenn der Druck auf Grossbritannien stärker geworden wäre, hätte es vielleicht den gleichen Verwendungszweck für seine alten Bergwerke gefunden.

In Hitlers Reich

Auf geradezu unheimliche Art und Weise hatten die Nazis die Schutzmassnahmen vorweggenommen, die ein Krieg mit Atombomben verlangte, lange bevor sich die Möglichkeit abzeichnete, dass Deutschland sich bis zum letzten Atemzug gegen einen herannahenden Feind würde verteidigen müssen.

Ziegenberg, das Hauptquartier des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) in der Nähe von Gotha und die unterirdischen Labyrinth unter Berchtesgaden und der Reichskanzlei in Berlin wurden allesamt bis ins Detail zehn bis zwölf Jahre vor den ersten alliierten Bombenangriffen geplant, die nach und nach die Industrie- und Verwaltungsstrukturen des Landes zerstörten. Zu Anfang mochte man noch geneigt sein, ihre Existenz der krankhaften Fixierung der Baumeister auf Perfektion, auf dramatische und phantastische Effekte zuzuschreiben. Es waren Karikaturen, wie sie Jugendliche ersinnen, aber in diesem Fall geboten sie über den technischen Sachverstand, unbegrenzte Arbeitskraft und die finanziellen Mittel, um die Ausgeburten ihrer Phantasie Realität werden zu lassen.

Später fragte man sich, ob diese «Jugendlichen» nicht prophetische Gaben besessen hatten und eine Welt vorausahnten, in der die Menschen der Natur jedes Geheimnis entrissen hatten, nur dass sie immer noch nicht ihre Gier nach Macht über andere Menschen zu bezwingen wussten.

Diese ersten unterirdischen Bauten einer kranken Zivilisation, die in den Untergrund drängte, waren im Hinblick auf die spätere Art der Kriegführung eher interessant als wichtig. Das Geld, die Ideen, das Blut und der Schweiß, die das deutsche Volk dafür aufwendeten, hatten auf lange Sicht keinen oder nur geringen Nutzen für die Verteidigung des Landes. Nur die Reichskanzlei in Berlin wurde ernsthaft verteidigt, trotzdem hatten die Russen nicht viel Mühe damit, weil die Organisation,

auch die der Verteidiger, bereits zusammengebrochen war, lange bevor das Gebäude unter Feuer geriet. Wenn die Nazis anstelle von Waggonladungen von Parteiakten die Einrichtung der Forschungslabors von Peenemünde in die Bunker in Berchtesgaden geschafft hätten, wäre der Krieg womöglich anders ausgegangen. Wenn Hitler von Anfang an auf die Atombombe gesetzt und die Forschungen in der Alpenfestung konzentriert hätte, wenn er das Gebiet dann mit allen Mitteln verteidigt hätte, dann hätte er Europa in die Knie zwingen können von einem Restdeutschland aus, das nach der Invasion nur noch ein paar hundert Quadratkilometer gross gewesen wäre.

Es gibt viele «Wenns» im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg, aber die genannten sind meines Erachtens für künftige Strategen besonders ergiebig.

Viele Militärbeobachter, die nichts von dem Wettlauf der angloamerikanischen und der deutschen Wissenschaftler um die Atombombe wussten, wunderten sich bei Besuchen in der Alpenfestung, warum Hitler nicht entschied, sich dort zu verschanzen und bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Warum beging er Selbstmord im Dreck und den Trümmern von Berlin, wenn er einen viel spektakuläreren Tod in den Bergen hätte haben können? Hätte er die gesamte Verteidigung in einer Alpenfestung bei Berchtesgaden konzentriert, hätte das die alliierten Armeen grosse Anstrengungen, viele Monate Zeit und wahrscheinlich Tausende von Menschenleben gekostet.

Aus militärischer Perspektive gehören die miteinander verbundenen Täler rund um Berchtesgaden zu den am schwersten zugänglichen Gebieten in Deutschland. Alle Wege führen über schmale, kurvenreiche Passstrassen über 2'000 bis 2'500 Meter hohe Berge. Bergbäche donnern durch die Schluchten. Es gibt dichte Wälder, und teils sind die Berge regelrecht ausgehöhlt

In Hitlers Reich

von alten Bergwerksstollen, die Schutz und Deckung bieten. Die Landschaft ist grossartig – und ein Alptraum für jeden Militärtaktiker. Geschickt in den Bergen plazierte Geschützstellungen können die Strassen für Panzer unpassierbar machen, solange ihre Munition reicht. Grössere Zerstörungen, mehr als nur ein paar hastig gesprengte Brücken, können Zufahrtswege nicht nur unterbrechen, sondern endgültig abschneiden. Die teilweise direkt über einem Abgrund in den Fels gehauenen Strassen liessen sich einfach wegsprengen.

Ich fuhr zum erstenmal von München kommend nach Berchtesgaden hinein. Mein Begleiter war ein Major aus Neuseeland, der auf dem langen, strategisch sinnlosen Ansturm auf den Apennin von Cassino her reichlich Erfahrung mit Kriegführung in den Bergen gesammelt hatte. Nach zwei Tagen Fahrt, bei denen er wenig gesagt und viel beobachtet hatte, fällte er sein Urteil über die Alpenfestung: «Ich bin verdammt froh, dass Adolf sich nicht hier mit einer Überlebensausrüstung verschanzt hat. Wenn er das gemacht hätte, hätten wir noch mal sechs Monate gebraucht, um ihn zu kriegen. Das hätten nur Gebirgstruppen erledigen können. Alle Panzer und Jagdflugzeuge der Welt hätten nichts geholfen.»

Der Ort Berchtesgaden wies wenige Narben auf, nur ein paar Bombentrichter am Bahnhof und ein oder zwei durch Warnschüsse der Artillerie beschädigte Häuser. Alles sah zwar verdreckt aus, aber auch ruhig und friedlich. Neben der Strasse rauschte ein milchig-grüner Bergbach. Das Gras auf den freien Flächen und am Strassenrand war gesprengelt mit Gänseblümchen.

Wir verbrachten die Nacht in Hitlers zweiter Reichskanzlei, der Dienststelle Berchtesgaden, wo die 101. Luftlandedivision ihr Hauptquartier eingerichtet hatte. Sie lag etwa drei Kilometer ausserhalb der Stadt an der Strasse nach Salzburg, ein niedriges, einstöckiges Gebäude im modernen Stil. Seine zahlrei-

chen Büros, Arbeits-, Empfangs- und Wohnräume waren zurückhaltender und geschmackvoller möbliert als die meisten öffentlichen Gebäude in Nazi-Deutschland. An den Wänden hingen (in Deutschland höchst ungewöhnlich) Bilder und Drucke in fröhlichen Farben. Alles war funktionell eingerichtet, gemütlich und dezent. Die Vorliebe der Nazis für «Wunder» wurde erst offenbar, wenn man durch die harmlos wirkenden Türen am Ende der Seitenkorridore schritt und durch Gänge mit weissen Wänden stetig in die Tiefe stieg.

Die Räume am Ende der Gänge waren längst nicht so verschwenderisch ausgestattet wie in Ziegenberg, aber sie dienten dem gleichen Zweck: Sie boten einer Schaltzentrale der Macht zuverlässig Schutz vor Bombenangriffen. Es waren kombinierte Büro-, Ess- und Schlafräume, dazu Badezimmer, Lagerräume, Werkstätten und daneben die mittlerweile vertrauten Einrichtungen zur Versorgung einer unterirdischen Stadt. Die Technikzentrale hatte keine Schäden davongetragen, und man bekam eine Vorstellung, wie das Leben an einem solchen Ort ausgesehen haben mochte. Die Generatoren der Belüftungsanlage summten leise. Von den Decken verbreiteten Hunderte starker Lampen Streulicht.

Einige Bewohner hatten sich anscheinend bereits mehr oder weniger dauerhaft in den Bunkern eingerichtet in Erwartung schwerer Bombardierungen nach den Angriffen auf Hitlers Residenz auf dem Obersalzberg einige Kilometer entfernt. Die Franzosen, die einige Stunden vor den Amerikanern in Berchtesgaden eingetroffen waren, hatten die Einrichtung in den Bunkern wahllos zerstört, aber auch den Trümmern war noch anzusehen, dass es die Bewohner komfortabel gehabt hatten.

Mir ging durch den Kopf, dass das Leben hier unten gar nicht so deprimierend gewesen sein mochte. Man fühlte sich nicht eingeschlossen, es war weder kalt noch feucht. Es gab keine Ni-

In Hitlers Reich

schen für Maschinengewehrposten, keine Türspione und keine Photozellen. Das Quartier war wohl hauptsächlich für niedere Ränge gedacht, und die brauchten keine derartige Überwachung.

Mit ziemlicher Sicherheit planten die Nazis, dieses Bunker-system mit den sehr viel raffinierteren unter dem Obersalzberg und dem Kehlsteinhaus zu verbinden, einer Berghütte aus Beton auf dem tausendacht-hundert Meter hohen Kehlstein, die bei den Alliierten «Adlerhorst» hiess.

Ich fuhr den Berg hinauf und blickte auf Hitlers bekanntestes «Haus» hinunter, über das man so viel geschrieben hatte. Im März hatte die RAF [Royal Air Force] einen demonstrativen (oder versuchsweisen?) Angriff geflogen und 4'000-Pfund-Bomben abgeworfen. Zu dem Zeitpunkt kannte die Welt den geduckten, hässlichen Berghof bereits gut, wo der Führer immer seine Ferien verbrachte; das überdimensionierte Arbeitszimmer mit dem überdimensionierten Kamin und dem überdimensionierten Fenster, das den Blick ins Tal einrahmte, die unvermeidlichen SS-Baracken, die Lagerräume und Gästezimmer, die Tanz- und Speisesäle nebenan, das einst hübsche kleine Dorf, das ein Krebsgeschwür aus Beton und Stahl überwuchert hatte.

Von all dem waren nur russgeschwärzte Wände geblieben, Mauerbrocken, Berge von Asche und Schlacke, Abfall, Teppichreste, Papierfetzen. Im Bergrücken gähnten Einschlagkrater im gelblichen Ton des Gesteins. Die Druckwellen hatten Teile des Waldes in eine Ansammlung kahler Stecken verwandelt.

Der über der Erde gelegene Teil bot ein geradezu beängstigendes Anschauungsmaterial, was präzise Bombardierungen anrichten konnten. Die Schutzräume unter der Erde waren unbeschädigt.

Das Kehlsteinhaus auf dem Berg hatten die Alliierten nicht

bombardiert. Die Strasse hinauf war buchstäblich nur eine in die steil abstürzende Felswand geschlagenen Rinne. Mit zwei langen Tunnels und drei kleineren an den steilsten Stellen überwand sie einen Höhenunterschied von siebenhundert Metern auf einer Strecke von knapp sieben Kilometern.

Hundertzwanzig Meter unterhalb der Bergspitze endete die Strasse in einem Parkplatz. In der Frühlingssonne waren die Schneewehen zu ein paar unregelmässigen Flecken zusammengeschmolzen, die links und rechts der Bronzetüren zu dem Aufzug lagen, der vom letzten Felsvorsprung nach oben führte.

Kaugummikauende, gelangweilte Fallschirmspringer bewachten alle Zugänge.

«Nein», hielt mich einer auf. «Sie müssen zu Fuss gehen, und nur aussen rum. Nein, Sie können nicht reinschauen. Da drin sind zwanzig Stockwerke Sch... Luftschutzkeller, und jedes Stockwerk ist gespickt mit Sprengfallen. Die Pioniere arbeiten sich langsam vor, wird Wochen dauern, bis sie fertig sind.»

Ich ging los, langsam.

Dort drüben, in Österreich, schlängelte sich der Inn durch Alpenwiesen, nördlich und westlich erstreckte sich das Steinerne Meer, die grauioletten Gipfel weiss gefleckt mit Schnee. Dort blies ein scharfer Wind aus vielen Richtungen und mit stürmischen Böen. Unter mir in südlicher Richtung lag das märchenhafte Tal von Berchtesgaden, die Wiesen betupft mit weissen Gänseblümchen, blauem Enzian, roten Alpenrosen und bunten Primeln.

Hier fand der Mann, der ein ganzes Volk versklavt, seine Seele vergiftet und Europa in Verzweiflung gestürzt hatte, seine Inspiration. Hier, in dem sechseckigen Raum mit andert-halb Meter dicken Wänden aus Granit und Marmorplatten an den Türen, schmiedete er Pläne mit seinen Getreuen.

In Hitlers Reich

Der Raum war mit goldenem Eichenholz getäfelt und fast vier Meter hoch. Im Kamin hätte ein ganzer Ochse am Spiess Platz gehabt. Der runde Tisch in der Mitte mass acht Meter im Durchmesser und war mit einem Tischtuch aus ungesäumter Chenille bedeckt. Daran grenzte ein Speisesaal mit Platz für sechzig Gäste, erleuchtet von zwei Kristalllüstern, der Tisch gedeckt mit Meissner Porzellan in Orange und Gold und Besteck aus schwerem Silber. In der angrenzenden Küche blitzten Chrom und Fliesen und Kupferpfannen, Regale, Kühlschränke und Arbeitsplatten aus Marmor.

Und all das befand sich auf dem Gipfel eines Berges. Seltsamerweise beeindruckte der Überfluss nicht. Seltsamerweise regte er nicht einmal an, dass man über den Mann nachdachte, der all dies ersonnen hatte.

Die Fenster waren des Rätsels Lösung: die Fenster, durch welche die Berge in vollkommener Gleichgültigkeit hereinschauten. Das wahre Wunder hier oben war nicht die raffinierte Einlegearbeit der Fussböden, sondern das Muster der fernen Schneegipfel, nicht der Edelsteinschimmer der Kronleuchter, sondern das hypnotisierende Grün des Königsees, eingefasst von Tannen.

Hier wollte Hitler sich und die Welt überzeugen, dass er ein grosser Mann war, weil er von Sklaven einen Palast auf dem Gipfel eines Berges erbauen lassen konnte. Wie hat der Gott der Berge wohl gegrinst, als das gewaltige Projekt, der Adlerhorst, fünf Jahre später, 1938, fertig war!

Hitlers Geschwür auf dem Berg konnte es mit mancher öffentlichen Toilette nicht aufnehmen. Die Hütte eines Ziegenhirten, an den Felsüberhang bei einem Wasserfall gezwängt, beherrschte ihre Umgebung besser und brachte die Würde des Bewohners besser zum Ausdruck.

Ich kam vollkommen unberührt vom Adlerhorst zurück. Der

böse Koloss, der Europa unterjocht hatte, war ein unbedeutender Mann gewesen – nachdem er mit allem anderen gescheitert war, ritzte er seinen Namen in Urgestein, damit er nicht vergessen wurde.

Kapitel 7

Es passte zu den Nazi-Bonzen, die ein unterirdisches Reich erbauten, wohin sie fliehen konnten, sollten die Alliierten jemals bedrohlich heranrücken, dass sie auch ihre Beute unter der Erde vergruben. In den letzten Wochen des Krieges eilten sie von Ort zu Ort und versteckten, was sie gestohlen hatten, in Höhlen, Bergwerken, Brunnenschächten und Grabkammern.

Im April und Anfang Mai 1945 entdeckten die amerikanischen Streitkräfte in Mittel- und Süddeutschland dreiundfünfzig solche Lagerstätten. Der Schatz wurde in die Obhut des United States Group Council in Frankfurt übergeben. Er füllte sämtlichen verfügbaren Lagerraum in dem weitläufigen Gebäude der Reichsbank aus. Wahrscheinlich war nie zuvor so viel von dem, was Menschen als Reichtum bezeichnen, unter einem Dach versammelt gewesen. Den Hauptteil bildete ungemünztes Gold im Wert von mehreren Tausend Millionen Dollar, darunter die gesamte Goldreserve der Reichsbank und ein erheblicher Teil der Silberreserve Ungarns. Grosse und kleine Tonnen randvoll mit Edelsteinen lagerten dort, mit silbernen und goldenen Uhren und Juwelen aller Art, lange «Würste» aufgereihter Eheringe, die man Frauen in Konzentrationslagern abgenommen hatte. Noch schauerlicher waren die Holzkisten mit Zahnfüllungen aus Gold und Silber, die aus dem Mund ermordeter Juden und Polen stammten – Himmlers Beitrag zu den «Organisationsmitteln». In einem Raum in Frankfurt stapelten sich bis zur Decke Säcke mit Geldscheinen und Wertpapieren aus nahezu allen Ländern der Welt.

An anderen Orten wurden Kunstwerke gesammelt, die die Nazis in ganz Europa gestohlen oder mit vorgehaltener Pistole «gekauft» hatten. Die Gangster legten grossen Wert auf den Ruf, einen Sinn für Kultur zu haben.

Ein halbes Jahr später waren die Beamten des Schatzamtes der Vereinigten Staaten und der Bank von England immer noch damit beschäftigt, die rechtmässigen Eigentümer dieser unzähligen Gegenstände zu ermitteln. Wie der Rest verteilt wurde, mussten dann die Mächte entscheiden, die den endgültigen Friedensvertrag unterzeichneten.

Die Entdeckung des ersten halben Dutzends Verstecke versetzte die Invasionstruppen in Aufregung und war Anlass zu allen möglichen Spekulationen. Aber schon bald gehörten das Aufspüren, Bewachen und schliesslich der Abtransport von Goldbarren und Kisten mit alten Meistern zu den langweiligsten und mühseligsten Aufgaben der Besatzungsarmee.

Ich hielt mich ganz in der Nähe auf, als der Reichsbankschatz in Merkers entdeckt wurde – eines der «respektableren» Verstecke, weil es sich um eine staatliche Institution handelte und nicht um privates Gut.

Am Abend des 7. April teilte der junge Presseoffizier der 90. Infanteriedivision nach dem Briefing blass vor Aufregung mit, die Division sei auf die komplette Goldreserve des Reiches gestossen, sechshundert Meter tief versteckt im Salzstock von Kaiseroda, nicht weit von Merkers. Drei Beamte der Reichsbank, darunter Direktor Fritz Vieck, wurden als Gefangene in dem Dorf festgehalten. Sie sagten, in dem Salzstock lagerten mindestens hundert Tonnen Goldbarren und deutsche sowie ausländische Geldscheine im Wert von mehreren Millionen Dollar. Die Kammer, in der man das Gold vermutete, hatte man noch nicht geöffnet. Sie war zugemauert, und es würde einige Mühe kosten, sie aufzubrechen, aber es gab keinen Grund, an der Existenz des Schatzes zu zweifeln.

In Hitlers Reich

Auch ein Kurator des Berliner Museums, P. O. Rave, war festgenommen worden. Er sagte, in dem Salzstock befänden sich auch Kunstschatze und seltene Handschriften im Wert von mehreren Millionen Dollar, und er hatte hohe Offiziere der Division in die Stollen geführt, wo die Kisten gestapelt waren.

Am nächsten Morgen lieferten sich sämtliche Pressevertreter ein halbsbrecherisches Wettrennen, weil sie unbedingt dabei sein wollten, wenn die Tür zu der Schatzkammer aufgebrochen wurde. Merkers war ein besonders hässliches Bergbaudorf, überragt von den Fördertürmen der grossen Salzstöcke darunter. Einige Stollen zählten zu den ältesten in Deutschland und führten fast tausend Meter ins Erdreich.

Kaiseroda sah ganz ähnlich aus: eine Ansammlung von Blechschuppen, die Maschinen beherbergten, Bürogebäude aus Ziegel und Beton und Baracken, alles umzäunt mit Stacheldraht.

Auf der Division lastete mittlerweile schwer das Bewusstsein ihrer Verantwortung. Ringsherum waren grosszügig Maschinengewehrstellungen verteilt. Wir Korrespondenten wurden an den Hauptzufahrtstoren aufgehalten, bis man den Brigadekommandeur ausfindig gemacht hatte. Nur er, so liess uns der Wachposten wissen, konnte den Zutritt erlauben.

In dem Salzstock hatten mehrere hundert britische und südafrikanische Kriegsgefangene gearbeitet. Sie standen nun herum und beobachteten die Vorgänge mit hämischem Interesse. Ich unterhielt mich eine Weile mit einer Gruppe und sagte dann beiläufig: «Von euch hat wohl niemand etwas von dem Schatz gewusst. Die Deutschen haben bestimmt kein Wort darüber verloren.»

Das überraschte sie.

«Von wegen», erwiderte einer mit breitem Cockney-Akzent. «Jeder hat das hier gewusst. Zwangsarbeiter und alle. Ein Zwangsarbeiter hat es den verdammten Yankees erzählt!»

Ich staunte. «Aber wenn ihr alle gewusst habt, dass die kompletten Goldreserven Deutschlands da unten liegen, warum habt ihr es nicht dem kommandierenden Offizier erzählt, als die ersten alliierten Truppen hier aufgetaucht sind?»

Der Brite zuckte gleichmütig die Achseln. «Ging uns nichts an. Zwei Sergeants haben es vor drei oder vier Tagen der Militärpolizei gesagt, aber die haben keinen Finger gerührt. Wahrscheinlich dachten sie, die Sergeants wären nicht ganz dicht.»

Die Geschichte stimmte. Die 90. Division rückte mit einem solchen Tempo vor, als sie Merkers erreichte, dass man für zwei «britische Spinner» keine Zeit hatte, die vom Gold der Deutschen faselten. Folgendes hatte sich abgespielt: In der Nacht zum 5. April begegneten einem Militärpolizisten bei einem Patrouillengang auf der Strasse zwei französische Frauen. Es herrschte bereits Ausgangssperre, und der Polizist fragte nach ihren Passierscheinen. Sie hatten keine. Sie sagten, sie suchten eine Hebamme, eine Freundin von ihnen liege in den Wehen. Dem Polizisten kam die Geschichte seltsam vor, und er sagte, er werde mit ihnen zum Zwangsarbeiterlager zurückgehen und die Sache überprüfen. Unterwegs fragten die beiden Frauen, was die Amerikaner mit dem Schatz im Salzstock machen wollten. Der Polizist glaubte ihnen wieder nicht, aber die Frauen waren so hartnäckig, bei dem Baby wie bei dem Schatz, dass er entschied, für einen gewissenhaften Militärpolizisten sei nun der Zeitpunkt gekommen, den schwarzen Peter weiterzugeben. Der Kommandeur der Einheit erfuhr davon und ordnete genauere Nachforschungen an. Alle in der Stadt wunderten sich über so viel Unwissenheit. Natürlich gab es den Schatz im Salzstock – die dafür zuständigen Herren wohnten schliesslich im Hotel des Ortes! Und da fand man sie tatsächlich: drei ordentliche Herren in dunklen, an Büroangestellte erinnernden Anzügen,

In Hitlers Reich

mit Brille und kurzen Haaren. Sie waren gesprächig. Mit unverhohlener Erleichterung erzählten sie, was sie wussten.

Ein paar Korrespondenten überprüften diese faszinierende Geschichte und schafften es dann, zusammen mit dem Divisionskommandeur und einem halben Dutzend Stabsoffiziere, die sich die Sache mit eigenen Augen anschauen wollten, hinter den Stacheldraht von Kaiseroda vorzudringen.

Wir stiegen in einen klapprigen Förderkorb, der von zwei alles andere als vertrauenswürdig aussehenden Bergarbeitern bedient wurde. Ein kurzes Knacken und Rasseln und der Förderkorb plumpste in die Dunkelheit. Ein zartfühlendes Gemüt sagte nachdenklich: «Was für eine Gelegenheit für die Werwölfe! Ein paar Sterne, eine Bande Feiglinge und die Crème der Weltpresse – und alles kostet sie nur eine Feile und zehn Minuten Arbeit!»

Ich dachte sorgenvoll daran, was ich gestern über die «prophetischen Gaben» der Deutschen geschrieben hatte, und an meine Überzeugung, dass sie den Kampf nicht unter die Erde tragen würden.

Sechshundertdreissig Meter unter der Erde öffnete ein weiterer deutscher Bergarbeiter den Förderkorb. Wir traten in einen weitläufigen, freundlich wirkenden Stollen im Salzflöz. Elektrische Lampen erleuchteten sie hell. Ein Schild an der Wand verkündete «HEIL HITLER!», ein anderes mahnte «DU BIST NICHTS, DEIN VOLK IST ALLES!»

Zwei- bis dreihundert Meter weiter in einem Seitenstollen standen zwei missmutig dreinblickende amerikanische Wachposten mit Karabinern vor einer zugemauerten Tür. Daneben gähnte ein säuberlich in die Wand einer Nische gesprengtes Loch.

Die Schatzkammer war spärlich erleuchtet, der hintere Teil lag vollkommen im Dunkeln. Den Boden bedeckten fast voll-

ständig kleine, rot versiegelte Leinensäcke. Wir berührten sie zunächst nicht, sondern zählten sie sorgfältig: siebenundzwanzig Reihen, in jeder Reihe hundertundsiebenundfünfzig Säcke plus zweihundertdreiundachtzig einzeln herumliegende.

«Macht einen auf», befahl der General.

Ein Stabsoffizier löste das Siegel von einem Sack ab, griff hinein und holte einen Goldbarren heraus. Der General nahm ihn in die Hand, wir alle nahmen ihn nacheinander in die Hand – und gaben ihn dann dem General zurück.

Ja, fünfzig Pfund, beinahe. Mit der Schätzung auf hunderttausend Tonnen lagen sie nicht sehr falsch. Der General schwitzte stark.

«Nehmen Sie ihn, Herr General!»

Blitzlichter flammten auf.

«Heben Sie ihn hoch, Herr General!»

«Hier, Herr General, da sind Goldfrancs drin, sehen Sie?»

Dem General lief der Schweiß in Strömen herunter.

«Es reicht», bellte er. «Gehen wir endlich raus, um Gottes willen!» Sein Hinterteil verschwand durch das Loch in der Mauer.

Der Korrespondent von Agence France Press warf den Leinensäcken einen Handkuss zu. «Ach, unsichtbar sein», seufzte er, «nur für einen Augenblick unsichtbar sein!»

Draussen wartete Reichsbankdirektor Vieck und trat von einem Fuss auf den anderen. Sein Gesichtsausdruck war eine Mischung aus Furcht und Resignation. Knapp beantwortete er alle Fragen: Der Schatz sei innerhalb von fünf Wochen ab dem 11. Februar von Berlin weggeschafft worden. Militärlastwagen der Wehrmacht hätten ihn hergebracht. Man habe damit gerechnet, dass Berlin evakuiert werden müsste, und habe verhindern wollen, dass der Schatz den Russen in die Hände fiel.

In Hitlers Reich

«Haben Sie nicht versucht, das Zeug hier rauszuholen, als wir den Rhein überschritten haben?» fragte jemand.

«Doch», antwortete Vieck, «es wurde Befehl gegeben, so viel wie möglich von dem Papiergeld wegzuschaffen. Es wurde dringend für Kriegszwecke benötigt. Bombenangriffe hatten die Druckmaschinen der Reichsbank zerstört. Aber die Amerikaner rückten zu rasch vor, und die Strassen waren zu gefährlich.» Er weigerte sich, eine Schätzung abzugeben, wieviel der Schatz in Mark wert sein mochte.

Ein anderer fragte: «Was glauben Sie, wie wird sich die Entdeckung dieser Stollen auf den Fortgang des Krieges auswirken?»

Viecks Miene verdüsterte sich. «Gar nicht», erwiderte er. «Gar nicht – nicht mehr.» Und dann fügte er mit einem Anflug von Arroganz hinzu: «Später wird das natürlich sehr zur Stabilisierung der Mark beitragen.»

Er führte uns ein paar Stufen weiter zu dem Stollen, wo in ordentlichen weissen Säcken das Papiergeld lagerte, jeder Sack war mit dem Wert des darin enthaltenen Geldes in Mark gestempelt: unendliche Reihen von Nullen. Die Prozession der Besucher klopfte im Vorübergehen feierlich auf die Säcke oder stiess mit dem Fuss dagegen.

Am anderen Ende sass ein kleiner, freundlich wirkender Mann in einem zerknitterten Anzug deprimiert auf Scheinen im Wert von mehreren Millionen Dollar. Neben ihm stand reglos seine Eskorte, ein unrasierter Oberschütze aus Maryland. Es war der Museumskurator, Herr Rave. Mit erschöpfter Höflichkeit zeigte er uns Kisten voller griechischer, chinesischer und ägyptischer Keramik, voller Gemälde von Menzel, Dürer, Manet, Constable, Raphael, Tizian, van Dyck, da Vinci, Truhen mit Manuskripten und Hinterlassenschaften von Goethe, Alben mit Radierungen, Stichen und Zeichnungen von grossen Meistern

aus aller Welt. Sie stapelten sich auf dem nackten Fussboden, Salz rieselte auf sie herab.

In schnellem, schlechtem Französisch sagte Rave, seiner Meinung nach lagere hier ein Viertel aller Kunstschatze, die der deutsche Staat gesammelt habe. Die Evakuierung des Berliner Museums habe man bereits vier oder fünf Monate zuvor geplant, aber dann habe alles so schnell gehen müssen, dass seine Listen nicht vollständig seien.

Rave tat mir leid. Er war ein Experte, der ganz in seinem Spezialgebiet lebte, der Malerei des 18. Jahrhunderts. Dem Ansturm der Pressefragen stellte er sich mit bewundernswertem Mut.

Ein eifriger Kollege aus dem Mittleren Westen wollte eine besonders schlaue Frage stellen und erkundigte sich, ob Menzel Jude gewesen sei.

«Mein Gott, mon dieu!» stöhnte Rave.

Ein noch eifrigerer Kollege aus New York fragte: «Haben Sie hier Skulpturen von Epstein?»

Raves Augen blitzten auf. «Epstein? Ja, ich habe von ihm gehört. Ziemlich abstrakt, nicht wahr?»

Wir liessen den Mann auf den Geldsäcken sitzen. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Ich konnte mir das Fraternisieren nicht verkneifen: «Ich hoffe, wir sehen uns unter glücklicheren Umständen wieder, Herr Rave.»

Er lächelte schwach und verneigte sich sehr steif.

Wir kehrten zu dem Förderkorb zurück und wurden in einem solchen Tempo ans Tageslicht gebracht, dass es in den Ohren knackte. Oben empfing uns ein strahlender Frühlingmorgen. Eine Thunderbolt flog über uns hinweg und hinterliess einen Kondensstreifen wie ein Kometenschweif am klaren Himmel. Aus der Ferne drang Geschützdonner. Die Männer mit den Maschinenpistolen dösten im Sonnenschein.

In Hitlers Reich

Ein Philosoph neben mir klopfte den Salzstaub von seinem Hemd und sinnierte: «Das ist es nun. Und was ist damit? Komisch, man kann es nicht essen, man kann es nicht anziehen, man kann es nicht als Munition verwenden. Den grössten Teil kann man nicht mal verbrennen. Warum zum Teufel die ganze Aufregung?»

In den nächsten Wochen tauchten dauernd neue Geschichten über vergrabene Schätze auf. Einer nach dem anderen wurde entdeckt. Die Jagd führte nach Süden, zu den blühenden Wiesen und den düsteren Schluchten in den Bergen von Bayern und Tirol. Fast täglich machte sich ein Trupp auf den Weg, um einen Hinweis zu überprüfen. Zehn Jahre Leben unter Hitler hatten die Deutschen überzeugt, dass es sich auszahlte, wenn man Informationen weitergab. Sie hatten es eilig, ihre alten Herren zu verraten, weniger aus Hass, sondern weil sie hofften, sie könnten sich mit den neuen Herren gutstellen. Die Alliierten mussten sich nicht auf den Weg machen und Nazi-Beute suchen, sie mussten nur einfach dasitzen und abwarten. Früher oder später kam schon der nächste Schlaumeier zur Militärregierung, drehte seinen Hut in der Hand und wollte unbedingt Informationen über verdächtige Gestalten und geheimnisvolle Vorgänge in alten Bergwerken loswerden.

Die Soldaten liessen sich bald nicht mehr aus der Ruhe bringen. Ein Schatz? Ach ja? Hier war der Krieg vorbei, und die Täler träumten in der Sonne. Auf den blühenden Wiesen graste Vieh. Nazi-Beute? Auf die Suche gehen? Es war schöner, dazu sitzen, die Berge anzuschauen, die Flüsse und die Seen- und die hübschen bayerischen Mädchen in ihren Dirndlkleidern. Nachforschen bedeutete nur Arbeit und Ärger.

Robert Ley, der Leiter der Deutschen Arbeitsfront, hatte einen Trupp besonders vertrauenswürdiger SS-Männer zur Bewachung seines Privatverstecks abkommandiert. Sie ge-

rieten in ihrem Salzstock in Streit, als gelangweilte alliierte Infanteristen eintrafen. Die warfen ein paar Handgranaten als Warnung und nahmen dann die Kapitulation aller drei Gruppen knurrender Wachhunde entgegen. Die erste Gruppe hatte heldenhaft untergehen und den ganzen Salzstock in die Luft jagen wollen. Die zweite Gruppe wollte nur die Kunstwerke in die Luft jagen und die Münzen einstecken. Die dritte Gruppe wollte den Amerikanern Informationen liefern im Gegenzug für eine Vorzugsbehandlung als Gefangene.

An einem Morgen schaute ich mir Hermann Görings Sammlung an. Die 101. Luftlandedivision hatte sie aus einer feuchten Mine gerettet und alles in einem Arbeiterheim ein paar Kilometer ausserhalb von Berchtesgaden untergebracht. Im Hauptquartier hiess es, die vorläufige Schätzung der Gemälde, Skulpturen und Juwelen habe einen Wert von hundert Millionen Dollar ergeben. Das Gebäude wurde von ein paar verträumt dreinblickenden Fallschirmspringern bewacht.

Drinnen war Görings «Ankaufberater» Walter Andreas Hofer glücklich in den Anblick der Bilder versunken, die man gerade noch rechtzeitig aus dem Stollen geholt hatte, bevor die Feuchtigkeit sie irreparabel beschädigen konnte. Hofer war ein mittelgrosser Mann jenseits der Fünfzig, mit vielen Falten um die blauen Augen, fleckiger Haut und einem Buckel. Er hatte einst in Berlin als Kunsthändler hohes Ansehen genossen, aber seit 1933 arbeitete er nur noch als Trüffelschwein für Göring. Seine ältliche, unscheinbare Ehefrau war eine erfahrene Restauratorin. Sie liess sich durch meine Fragen nicht von ihrer Arbeit abhalten und kümmerte sich weiter um einen Schimmelfleck auf Vermeers *Christus und die Ehebrecherin*.

Hofer führte mit sichtlichem Vergnügen die schönsten Stücke vor, die er für seinen Herrn und Meister eingekauft hatte. Ein grosser Schlafraum war fast vollständig mit ungerahmten

In Hitlers Reich

Leinwänden und Bildern ausgefüllt. Hofer lief geschäftig dazwischen herum, studierte dieses Bild, schob jenes zur Seite und machte dazu Bemerkungen in Englisch mit starkem Akzent. Mit seinen spatelförmigen Fingerkuppen untersuchte er die Farbschichten ängstlich auf Beschädigungen.

Allein in diesem Raum befänden sich sieben Gemälde von Rubens, erzählte er, darunter die berühmteste Kreuzigungsszene des Malers. Er suchte das Bild heraus, hielt es ins Licht und fragte begeistert: «Ist es nicht wundervoll?»

Ich schaute es an und fühlte eine Welle der Übelkeit. Rubens musste Folter miterlebt haben. Nur wer Folter miterlebt hatte, konnte die Kreuzigung so malen: die abgeschnürten Sehnen und die kleinen Blutgefäße in der Nase, die durch die Heftigkeit des Schreis geplatzt waren. «Mein Gott, warum hast du mich verlassen?»

Hofer kicherte. «Und da... sehr amüsant. Sehr – wie sagen Sie? – heiss.» Er deutete auf Bouchers erotische Meisterwerke, die er für das Schlafzimmer von Madame Pompadour gemalt hatte, wo sie die nachlassende Leidenschaft Ludwigs XV. beflügeln sollten: üppige Frauen in Rosa, die nackt und kreischend zu einem Bett geführt wurden.

Hofer schob eine halbe Stunde Leinwände hin und her und sprach dabei über Kunst, über Göring und über die Tricks der Sammler. Er äusserte sich sehr offen über sein Verhältnis zum Reichsmarschall: Er habe ihn gemocht, Göring sei leutselig gewesen, grosszügig... Und da waren Altarbilder von Wilhelm von Köln und ein paar Werke von Andrea del Sarto. Schön, einfach wunderschön! Natürlich hatte man alles gekauft, nichts konfisziert. Am Anfang verstand Göring überhaupt nichts von Kunst. Er wollte einfach das Richtige machen und eine Sammlung haben wie andere wichtige Männer. Diese Mappe enthielt lauter Zeichnungen von Dürer. Und da standen fünf Rembrandts – un-

bezahlbar. Ja, sie hatten alles erworben und bezahlt. Es würde überhaupt keine Probleme geben, die Rechtmässigkeit der Käufe zu beweisen. Manche Sammler hatten sich nur widerstrebend von ihren Stücken getrennt, aber Göring war durchaus bereit zu warten und erhöhte wenn nötig sein Angebot. Van Dycks *Familienporträt*. Grossartig, nicht wahr? Was für ein Zauber in dem Pinselstrich lag. Und diese Holbeins... Am Schluss kannte sich Göring recht gut aus. Er entwickelte einen beinahe untrüglichen Sinn für wichtige Kunst. In den letzten Jahren entwickelte er sogar so etwas wie persönlichen Geschmack! Ja, eine Vorliebe für figürliche Darstellungen und Akte. Das da? Ein Bellini. Ja, ein Bellini. Zwischen Göring und Hitler gab es eine regelrechte Rivalität in Kunstdingen. Manchmal boten sie gegeneinander. Aber alles ganz freundschaftlich. Wenn jemand zwölf Jahre lang in diesem Umfang Bilder sammelte, lernte er natürlich einiges über das Geschäft.

Schliesslich kam der Wachposten herein und wandte sich an mich: «Sie sollen den Kraut wieder an seine Arbeit gehen lassen, sagt der Major. Er hat noch viel zu tun, bis das ganze Zeug aufgelistet ist.»

Hofer richtete sich auf, zuckte mit den Achseln und lächelte abschätzig. «Dieser Krieg! Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Es war mir ein Vergnügen, wieder einmal Englisch zu sprechen. Ich liebe die englische Sprache sehr.»

Der nächste Raum war vollgestellt mit nackten Marmorstatuen, lebensgrossen Marienfiguren, Satyrn, Heiligen, Kriegern und Fabelwesen. Darauf folgte ein Raum mit endlosen Reihen von kleinen Figuren aus Gold, Silber und Porzellan. In einem Aufenthaltsraum neben dem Haupteingang lagerten Görings persönliches Besteck und Trophäen, Teller aus Gold und getriebenem Silber, antike Schränke mit Einlegearbeiten aus Edelsteinen, Pokale, Kelche, Medaillen, Orden und Insignien,

In Hitlers Reich

Dekorationswaffen, Bücher, zusammengebundene Schriftrollen, die Kordeln verziert mit Gemmen.

Selbst Göring, der leutselige, vernünftige, gemütliche Göring – das sympathische Ungeheuer – hatte seine Beute in ein Loch geschafft, wo Wasser unbezahlbare Gemälde zerstören, Metall angreifen und in das Holz alter Rahmen eindringen konnte. Der Instinkt ist mächtig: laufen und verstecken, laufen und verstecken. Vergraben. Alles vergraben, nur nicht die Gestalten im Kopf.

Hitler soll nach einer Henkersmahlzeit mit seiner Geliebten in einem Raum seines unterirdischen Labyrinths gestorben sein. Himmler zerbiss die Giftampulle und fühlte unter Krämpfen, wie das Leben aus ihm wich. Andere erdrosselten sich oder starben durch eine Kugel. Einige sassen in Zellen, warteten, mussten die immer gleichen, endlosen Befragungen über sich ergehen lassen, die ein ordentliches Verfahren verlangte. Manche schwiegen. Manche verloren den Verstand. *«Erinnern Sie sich nicht mehr, Hess? Ich bin Hermann Göring. Ich war Chef der Luftwaffe.»*

Flucht und Gefangennahme. Gefangennahme und Tod und über den Tod hinaus, wenn Jahwe Vergeltung übt, Flucht in den Korridoren der Ewigkeit, erleuchtet von Glühbirnen, ausgestattet mit Photozellen, die warme, gereinigte Luft erfüllt vom Brummen der Maschinen, und die Gestalten der Fliehenden gleichen Rubens' Gekreuzigtem.

Kapitel 8

Strassen fliegen unten den Rädern des Jeeps dahin, Strassen, die eng wie Schluchten durch hügelige Mischwälder führen, wo Fichten, Eichen und Buchen die ersten grünen Spitzen treiben. Strassen durch schwer getroffene Städte und stille Dörfer, die sich um Felder herumschlängeln und Flüsse überqueren. Breite, gerade Autobahnen, geteerte Strassen und solche aus Lehm, Strassen voller Verkehr und Strassen, die so einsam sind, dass sie scheinbar die Flucht versprechen vor dem Bösen, das die Menschen getan haben.

Wenn ich in Zukunft an den Frühling 1945 zurückdenke, werden mir immer als erstes die Strassen einfallen, wo man manchmal die Musse hatte, nicht nur zu schauen, sondern auch nachzudenken.

Die Kämpfe verlagerten sich von Frankfurt aus nach Norden und nach Osten, und ich sagte mir immer wieder: «Wenn du einfach nur deiner Nase nach gehst, wirst du eines Tages vor einem Konzentrationslager stehen.»

Ich fragte mich oft, wie ein Konzentrationslager wohl aussehen würde. Natürlich wusste ich Bescheid. Jeder, der lesen konnte, wusste, was ein Konzentrationslager war – wusste es seit Jahren. Ein Konzentrationslager war ein Ort, wo die SS Juden in Gaskammern umbrachte, wo Häftlinge mit Gummischläuchen geschlagen wurden oder arbeiten mussten, bis sie tot umfielen.

Natürlich wusste ich das auch. Es gab schon Bücher über solche Orte, aber trotzdem fragte ich mich, wie es sein würde.

Im Land der Fachwerkhäuser liefen die Strassen manchmal

In Hitlers Reich

an grün gestrichenen Barackenansammlungen vorbei; darum ein Stacheldrahtzaun. Waren das ehemalige Konzentrationslager? Jedenfalls strahlten sie Grausamkeit und Gefahr aus.

Geheimdienstberichte meldeten um diese Zeit, die Nazis versuchten verzweifelt, alle Lager vor den heranrückenden Alliierten zu evakuieren. Man erzählte von Todesmärschen, Kolonnen halb verhungertes, erschöpfter Gefangener, die von SS-Leuten mit Peitschenhieben vorangetrieben wurden. Angeblich sollten sie als Geiseln in der Alpenfestung festgehalten werden, damit Hitler sagen konnte: «Schliesst einen Handel mit mir, sonst bringe ich all diese Menschen um.» Einem Bericht zufolge hatte der Pilot eines niedrig fliegenden Kampfflugzeugs eine Prozession jüdischer Frauen gesehen, begleitet von SS-Aufseherinnen mit Peitschen. Aber erwartungsgemäss war der Pilot nicht zu finden, und niemand kannte sein Geschwader...

Ich gestehe, dass ich Zweifel an den Konzentrationslagern hatte – nicht an ihrer Existenz, auch nicht daran, dass dort massenhaft gefoltert und gemordet wurde. Nein, ich argwöhnte, dass die Propaganda die Grausamkeit eines sadistischen Systems der Behandlung politischer Gefangener übertrieben und entstellte hatte. Die Horrorgeschichten von 1914 kamen mir in den Sinn: die Fabrik, in der Leichen zu Seife verkocht wurden; deutsche Soldaten, die in Belgien Babys mit ihren Bajonetten aufspiessten; verwundete Soldaten, die man gekreuzigt hatte. Im Krieg glauben die Zivilisten bereitwillig alle Gerüchte über grausame Taten des Feindes.

Die alliierten Panzertruppen rückten weiter vor. Auf der Leipziger Autobahn hinter Hersfeld sagte jemand: «Das ist Konzentrationslagergebiet.» In der Tat.

Weimar fiel. Eine Frau, die behauptete, ihre Mutter sei

Amerikanerin, übersetzte für den Bürgermeister beim ersten Verhör nach der Kapitulation. Später beantwortete sie Fragen der Presse. Mit hoher, schriller Stimme liess sie sich über die grosse kulturelle Vergangenheit der kleinen Stadt aus, die als Heimat von Goethe, Schiller und Liszt besondere Rücksicht verdient hätte. «Aber natürlich haben Ihre Bomber immer historische Gebäude getroffen», klagte sie.

Ich war in einem grossen Anwesen in der Nähe des Parks einquartiert, wo Liszts Gartenhaus steht. Das Anwesen war behaglich möbliert, es gab viele Bücher und einen liebevoll gepflegten Garten. Offenbar hatte es einem gebildeten, nachdenklichen Mann gehört. Vielleicht war er langweilig gewesen, aber auf jeden Fall wusste er die angenehmen Seiten des Lebens mit Mässigung zu geniessen. Über dem Bett in meinem Zimmer hing ein Farbdruck, der Goethe in napoleonischer Pose zeigte; er strahlte Intelligenz und Empfindsamkeit aus. Ausserdem hing noch eine Radierung an der Wand, zwei Liebende auf einer Waldlichtung. Das Bild trug den Titel: AM BUCHENWALD.

Nach einer frostigen Nacht strahlte der Himmel blau. Im Wald und auf den Feldern nördlich der Stadt leuchtete der Frühling. Neben der Strasse marschierten Kolonnen von Häftlingen, die aus dem Lager kamen. Sie konnten sich frei bewegen, es gab noch keine Einschränkungen wegen Typhus und Durchfall.

Wir sahen die Männer neugierig an. Sie wirkten nicht sehr anders als die Flüchtlinge, die in diesen Tagen zu Tausenden nach Westen strömten. Viele waren sehr dünn, geradezu ausgezehrt, alle waren abgerissen und unrasiert. Einige trugen gestreifte Häftlingskleidung, andere Zivilkleidung, die meist noch zerlumpter und dreckiger war. Farbige Winkel aus Stoff zeigten ihre Nationalität an. Nur einmal fiel mir ein Mann ins Auge, der sich von den anderen unterschied. Er war sehr alt mit einem

In Hitlers Reich

langen, gelb-weissen Bart und ging allein, anscheinend tief in Gedanken versunken. Als wir an ihm vorbeikamen, blieb er gerade stehen und bekreuzigte sich.

Die Zufahrt nach Buchenwald war beeindruckend. Zur Linken der breiten Strasse aus Beton, die zum Eingangstor des eigentlichen Lagers führte, befand sich ein grosses, durch zwei Reihen Elektrozaun abgetrenntes Areal. Dahinter waren etliche Hektar Gelände von den geschwärzten Überresten der Waffen- und Munitionsfabriken bedeckt, wo viele Gefangene gearbeitet hatten. Bei einem Luftangriff der Royal Air Force im August 1944 wurden die Fabriken zerstört, aber das Lager blieb unbeschädigt.

Das Torhaus bestand aus unverputztem Beton und braunem Holz, darüber erhoben sich ein breiter Turm und ein Fahnenmast, an dem schlaff eine grosse schwarze Flagge hing. Der innere Bereich war ein unregelmässiges Rechteck hinter Stacheldraht und Elektrozaun mit stählernen Zaunpfählen. Es erstreckte sich über den Gipfel einer Anhöhe und hinunter in eine sumpfige Senke. Ringsum war dichter Wald, aber jeder Quadratmeter der gerodeten Fläche wurde von hohen, grob gezimmerten Wachtürmen mit Scheinwerfern und Maschinengewehrposten überragt.

Auf einer Seite der Zufahrt zum Lager bewachte ein halbes Dutzend amerikanischer Soldaten einen Berg Waffen, die man am Tag zuvor den KZ-Wächtern abgenommen hatte.

Zuerst gab es Schwierigkeiten, eine Erlaubnis für den Zutritt zum KZ zu bekommen. Ein Komitee von Ärzten, die selbst Häftlinge gewesen waren, kümmerte sich um die Kranken und hatte eine Quarantäne verhängt. Doch schliesslich erhielt ich einen Erlaubnisschein, und jemand suchte nach einem Führer.

Ein französisch sprechender Häftling trat zu uns. Ich fragte ihn, ob er wisse, wieviele Gefangene noch in dem Lager seien.

Er antwortete. «Uns wurde gesagt, es seien noch 21'000. Es waren 57'000, als ich gekommen bin.»

«Was ist aus den anderen geworden?»

«Ich nehme an, sie sind tot. Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wo sie verbrannt wurden.»

Ich sagte: «Warten Sie. Ein Arzt wird uns durch das Lager führen.»

Die Baracken waren gross, trotzdem konnte ich kaum glauben, dass sie 21'000 Menschen beherbergen sollten. Und es war geradezu unvorstellbar, dass es einmal 57'000 Menschen gewesen sein sollten, die Bevölkerung einer Kleinstadt.

Einige Baracken waren massiv aus Ziegeln und Beton erbaut. Die Strassen waren entweder gepflastert oder betoniert. Ein Stück weiter unten standen ein paar Behelfskonstruktionen aus Holz wie überdimensionale Hühnerställe.

Die Gefangenen im Lager wiesen deutlichere Zeichen von Hunger, Krankheit und Elend auf als die Männer, die wir auf der Strasse nach Weimar gesehen hatten. Sie standen gruppenweise im Sonnenschein, blickten apathisch, husteten, kratzten sich. Einige gingen herum und lächelten. Sie strömten den säuerlichen Geruch des Verhungerns aus.

Ein kleiner Mann mit klaren, hellen Augen eilte den Hügel herauf. Er stellte sich vor: «Ich bin Dr. Hugo Mortelmans, ein Häftling aus diesem Lager. Es wird mir eine Freude sein, Ihnen alles zu zeigen, was Sie sehen wollen. Bestimmt wollen Sie sich als erstes das Krematorium anschauen.»

Wir gingen zu einem Betongebäude mit grossen, schwarzen Kaminen. Ringsherum lief eine hohe Mauer. Mortelmans erzählte mir, dass er Dozent für Pathologie an der Universität Antwerpen gewesen sei, bis die Gestapo ihn wegen Aktivitäten im Widerstand verhaftet habe. Er wurde der Histologie-Abteilung der Waffen-SS zugewiesen.

Auf dem Weg zum Krematorium sammelte sich hinter uns

In Hitlers Reich

eine lange Schlange. Mortelmans ging voran, auf ein Eisentor zu, öffnete es und sprach mit dem Wachposten dahinter. Dann drehte er sich um und sagte den Männern, die uns folgten, sie sollten Weggehen. «Sie sind neugierig, das Totenhaus zu sehen – jetzt», erklärte er mir knapp.

Das Eisentor öffnete sich, und wir traten in einen ummauerten Hof voller Betonbrocken und Steine. An einer Seite lagen säuberlich aufgeschichtet hundertdrei bläulich-weiße Leichen, alle nackt. Fast ausnahmslos waren es Männer, von Hunger und Krankheit schwer gezeichnet. Man hatte ihnen die Schädel kahlgeschoren. Viele hatte man geschlagen, sie trugen Striemen am Rücken, einige waren mit dunkelroten Wunden übersät. Alle Körper waren mit getrocknetem Blut und Eiter bedeckt, aus den Körperöffnungen sickerte klare Flüssigkeit.

Neben dem Leichenberg stand ein Lastwagen mit hohen Seitenwänden. Zwei Männer traten aus dem Gebäude und begannen, die Leichen aufzuladen. Der eine war eine vierschrötige Erscheinung mit einem schwarzen, struppigen Bart, der andere ein hellhaariger Junge von höchstens zwanzig Jahren. Beide wirkten stark und wohlgenährt.

Der hellhaarige Junge sagte, er sei Pole. Seine Eltern seien zwei Jahre zuvor im Lager gestorben. Er wurde zur Arbeit im Totenhaus eingeteilt, weil er sehr stark war und anscheinend immun gegen Krankheiten. Für die Arbeit hier brauchten sie starke Männer aus den Reihen der Häftlinge. Er hatte reichlich zu essen bekommen.

All das erzählte er ohne erkennbare Emotionen. Ich schaute ihn mir im Tageslicht genau an und sah, dass seine Haut glatt und rosig schimmerte vor Gesundheit. Er war beinahe dick.

Gleichgültig erwiderte er meinen Blick. Er und der vierschrötige Mann beugten sich wieder und wieder hinunter und warfen

die dünnen, federleichten Körper mit einem geschickten Schwung auf den Lastwagen. Bei einem Leichnam stöhnten sie beide auf. Dieser Mann war im Gegensatz zu den anderen gross und massig gewesen. Um seinen Hals verlief ein rotes Mal. Die Zunge trat aus dem Mund.

Mortelmans erklärte: «Das ist die Leiche eines SS-Wärters. Wir haben ein paar erwischt, bevor sie fliehen konnten. Der da hat sich gestern abend in seiner Zelle erhängt.»

Wir betraten das Krematorium. Sechs Öfen standen offen, jeder enthielt die verkohlten Überreste von Menschen. Über der Eingangstür hing ein Gedicht in schwarzen und goldenen Lettern. Es begann mit den Worten:

*Nicht die Würmer, sondern Flammen
sollen diesen Körper verzehren. Zeit meines Lebens
liebte ich die Wärme und das Licht...*

Mortelmans sagte, die Öfen seien über Jahre Tag und Nacht in Betrieb gewesen. Als nächstes sollten wir uns den Hinrichtungsplatz anschauen, wo der Galgen gestanden hatte, und den Erdrosselungsraum.

Der Erdrosselungsraum lag im Untergeschoss, er war etwa viereinhalb Meter breit und sechs Meter lang, mit gekalkten Wänden und glattem Zementfussboden. Zwei schmale, vergiterte Schlitze knapp über dem Erdboden liessen Tageslicht herein. In der Mitte des Raums hingen mehrere nackte Glühbirnen. An drei Seiten befanden sich in etwa zwei Metern Höhe etliche Löcher, die man notdürftig zugesperrt und hastig überstrichen hatte in dem Versuch, sie zu verbergen. Mortelmans trat zu einer Bank und ergriff einen gut zwanzig Zentimeter langen Haken und eine Schlinge aus Seil. Er erklärte die Hinrichtungsmethode: Die Schlinge wurde dem Mann um den Hals gelegt, und dann wurde er an dem Haken an der Wand aufge-

In Hitlers Reich

hängt. Das eigene Gewicht erwürgte ihn langsam. Wenn viel los war, beschleunigte man das Verfahren: Andere Gefangene mussten die Knie des Opfers umfassen und ihn mit ihrem Gewicht nach unten ziehen. Widerstrebenden Opfern und solchen, die noch Lebenszeichen zeigten, nachdem man sie von dem Haken genommen hatte, wurde mit einem Knüppel der Schädel zertrümmert.

Jemand trat dazu und drückte mir den Knüppel in die Hand: ein fast einen Meter langes Stück Hartholz mit geformtem Griff und einem Knauf, damit er fest in der Hand lag. Das breite Ende war abgenutzt und abgesplittert. Auf dem hellen Holz hoben sich dunkel die Blutspritzer ab.

Mortelmans sagte, seines Wissens nach seien hier einige Monate zuvor zwanzig bis dreissig britische und amerikanische Flieger hingerichtet worden.

«Wie viele Menschen sind Ihrer Schätzung nach insgesamt hier umgebracht worden?» fragte ich.

Mortelmans schüttelte den Kopf. «Soviel ich weiss, haben sie die Listen vernichtet. Wahrscheinlich wird es sich nie genau klären lassen. Zwanzigtausend, dreissigtausend, vierzigtausend... Man wird es nie erfahren.»

Ein Mann mit belegter, heiserer Stimme mischte sich auf Englisch ein: «Sie haben Tag und Nacht Leichen verbrannt. Jahrelang.»

«Wer sind Sie?» Ich schaute ihn an. Er war dick, mit einem ausladenden Bauch und geröteten Wangen. Seine Nase war von bläulichen Adern überzogen, und die Augen waren blutunterlaufen.

«Ich? Ich bin amerikanischer Staatsbürger. Das kann ich beweisen.»

«Was machen Sie hier?»

«Ich bin seit dreizehn Jahren hier. Ich war Kommunist, bin zurückgekommen, weil ich meine Leute wiedersehen wollte,

meinen alten Pa und meine alte Mam. Sie waren Deutsche. Irrendwie bin ich dann reingeraten und nicht mehr rausgekommen.»

«Wie haben Sie es geschafft, dreizehn Jahre an einem solchen Ort zu überleben?»

«Das haben viele geschafft. Wir haben uns nichts draus gemacht. Ich war Chefelektriker. Bin Elektriker von Beruf. Sie hatten hier eine grosse Fabrik. Da gibt es eine Menge zu tun.»

«Kannten Sie den Lagerkommandanten Koch? Ich habe seinen Namen gehört.»

«Oh, Koch?» wiederholte er leise mit seiner heiseren Stimme. «Ein Dreckskerl! Was für ein elender Dreckskerl!»

«Haben Sie Hinrichtungen mit angesehen?»

Er schüttelte den Kopf. «Nur die Toten hinterher, wie Sie sie gerade gesehen haben.»

Mortelmans kam die Stufen von dem Totenraum herunter und flüsterte mir ins Ohr: «Hier kann man noch nicht offen sprechen. In dem Lager sind immer seltsame Dinge vorgegangen. Und es gehen noch seltsame Dinge vor.»

Etwa hundert Meter weiter unten auf dem Hügel lag das pathologische Museum, ein niedriges, hässliches Gebäude.

Mortelmans stellte mir Dr. Mark Klein vor, Professor für Histologie an der Universität Strassburg. Klein erzählte, seit seiner Festnahme vor einem Jahr habe er in dem kleinen Sektionsraum neben dem Krematorium gearbeitet. Er habe Sektionen durchgeführt und Proben von krankem Gewebe präpariert. Erschöpft und ohne Kommentar zeigte er uns die Sammlung im Vorraum des Labors – in medizinischen Fakultäten hatte ich noch nie so viele und so verschiedenartige Gewebeproben gesehen. Ich sagte zu ihm: «Dr. Klein, ich verstehe nicht viel von diesen Dingen, aber mir scheint, dass diese Arbeit sehr geschickt und sehr sorgfältig getan wurde. Sind die Proben von wissenschaftlicher Bedeutung?»

In Hitlers Reich

«Ja», erwiderte er, «es ist eine grossartige Sammlung. Wir hatten immer genug Material und Auswahl. Sie hat wissenschaftliche Bedeutung.»

«Würden Sie sagen, dass alles, was in dieser Abteilung getan wurde, wissenschaftliche Bedeutung hatte?»

«Manches ja.»

«Und der Rest?»

«Diente der Befriedigung sadistischer Gelüste, der Gelüste der Leute, die dieses Lager leiteten.»

Ich erzählte ihm, dass ich gehört hatte, auf Anweisung von Kommandant Koch seien in dieser Abteilung Hautstücke mit besonders auffälligen Tätowierungen gesammelt worden. Klein ging in das Labor hinein und kehrte mit vier Stücken getrockneter menschlicher Haut zurück, jedes etwa fünfundzwanzig mal fünfundzwanzig Zentimeter gross und mit einer auffälligen Tätowierung. Er sagte, die Männer, die die Tätowierungen gesammelt hätten, hätten eine Abhandlung darüber geschrieben, er habe Exemplare davon gesehen.

Ich fragte weiter, ob auch die Erzählungen über Lampenschirme und Bucheinbände aus Menschenhaut stimmten. Klein erwiderte, er selbst habe nichts dergleichen gesehen, aber die Gefangenen hätten immer wieder davon gesprochen.

Ein polnischer Laborassistent meldete sich und erzählte, er habe drei Jahre in der Abteilung gearbeitet. Er könne beschwören, dass die Ehefrau des Lagerkommandanten Koch **Lampenschirme** und **Bucheinbände** aus Menschenhaut besessen habe. Die Sektionshelfer hätten strikte Anweisung gehabt, alle Hautstücke mit Tätowierungen aufzubewahren. Er könne auch beschwören, dass Häftlinge mit besonderen Tätowierungen regelmässig Koch und seiner Frau vorgeführt worden seien.

«Ich zeige Ihnen noch etwas, was sie getan haben.»

Er ging zu einem Regal an der Wand und holte zwei mensch-

liche Schrumpfköpfe auf hölzernen Sockeln hervor. Ich schaute sie genau an und meinte dann: «Das sind Proben von Anthropologen, nicht wahr? Schädeltrophäen von den Jivaro in Südamerika?»

Der Pole schüttelte den Kopf. «Wenn Sie genau hinschauen, werden Sie erkennen, dass es Osteuropäer sind. Ein Labortechniker hat sie hergestellt, der ausprobieren wollte, ob er das Schrumpfverfahren der Jivaro nachahmen könne.»

Die Köpfe waren perfekt geschrumpft und erhalten. Die Gesichter schienen noch den Ausdruck zu tragen, mit dem die Männer gestorben waren. Die ausgeprägten Wangenknochen deuteten auf slawische Abstammung hin. Selbst die Haare und der Bartwuchs waren noch erkennbar.

Vom pathologischen Museum führte uns Mortelmans zu Block 50, der Abteilung Bakteriologie und Serologie der Waffen-SS. Professor Maurice Suard von der medizinischen Hochschule Angers erläuterte uns detailliert die Typhusexperimente, die man hier vorgenommen hatte. Gesunde Häftlinge wurden wiederholt mit dem Typhus-Virus infiziert und erhielten in verschiedenen Stadien der Krankheit unterschiedliche Medikamente, deren Wirkung man ausprobieren wollte. Er berichtete auch, dass Gefangene, die man nicht mehr brauchte, regelmäßig mit Giftinjektionen umgebracht wurden. Die Arbeit in der Abteilung habe einen objektiven wissenschaftlichen Nutzen gehabt, sei aber ohne jede Rücksicht auf menschliches Leben und Leiden getan worden.

Wissenschaftler aus den Reihen der Gefangenen mussten nicht direkt an Menschenversuchen mitwirken. Das übernahmen die Nazi-Ärzte und Laboranten. Gefangene wurden eingesetzt, um Kulturen anzulegen und solche Arbeiten zu verrichten, bei denen ein überdurchschnittlich hohes Infektionsrisiko bestand. Die Deutschen hätten eine geradezu lächerliche Angst vor Ansteckung gehabt.

In Hitlers Reich

Dann zeigte Suard, wie modern die verschiedenen Labors und Arbeitsräume ausgestattet waren. «Die Arbeit hier wurde mit grösster Genauigkeit und Sorgfalt erledigt. Bei der Ausstattung scheute man keine Kosten.»

An der Stelle übernahm Dr. Joseph Brau, Arzt aus dem französischen Coulommiers, die Führung. Man hatte ihn zum Leiter der Ärztemannschaft ernannt, die sich freiwillig solange um die Häftlinge kümmerte, bis die amerikanischen Sanitätstrupps die Arbeit übernehmen konnten.

Brau war ein schwächtiger Mann in mittleren Jahren mit freundlichen Augen. An ihm nahm ich jene Integrität wahr, die nur ein vollkommen abgeklärter Mensch besitzt. Er hatte alles gesehen. Und er hatte keine Angst. Er hatte sein Mitgefühl nicht verloren, aber das Mitgefühl behinderte ihn nicht. Aus seinen Bemerkungen folgerte ich, dass weder Liebe noch Hass noch Angst seinen Blick trüben konnte. Er hatte den Mut zuzugeben, dass das, was er hier erlebte, Teil der menschlichen Natur war und deshalb leidenschaftslos zur Kenntnis genommen werden musste, dass man aber zugleich mit aller Kraft dagegen ankämpfen musste. Brau gehörte zu den Menschen, deren Glaube an einen göttlichen Willen so unbedingt war, dass er Ruhe gefunden hatte noch in der tiefsten Tiefe der Hölle auf Erden, die Hitler geschaffen hatte – die Art Ruhe, die keinen Rückzug von der Mühsal des Lebens braucht und auch nicht die Illusion, der Mensch könne dem Tod entgehen.

«Hier habe ich wirklich gelernt, was es heisst, den Menschen zu helfen», sagte er bescheiden.

Unten am Hügel von Buchenwald... hinter den Baracken und der grossen Gemeinschaftswäscherei mit den blitzenden Waschmaschinen (für SS-Wärter) und der grossen Gemeinschaftsküche mit blitzenden Kochgeräten (für SS-Wärter). Die gepflasterten Wege waren gekehrt, in der Luft hing der Geruch des Todes.

Brau sprach sehr ruhig. «Ich sage Ihnen, Nationalität spielt dabei keine Rolle. Manchmal verhalten sich die eigenen Landsleute wie Feinde. Man konnte hier überleben. Selbst wenn man keine Talente besass, die gebraucht wurden, konnte man überleben, wenn man seine Würde vergass. Manche von denen, die am längsten hier waren, haben am wenigsten gelitten. Es ging dem Regime um die Vernichtung der Juden und der Menschen aus dem Osten. Wenn sie nicht arbeiten konnten, weil sie krank waren, oder wenn sie sich drückten oder wenn gerade keine Arbeit für sie da war, dann kamen sie den Hügel herunter. Und das war der Anfang vom Ende... Jetzt sind in den Baracken die untergebracht, denen es gut geht.»

In Scharen schoben sich Menschen über die gepflasterten Wege. Ich nahm keine Gesichter wahr – mit einer Ausnahme: Ein Mann hatte die Schwelle zum Wahnsinn weit überschritten, sein Mund stand offen, zwei lange, weisse Eckzähne waren zu sehen. Er kauerte sich vor uns hin, deutete auf seinen Mund und seinen Magen.

«*Vas-t'en*», befahl Brau, «geh». Der Mann sprang ungelenkt zur Seite.

Wir schritten durch ein Tor aus Stacheldraht. Drinnen trugen alle gestreifte Kleidung.

Aus einer Baracke, wo die versammelt waren, denen es «gut» ging, kam eine seltsame Gestalt, schlenkernd und hüpfend. Er hatte nur eine gestreifte Jacke an. Sein Schädel war nicht rasiert, er schwankte hin und her, eine gelblich-weiße Kugel auf einem Stock. Die Muskeln im unteren Teil des Körpers waren vollständig verschwunden, auch der grosse Gesässmuskel. Die Sehnen zeichneten sich wie Marionettendrähte unter der faltigen Haut ab. An den Beinen liefen ihm Exkrementen hinunter, und sie waren mit Exkrementen überkrustet. Die Kreatur stützte sich auf einen anderen, der kaum stärker schien. Zusammen wankten sie den Hügel hinab.

In Hitlers Reich

Brau erklärte: «Es wird sehr schwer sein, die Fälle von fortgeschrittener Auszehrung wieder langsam an das Essen zu gewöhnen. Wir haben grosse Probleme mit Durchfall und Magenkrämpfen. Eine Zeitlang wird die Sterblichkeit hoch bleiben. Es ist einfach zu viel zu tun.»

Die Fussböden in den Baracken schwammen im Dreck. Männer lagen oder sassen aneinandergedrängt auf hölzernen Pritschen, ihre Augen schimmerten im Halbdunkel.

«Gehen Sie hinein und schauen Sie es sich an», sagte Brau zu mir. «Sehen Sie? Zehn Mann auf einer Pritsche, wo drei nebeneinander liegen könnten. Raum war sehr knapp bemessen.»

Wir gingen einen Gang hinunter mit mehreren Lagen Pritschen übereinander. Von hinten drang dumpfer Lärm. Ich erkannte ihn erst nicht als Applaus, bis jemand in die Hände klatschte. Ein entkräfteter Mann kroch in den Gang, richtete sich zu Habachtstellung auf und salutierte.

«Engländer, ah, Engländer, Engländer!» Von allen Seiten griffen Hände nach uns.

Irgendwo sagte jemand: «He, Kumpel! Kumpel. Wie geht's, Kumpel?»

Ich spürte, dass mein Arm in die Höhe ging und meine Lippen sich bewegten. Ich hatte keine Gewalt über mich.

Brau sprach ruhig weiter. «Dieser Mann hat seinen Sohn drei Jahre lang versteckt. Der Junge ist fünf. Schauen Sie, er ist nicht mal in allzu schlechter Verfassung. Die anderen haben ihm zu essen gegeben, hier ein Happen, dort ein Happen. Wir haben bereits vierzig Kinder registriert, er ist das jüngste. Zuletzt haben sie allen Neuankömmlingen die Kinder unter zehn bis zwölf Jahren weggenommen. Wir glauben, dass sie getötet wurden. Früher haben sie nur die Mädchen umgebracht. In diesem Lager gibt es sehr wenig Frauen im Verhältnis zur Zahl der Männer. Wir wissen, dass sie Kinder um zehn Jahre Homose-

xuellen zugeführt haben. Bezahlt wurde mit Zigaretten. Wir wissen auch, dass manche Gefangene mit Menschenfleisch gehandelt haben, das von Leichen stammte. Bezahlt wurde mit Zigaretten. Und jetzt müssen Sie sich die Krankenstation ansehen!»

Am Fuss des Hügels. Es sind nur zwanzig Schritte bis dahin. Ich kann es nicht beschreiben. Ich kann nur sagen, dass die Toten sich noch bewegten, damit sie einen Platz in der Sonne hatten, vollkommen nackt, geschüttelt von unkontrollierbaren Krämpfen; dass sie im Dreck ihrer Krankheiten in den überfüllten Kojen lagen. Ich weiss nur noch, dass ihre Stimmen wie der Wind an einem dunklen, tiefen Ort klangen, und dass der Anblick ihrer Augen und ihrer Zähne, wenn sie lächelten, die schrecklichste Erinnerung meines Lebens bleiben wird bis zu dem Tag, an dem ich sterbe.

Ich sagte zu Brau: «Die einzige menschliche Tat der Deutschen war es, sie zu erdrosseln.»

Und Brau erwiderte: «Das ist wahr.»

Wir gingen nicht mehr zu dem Bordell, das die Wärter für Gefangene unterhielten, die Geld oder Zigaretten hatten, und in das die Frauen als schwerste Strafe geschickt wurden. Auf dem Weg durch den Gemüsegarten, den Häftlinge für die Tische der Privilegierten gepflegt hatten, musste ich mich übergeben. Brau erkundigte sich: «Sind Sie zum erstenmal an einem solchen Ort?»

«Nein», antwortete ich. «Dies hier ist nur der schlimmste.»

Und dann kehrte ich zurück in die Stadt, in der Goethe, Schiller und Liszt gelebt und gewirkt hatten.

Kapitel 9

Buchenwald, Belsen, Dachau, Auschwitz: Namen, die zu spät die Welt empörten.

Alles in allem hielt ich mich vierzehn oder fünfzehn Tage in Konzentrationslagern auf – nicht einmal ein Prozent der Zeit, die nötig gewesen wäre, um die ganze Wahrheit zu erfahren. Bis Ende 1945 verbrachten die Ermittler der Kommission für Kriegsverbrechen Monate in Konzentrationslagern, und selbst dabei erfuhren sie nicht die ganze Wahrheit.

Ich sprach mit männlichen und weiblichen Häftlingen, denen ich glauben konnte, und mit männlichen und weiblichen Häftlingen, denen ich nicht glauben konnte. Einige derjenigen, denen ich glauben konnte, erzählten mir von den Experimenten an Häftlingen in Dachau, bei denen man herausfinden wollte, wie sich der lange Aufenthalt in eiskaltem Wasser auf den menschlichen Körper auswirkte. Offensichtlich suchte man nach der besten Behandlung für Flieger, die aus der Nordsee gerettet wurden.

Ein belgisches Mädchen aus Auschwitz berichtete mir, es sei gang und gäbe gewesen, Neugeborene lebendig in die Verbrennungsöfen zu werfen. Ihr eigenes Kind, das sie bei der Vergewaltigung durch einen deutschen Offizier empfangen habe, sei ihr weggenommen und auf diese Weise beseitigt worden. Ich glaubte ihr.

Ein polnischer Offizier aus demselben Lager schilderte, wie Hunderte russischer und polnischer Offiziere von den Wärtern zu Tode geprügelt und getreten worden waren. Sein bester Freund sei in die Latrine gefallen, in den Exkrementen versun-

ken und habe nicht gerettet werden können, weil die Häftlinge zu schwach waren, um ihn herauszuziehen. Ich glaubte ihm.

Es gab unzählige solcher Geschichten. Irgendwann hörte ich nicht mehr zu, sah nicht mehr hin, fühlte nicht mehr und begann wieder zu denken. Der Anblick und das gesprochene Wort entsetzten mich nicht mehr so, dass mir schlecht wurde. Ich war abgehärtet. Diese Dinge waren geschehen, sie waren real. Sie liessen sich nicht bestreiten. Sie waren in einem Ausmass geschehen, das jedes Vorstellungsvermögen überstieg. Jetzt war nichts mehr zu ändern. Zu gegebener Zeit würde man sie anhören, einordnen, analysieren in einer entsetzlichen Anklage gegen eine ganze Nation, gestützt durch unwiderlegbare Beweise der Grausamkeit. Der durchschnittliche Deutsche bestritt hysterisch, von all dem etwas gewusst zu haben, und behauptete im selben Atemzug, wenn er etwas gewusst hätte, hätte er nichts tun können, nicht das geringste. Diese miteinander verwobenen Entschuldigungen schienen die individuellen deutschen Gewissen zu entlasten.

Die ersten Reaktionen der amerikanischen Offiziere auf die Haltung «Ich habe nichts gewusst» waren kalter Abscheu und Wut.

Nach der Entdeckung des Lagers Ohrdruf am 6. April ordnete Colonel Hayden Sears aus Boston an, alle männlichen Deutschen aus dem nahegelegenen Dorf, die in der Lage waren zu gehen, hätten anzutreten. Am Sonntagmorgen, dem 8. April, liess er sie mit Lastwagen ins Lager bringen. Drei Frauen, die den Befehl missverstanden hatten, schickte er weg, und dann zwang er die Männer, dass sie sich die verwesenden Überreste von dreissig Menschen ansahen, die die Wärter in einem letzten Blutausch erschlagen und erstochen hatten, bevor sie geflohen waren. «Kommt her und schaut euch die Wunden genau an», befahl Sears.

In Hitlers Reich

Er führte die Dorfbewohner zu einem Schuppen mit Blechdach, wo weitere vierzig Leichen lagen, bedeckt mit ungelöschtem Kalk. Sears sagte: «Seht genau hin, ihr Deutschen. Diese Männer sind nicht an Unterernährung gestorben. Sie wurden zu Tode geprügelt. Man hat euch hierhergebracht, damit ihr mit eigenen Augen diese Dinge anschaut, die nach allen menschlichen Massstäben zu verabscheuen sind. Und das ist nur ein kleiner Teil dessen, was wir heute überall in Deutschland zu sehen bekommen. SS-Männer haben auch amerikanische Gefangene ermordet. Wir machen das gesamte deutsche Volk für solche feindlichen Akte verantwortlich. Das ganze deutsche Volk hat die Nazi-Regierung ertragen und gewähren lassen. Deshalb können Amerikaner nicht eure Freunde sein. Ihr alle seid für das hier verantwortlich. Eure Namen werden aufgeschrieben, und ihr werdet in den Verfahren gegen die Täter als Zeugen aussagen.»

Dann wandte sich Sears an den deutschen Militärarzt, der mit den anderen durch das Lager geführt worden war: «Doktor, Sie werden feststellen, dass man diese Männer entweder zu Tode geprügelt oder ihnen die Kehle durchgeschnitten hat. Passt das zu Ihrer Vorstellung vom Benehmen einer Herrenrasse?»

Der Arzt im Rang eines Majors antwortete: «Ich kann nicht glauben, dass Deutsche das getan haben.»

Ein amerikanischer Sanitätsoffizier warf kühl ein: «Ich vermute, dass Ihr wissenschaftlicher Verstand noch arbeitet, Doktor. Sie sehen, dass die Männer mindestens seit einer Woche tot sind – und die amerikanischen Truppen sind erst vor ein paar Tage gekommen. Wer hat denn Ihrer Meinung nach diese Morde begangen?»

Der Deutsche sagte so leise, dass er kaum zu verstehen war: «Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.»

Zwei KZ-Wärter, die man auf der Flucht erwischte hatte, waren ebenfalls zurückgebracht worden, damit sie sich die Leichen anschauten. Mich erstaunte am meisten, dass beide nicht brutal wirkten. Äusserlich waren es ganz normale Menschen, nicht einmal ausgeprägt teutonisch in der Erscheinung: zwei gewöhnlich aussehende Männer, blass und in Angstschweiss gebadet.

Einer brach unter dem Druck zusammen und begann hysterisch zu wimmern: «Ich wusste das nicht! Ich habe diese Morde nicht begangen! Ich hatte von diesen Dingen keine Ahnung! Nein, nein, nein!» Tränen strömten ihm über die aschfahlen Wangen.

In tödlichem Schweigen marschierte die Gruppe den von Leichen gesäumten Weg zurück zum Lagertor. Auf Lastwagen wurden sie zu einer Lichtung in einem nahegelegenen Fichtenwald gebracht, wo man ein Massengrab von etwa hundert Metern Länge und sechs Metern Breite ausgehoben hatte. Um Platz zu sparen, hatte man versucht, die Leichen auf einer improvisierten Konstruktion aus Bahngleisen zu verbrennen, die man über eine mit Fichtenholzscheiten gefüllte Grube gelegt hatte.

Das Massengrab war beinahe vollständig gefüllt mit Asche und menschlichen Überresten, hie und da ragten abgezehrte Gliedmassen in die Luft. In der Nähe des Scheiterhaufens lag ein Dutzend halb verkohlter Leichen. Ein Geruch nach verbranntem Fleisch und Verwesung hing in der Luft.

Sears wandte sich an seinen Dolmetscher: «Sagen Sie ihnen, so ist es Tausenden, Zehntausenden ergangen. Folter, Schläge, langsames Verhungern. Genau das. Zwingen Sie sie, nahe hinzugehen. Zwingen Sie sie, dass sie sich die Haken anschauen, mit denen man die Leichen umgedreht hat. Sorgen Sie dafür, dass sie nahe hingehen und genau hinschauen!»

Ein Farbenhändler aus dem Dorf löste sich aus der Gruppe

In Hitlers Reich

der mittlerweile verängstigten Deutschen. «Den Bewohnern von Ohrdruf war es verboten, sich diesem Ort zu nähern», sagte er. «Sie wussten nichts davon. Das sind die Taten von nicht einmal einem Prozent der Deutschen. Der Rest sollte dafür nicht verantwortlich gemacht werden.»

Sears erwiderte: «Die Deutschen haben eine Regierung gewährleisten lassen, die all diese Verbrechen begangen hat. Die Häftlinge aus diesem Lager mussten unterirdische Befestigungen in Gotha bauen. Das deutsche Volk hat Sklavenarbeit hier und anderswo hingenommen. Eure Schuld ist für die ganze Welt offenbar. Geht heim und erinnert euch, was ihr gesehen habt. Erinnert euch allezeit daran.»

Vielleicht wussten die Einwohner von Ohrdruf tatsächlich nicht, was in dem Lager und dem Wald vor sich ging. Ein Mann konnte an jenem Morgen nicht herumgeführt und mit den Beweisen konfrontiert werden: der Bürgermeister, der auf Sears Anweisung hin am Abend den Menschen befohlen hatte, am nächsten Morgen zu erscheinen. Die Leute, die ihn am Morgen abholen wollten, fanden ihn und seine Frau im Schlafzimmer an Haken an der Wand erhängt vor. Sicherheitshalber hatten sie sich vorher noch die Pulsadern mit Rasierklingen aufgeschnitten.

Der Marsch der Einwohner von Ohrdruf war der erste vieler derartiger wütender Bemühungen, den Deutschen ihre Schuld bewusst zu machen. Tausend Einwohner von Weimar wurden durch Buchenwald geführt und gezwungen, sich die Schrecken genau anzusehen.

Die amerikanischen Offiziere, die diese «Behandlung» vornahmen, verzichteten sogar auf die ritterliche Geste, Frauen den Anblick zu ersparen. Im Lager fielen Männer wie Frauen in Ohnmacht, übergaben sich, pressten die Augen fest zu, bis ihnen grob befohlen wurde, sie aufzumachen und hinzuschauen. Andere standen einfältig da, unterwürfig, reglos.

Auch hier begingen der Bürgermeister und seine Frau Selbstmord – nach der Besichtigung des Lagers.

Die ersten deutschen Zeitungen, die in Westdeutschland von der alliierten Militärregierung lizenziert wurden, erschienen mit Bildern von Leichenbergen und Scharen ausgemergelter KZ-Häftlinge. Plakate mit solchen Bildern wurden gedruckt und an öffentlichen Anschlagtafeln angebracht. Die Silhouette von Buchenwald, die Umrisse des Krematoriums, die übereinandergestapelten Pritschen in der schrecklichen Krankenstation, deutlich bezeichnet als «Station für Typhus», «Station für offene Tuberkulose», «Station für Darmerkrankungen» und auch «Station für Kinder und französische Generäle» waren bald allen Einwohnern von Weimar vertraut.

Ich glaube nicht, dass diese Propaganda insgesamt eine psychologische Wirkung hatte. Die Deutschen waren nicht in der Verfassung, die Lektion aufzunehmen. Ihre Städte lagen in Schutt und Asche, die ländlichen Gebiete wurden von Zehntausenden Flüchtlingen überschwemmt, die aus allen möglichen zivilen und militärischen Gefängnissen, Kriegsgefangenenlagern, Konzentrationslagern oder der Zwangsarbeit in Fabriken und auf Feldern entkommen waren.

Warum sollten die Deutschen sich über das Leiden von Juden, Polen und Zigeunern Gedanken machen, die in ihren Gefängnissen verhungerten, weil amerikanische und britische «Terrorangriffe» Strassen und Eisenbahnlinien zerstört und damit die Versorgungswege abgeschnitten hatten? Deutsche Mütter und Kinder auf der Flucht aus brennenden Städten starben, weil Kampfflugzeuge jedes Fahrzeug angriffen, das sich bewegte. Die Verwundeten, Zivilisten wie Soldaten, mussten Amputationen ohne Narkose über sich ergehen lassen, weil Medikamente ausgegangen oder durch Bombenangriffe vernichtet

In Hitlers Reich

worden waren. Warum druckte man keine Plakate, die zeigten, was die Alliierten den Deutschen zufügten?

Bei der Vorführung eines Films über das KZ Belsen in einem Kriegsgefangenenlager in Norddeutschland piffen und trampelten und schrien die Wehrmachtssoldaten: «Was ist mit den hungernden Indianern? Und mit den Bergarbeitern im Kongo?»

Die ersten Versuche, Schuldgefühle zu wecken, kamen zur falschen Zeit und waren ein Fehlschlag. Es gelang nicht, den Deutschen die Tatsache zu vermitteln, dass über zehn Jahre KZ-Häftlinge systematisch gefoltert und ermordet worden waren. Mit Folter und Mord hatten die Nazis jeglichen Widerstand im Dritten Reich unterdrückt.



Berlin, 1945

TEIL IV

NACH DEM KRIEG

Kapitel 10

Lange bevor die alliierten Truppen die grossen Konzentrationslager erreichten, wo sich Todeskommandos auf die Vernichtung von Juden und Slawen spezialisiert hatten, und bevor die Welt erfuhr, was Hitler mit der Ankündigung einer «Endlösung» gemeint hatte, stürmten die kämpfenden Soldaten voller Wut und Rachedurst nach Deutschland. Sie hatten in Frankreich und Belgien aus direkter Quelle von Greueln der Nazis erfahren: von massenweisen Geislerschiessungen, von sinnlosen Verbrennungen und Schlägen, von sadistischen Verhörmethoden bei Frauen und Männern, die im Verdacht standen, sie würden Widerstandszellen unterstützen. Nur wenige schwankten in der Überzeugung, dass die Deutschen, die sie umbrachten, ihr Schicksal verdienten und dass die Überlebenden keinen Anspruch auf menschliche Rücksichtnahme hatten. Deshalb war die Behandlung der deutschen Zivilisten am Anfang hart. Eisenhowers Radiobotschaft – «WIR KOMMEN ALS EROBERER» – implizierte das Recht der Militärkommandanten, in den zerbombten Städten jede Unterkunft zu requirieren, die noch halbwegs unbeschädigt war. Oft wurden die Alten, die Kranken und die ganz Jungen hinausgetrieben in die Ruinen und sich selbst überlassen.

«Man kann den Krauts nur klarmachen, dass Krieg sich nicht auszahlt, wenn man sie so behandelt, wie sie andere Völker behandelt haben.»

Diese Auffassung hörte ich immer wieder. Eroberung beinhaltete stillschweigend auch das Recht zu plündern. Die siegreichen Truppen nahmen mit, was ihnen gefiel und was sie tragen

Nach dem Krieg

konnten: Schnaps und Zigaretten, Kameras, Ferngläser, Gewehre und Sportwaffen, Dekorationsschwerter und -dolche, Silberschmuck und -besteck, Pelze.

Die Art, kleine Beute zu machen, wurde als «abstauben» oder «Andenken mitnehmen» bezeichnet. Die Militärpolizei schaute weg, bis gierigere Beutemacher, meist Nachschub- und Transportpersonal, teure Autos stahlen, antike Möbel, Radiogeräte, Werkzeuge und Maschinen und raffinierte Wege austüftelten, die gestohlenen Güter an die Küste zu schaffen, wo sie mit kleinen Booten nach England gebracht werden konnten. Erst als aus dem Beutemachen nach Kriegsende ein organisiertes kriminelles Geschäft geworden war, griff die Militärregierung durch. Bis dahin konnten die Soldaten mitnehmen, was sie wollten, und oft genug sprangen sie dabei grob mit den deutschen Besitzern um.

Ich erlebte aber wenige Fälle kalkulierter, absichtlicher Brutalität. Die Soldaten meinten, dass sie nur mit harter Hand Gerechtigkeit walten liessen, moralisch zulässige Vergeltung übten an einem Volk, dessen Armeen beinahe fünf Jahre lang Westeuropa geplündert hatten.

Die Unterwürfigkeit der deutschen Zivilisten hielt die Invasoren ganz und gar nicht zurück, sondern stachelte ihre Verachtung und ihre Wut vielmehr noch an. Einmal wurde ich in Erfurt Augenzeuge, wie amerikanische Soldaten absichtlich und systematisch eine deutsche Wohnung zerstörten. Die Bewohner waren geflohen und hatten auf dem Küchentisch einen Zettel hinterlassen: «IN DIESER WOHNUNG LEBEN MENSCHEN WIE SIE – BITTE ZERSTÖREN SIE SIE NICHT.»

Unzählige solcher Zettel lagen in verlassenen deutschen Wohnungen. Nicht immer schürten sie den Zorn wie bei den Infanteristen, die Erfurt besetzten. Aber ganz gewiss hatten sie nicht die Wirkung, die die Schreiber sich davon erhofften.

Als die Invasionstruppen auf deutsches Gebiet vorrückten, gab es immer wieder Vergewaltigungen durch Soldaten und die Besatzer, die nach ihnen kamen. Die Zahl der Fälle variierte von Einheit zu Einheit je nach der Haltung der kommandierenden Offiziere. Manchmal wurden die Täter identifiziert, vor das Kriegsgericht gestellt und bestraft. Die Militärgerichtsbarkeit äusserte sich nicht gern dazu, räumte aber ein, dass einige Soldaten wegen besonders brutaler oder perverser Übergriffe auf deutsche Frauen erschossen worden seien – vor allem wenn es sich bei den Tätern um Schwarze handelte. Ich weiss mit Bestimmtheit, dass viele Frauen von weissen Amerikanern vergewaltigt wurden. Gegen diese Täter ging man nicht vor. In einem Sektor erzählte man sich, ein sehr angesehener Kommandeur habe den Satz geprägt: «Kopulation ohne Konversation ist nicht Fraternisierung.»

Bei einer Diskussion über das Fraternisierungsverbot bemerkte ein Divisionsoffizier einmal trocken: «Es ist bestimmt das erste Mal in der Geschichte, dass man ernsthaft versucht, die Soldaten daran zu hindern, dass sie sich die Frauen in dem eroberten Land nehmen.»

Die vielleicht objektivste, glaubwürdigste Schilderung gab mir eine intelligente Österreicherin in mittleren Jahren in Bad Homburg: «Natürlich nehmen die Soldaten sich Frauen. Nach der Besetzung der Stadt wurden wir viele Nächte von Soldaten belästigt, die vor der Tür standen und *Fräulein* verlangten. Manchmal verschafften sie sich gewaltsam, mit Tritten und Schlägen, Zugang zu den Häusern. Manchmal versteckten sich die Frauen oder liefen davon.»

Ich fragte sie, ob sie davon wisse, dass Frauen tatsächlich mit Gewalt genommen wurden. Sie überlegte einen Augenblick und antwortete dann: «Nein. Ich glaube, das kommt nicht oft vor. Nur wenn die Soldaten in einer Gruppe unterwegs sind. Bedenken Sie, dass die deutschen Frauen heute nicht mehr die grosse

Nach dem Krieg

Angst davor haben, dass ein Mann sie gewaltsam nimmt, die sie hatten, bevor die Nazis ihre Ideen verbreiteten. Sie fürchteten sich, das schon, aber noch mehr fürchteten sie sich vor Schlägen. Sie werden es sehen. Wenn Ihre Soldaten Geduld haben, werden die deutschen Frauen sie nicht zurückweisen.»

Man konnte sich leicht ausmalen, was passierte. Ein paar betrunkene Rowdies auf einer dunkeln Strasse und «*Kommen Sie hier, Fräulein!*»

Die meisten Kriegsberichterstatter der 3. Armee, die ihr Job an die Front führte, litten früher oder später an einer Krankheit, die die Sanitäter ganz fröhlich «Jeep-Krankheit» nannten. Zur Jeep-Krankheit gehörten alle möglichen körperlichen Störungen als Folge davon, dass man zehn oder zwölf Stunden am Stück, Tag für Tag, über Strassen holperte, die Panzer und Kettenfahrzeuge regelrecht umgeflügt hatten. Wenn ein Mann eine Wanderniere bekam, Hämorrhoiden oder Ischias, war das die Jeep-Krankheit. Wenn er bei Schneefall darüber klagte, dass er Gestalten zu Pferde sah oder Statuen, die gar nicht existierten, war das auch die Jeep-Krankheit.

An einem Morgen fuhr mich ein Ober schütze aus der Fahrbereitschaft für die Presse, der liebevoll Charlie der Teufelsfahrer genannt wurde. Er war ein Meister darin, Strecken voller Hindernisse in Rekordzeit zurückzulegen. Wenn man mit Charlie am Steuer in einen Lastwagenkonvoi einfädelt und wieder ausscherte, machte man am besten die Augen fest zu und hielt sie geschlossen bis auf einen gelegentlichen kurzen Blick nach etwaigen Hindernissen, die einem den Magen umdrehen konnten.

Ich riskierte einen Blick und sah einen Mann am Strassenrand. Er war riesig, an die zwei Meter. Er trug einen gewaltigen schwarzen Bart und eine noch gewaltigere Fellmütze.

Auf den Schultern hatte er einen langen, schäbigen Mantel mit einem breiten Gürtel, und über der Brust hingen überkreuzt zwei Patronengurte. Neben ihm stand ein Schubkarren, schwer beladen mit einer rotgestreiften Matratze, einer Sammlung von Büchsen und Bündeln und einem Käfig mit zwei lebenden Hühnern. Beim Vorbeifahren bespritzten wir ihn mit Schneematsch, aber er zuckte nicht und wich auch nicht zurück. Er lächelte. Die Zähne leuchteten in seinem Bart. Die Augen bewegten sich. Er grüßte uns mit einer Geste, auf die es keine Erwiderung gab.

Charlie scherte vor einem Dreitonner ein und schoss mit quietschenden Reifen um die Ecke. Es ging so schnell, dass ich nicht einmal zurückschauen konnte. Ich überlegte eine Weile. Dann beugte ich mich zu Charlie hinüber und fragte vertraulich: «Charlie, hast du da hinten irgendwas am Strassenrand gesehen?»

Charlies Kiefermuskeln mahlten heftig. «Hm? Was meinen Sie mit irgendwas?»

«Zum Beispiel einen Mann mit einem schwarzen Bart?»

Fünf Sekunden sagte er nichts und dann: «Russki. Jetzt werden ein Haufen Russkis auftauchen. Schätze, das war nur der erste.»

Nur der erste... Bald wurden die Prozessionen befreiter Zwangsarbeiter zu einem vertrauten Anblick, monatelang sah man sie jeden Tag auf den Landstrassen in Deutschland.

Sie marschierten in Gruppen und Kolonnen durch den Frühlingsregen, durch das hohe Gras oder auf den Strassenbanketten. In den ersten Tagen stiessen wir oft auf verstümmelte Leichen, wenn sie im Umkreis von Brücken und Wasserläufen auf Minen getreten waren. Aber sie liessen sich nicht aufhalten. Sie waren frei, und so marschierten sie – irgendwohin, nur weg.

Als erste kamen die Landarbeiter. Sie wirkten kräftig und

Nach dem Krieg

gut genährt und waren in die Überreste sämtlicher europäischer Uniformen gekleidet. Einige hatten Stiefel an, andere Holzschuhe, manche löchrige Reste von Schuhen. Einige marschierten barfuss, ohne Rücksicht auf die Kälte, andere hatten ihre Füße mit Stoffstreifen und Sackfetzen umwickelt. Sie trugen die Zeichen der Armut, aber waren körperlich nicht in schlechter Verfassung.

Viele marschierten in ordentlichen Dreierkolonnen. Am Morgen stapften sie schwungvoll los, und wenn Panzer vorüberdonnerten, lächelten sie ihnen zu, winkten und grüssten. Die Panzerbesatzungen der ganzen Reihe winkten zurück, bis ihre Arme schmerzten. Zu Anfang warfen sie den Marschierern Zigarettenpäckchen und überzählige Feldrationen zu, aber bald waren es zu viele gierige Hände.

Am Ende des Tages hatte die Marschierer der Schwung verlassen. Sie winkten nicht mehr so oft und schlurften ungeordnet dahin. In den Dörfern fanden sie keinen Unterschlupf. Sie kampierten unter zerschossenen Brücken und auf Waldlichtungen. Dort sah man sie nachts zusammengesunken neben russenden Feuern.

Als die Armeen tiefer nach Deutschland vorstießen, änderte sich das Erscheinungsbild der Marschierer. Die Kolonnen bestanden nicht mehr aus kräftigen – oder vergleichsweise kräftigen – Männern. Viele hinkten, waren sichtlich krank, halb verhungert. Immer mehr Frauen und Kinder befanden sich darunter. Die alten Frauen hatten wettergegerbte Gesichter und blickten verschlossen, aber die jungen Mädchen schenkten ihren Befreiern ein strahlendes Lächeln. Fast alle schoben einen Handkarren oder einen Kinderwagen, auf dem sich ihre Habe türmte.

Alles in allem legten die ersten im Rheinland befreiten Zwangsarbeiter keine besondere Verbitterung gegenüber ihren Herren an den Tag. Selbst die Osteuropäer waren anscheinend

menschlich behandelt worden oder zumindest wie wertvolle Nutztiere. Ich erinnere mich lebhaft an eine alte Bäuerin, die nahe Bassenheim auf den Kommandanten eines Aufklärungstrupps zugelaufen kam und ihn händeringend bat, er solle ihren Russen daran hindern, wegzugehen. Ihr Sohn und ihr Mann seien bei der Wehrmacht, und ohne ihren Russen hätte sie niemanden mehr für die schwere Arbeit auf dem Hof. Niemand könne pflügen und säen. Im Winter müssten sie alle verhungern.

Wir schauten uns den Russen an: ein massiger, schweigsamer junger Mann, der etwas mürrisch und nicht sehr hell wirkte, aber fest entschlossen war wegzugehen. Er trug ein Bündel Kleider bei sich. Die alte Frau war ihm anscheinend schon eine ganze Weile gefolgt und hatte auf ihn eingeredet.

Der Panzerkommandant sagte ein paar nicht druckfähige Worte und gab der Kolonne ein Zeichen weiterzufahren. Als ich mich noch einmal nach dem ungleichen Paar umblickte, hockte die Frau im Strassengraben, den Kopf in den Händen, und der Russe marschierte zielstrebig die Strasse entlang.

Einer der ersten Franzosen, die mir begegneten, war ein fröhliches Schlitzohr aus Marseille. Er hatte eine auffällig rote Nase und führte eine kleine Gruppe Landsleute die Uferstrasse zwischen Trier und Wittlich entlang. Den schäbigen Mantel hatte er wie einen Umhang über die Schultern gelegt, und er schwang einen Eschenzweig wie einen Marschallstab.

Sicher, sicher, die verfluchten Boches hatten ihn geschnappt, im August 1940 hatten sie ihn den Armen seiner liebenden Ehefrau und seiner kleinen Kinder entrissen. In der ganzen Zeit hatte er nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort von Madame Lebrun gehört. Aber um ehrlich zu sein, die Boches in diesem Teil der Welt waren nicht gar so schlimme Menschen. Alle Fremdarbeiter wurden vor den herannahenden Amerikanern

Nach dem Krieg

aus Trier evakuiert, und er hätte eigentlich mitgehen müssen. Aber er hatte es schlau angestellt, ihn hatten sie nicht über den Rhein gebracht. Emil Lebrun war schliesslich nicht auf den Kopf gefallen, ganz bestimmt nicht! Auf der anderen Seite des Rheins hatte man keine Chance. Dem Schicksal war er entgangen. Wie? Nun, er hatte die Befehle der Deutschen einfach ignoriert. Er versteckte sich in einem Keller. Es gab da eine Frau, natürlich, eine Bäuerin, die ihn mit Essen versorgte, solange er im Heuschober lag und wartete, dass die Deutschen abzogen. Nein, wirklich, nicht alle Boches waren Ungeheuer... Für ihn war es erträglich gewesen. Er hatte als Kellermeister in einem grossen Weinkeller in Trier gearbeitet. Ob ich an ein paar nützlichen Informationen interessiert sei und im Gegenzug ihn und seine Kameraden ein Stück mitnehmen könne?

Da ich ein anderes Ziel hatte, lehnte ich bedauernd ab. Die Begleiter des rotgesichtigen Kellermeisters sahen enttäuscht aus.

Ein Mann stand etwas abseits von den anderen und schaute gleichmütig in die Ferne. Er war jung und hatte ein glattes, dunkles Gesicht. Ich fragte ihn, ob er auch Franzose sei. Der Kellermeister raunte mir zu, der Mann sei Offizier, Leutnant Raoul de Valbray. Manchmal sei er regelrecht verrückt vor Heimweh, dann wieder sei er geistesabwesend, so wie jetzt. Der arme Bursche habe eine schwere Kopfverletzung erlitten und seitdem wechselten seine Stimmungen häufig. Nun wollte er in sein Elternhaus nach Saint Lo zurückkehren. Stimmt es, dass Saint Lo stark zerstört war?

Mein erster Eindruck vom NS-Zwangsarbeitersystem im Rheinland war, dass die Arbeiter nicht brutal misshandelt wurden. Sie hatten zu essen gehabt, ein Dach über dem Kopf, und für ihre grundlegenden Bedürfnisse war gesorgt gewesen. Manche haderten überhaupt nicht mit ihrem Sklavendasein.

Ein halbes Dutzend Franzosen, die im Pressequartier in Idar-Oberstein arbeiteten, hatten die ganzen vier Jahre ihres Zwangsarbeiterdaseins als Kellner in deutschen Hotels gearbeitet. Sie sprachen sehr freimütig über diese Zeit. Ausser bei Luftangriffen sei es ihnen gut gegangen. Zugegeben, die Bezahlung war schlecht gewesen, aber was nützte Geld, wenn es nichts zu kaufen gab? Sie hatten ausreichend zu essen bekommen und sich mit den deutschen Frauen amüsieren können. Die deutschen Frauen seien sehr energisch gewesen und hätten stark unter der Abwesenheit der Männer gelitten. Diese Franzosen hatten allesamt keine familiären Bindungen und wollten gar nicht nach Frankreich zurückgehen. Nun, da Deutschland ein besetztes Land war, konnte ein unternehmungslustiger Franzose viel Spass haben!

Doch auf der anderen Seite des Rheins und nach dem Fall der grossen Industriestädte änderten sich die Geschichten und das Aussehen der Menschen, die die Strassen entlang zogen. Sie erzählten von gnadenloser Ausbeutung in zerbombten Fabriken, von achtzig Stunden Arbeit in der Woche, von Hunger, bitterer Kälte und Eintönigkeit und von arroganten Aufsehern, die sie mit boshafter Absicht schlecht behandelten. Sie erzählten von alptraumhaften nächtlichen Fahrten in Viehtransportern, deren Böden knöchelhoch mit menschlichen Exkrementen bedeckt waren und bei denen die Schwächeren an Erschöpfung, Kälte und Atemnot starben.

Die Ströme der wandernden Menschen auf den Landstrassen schollen an, zunehmend waren sehr alte und sehr junge darunter.

Wenn sich die Wehrmacht aus einem Gebiet zurückzog oder sich sammelte und auf eine Gelegenheit zur massenweisen Kapitulation wartete, wie es in den letzten Kriegstagen oft der Fall war, nahmen die befreiten Zwangsarbeiter alles, was Räder

Nach dem Krieg

hatte, in Beschlag, auch Ochsenkarren, die von Kühen gezogen wurden, wenn keine Ochsen zu finden waren. Uns begegneten Heuwagen, Milchwagen, Bäckerwagen, Pferdekutschen, manchmal gezogen von ausgemergelten Tieren, aber öfter von Gruppen von Männern und Frauen. Einmal sah ich auf der Autobahn Berlin-Frankfurt eine alte Dampfwalze, die Dampf und Funken sprühte und eine lange Reihe Karren und Wagen hinter sich herzog.

Solche Prozessionen waren kurios, aber selten lachte ein Soldat bei ihrem Anblick. Der Einfallsreichtum und die schiere Unglaublichkeit dieser Völkerwanderung heimatloser Menschen drückten zuviel Leid aus.

Die Wochen vergingen, und auf den Lagerplätzen in den Wäldern und an Strassenrändern sammelte sich stinkender Unrat. Der Hunger der Vagabunden wurde grösser und drängender, weil sie, je später sie unterwegs waren, immer häufiger durch «ausgefressenes» Land kamen. Noch später gesellten sich zu den Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen Tausende Häftlinge aus den Konzentrationslagern hinzu: Männer und Frauen, die alle Krankheiten aus Jahren des Hungers und erzwungenen Elends mit sich schlepten. Sie waren übersät von Läusen und Flöhen. Manche waren so ausgezehrt und schwach, dass ihre Füsse sie nicht weit trugen. Sie brachen tot zusammen, und ihre Gefährten begruben sie in notdürftig ausgehobenen Gräbern, als Kreuz diente ein Pflock mit einem Bündel Stroh.

Auf der Strasse begann auch Leben. Eines Morgens hielt ich an und sprach mit einer Gruppe lettischer Arbeiter, die von Apolda aus nach Westen zogen. Sie hatten eine Frau in einem zerrissenen, blutigen Hemd bei sich. Sie stolperte vorwärts, gestützt von einem Mann, der ein Bündel in der Beuge seines freien Arms hielt. Ich fragte ihn, was mit ihr los sei. Sie habe in der Nacht ein Kind geboren, erwiderte er, auf einer Lichtung im

Freien. Wo auch sonst? Hier, das sei das Kind, ein Junge. Sie hatten ihn in ein Stück Vorhang gewickelt. Der Mann zeigte mir ein verschrumpeltes, bläuliches Gesicht, das wie ein Äffchen aussah und leise wimmernde Laute von sich gab.

Die Mutter sei stark, versicherte er mir. Sie werde es schaffen. Im nächsten Ort könne sie sich ausruhen.

Später begegnete uns ein Paar, das allein unterwegs war. Ein stämmiger Mann in grüner Uniformjacke zog einen grossen Leiterwagen, voll beladen mit Hausrat, der wohl aus einem Bauernhaus stammte. Oben auf der Last lag ausgestreckt eine junge Frau und ruhte sich aus. Unter all diesen abgerissenen, vom Umherziehen erschöpften Menschen sah man nur selten einmal eine hübsche Frau, aber dieses Mädchen war eine Schönheit. Ihr Gesicht war tief gebräunt und weder von Hunger noch von Mühsal gezeichnet. Sie hatte schwarze, glänzende Haare und trug ein Dirndl mit Baumwollmieder, ihr Körper darunter war schlank und straff. Als wir vorüberfuhren, lächelte sie mir zu, und dabei entblösste sie ebenmässige, strahlend weisse Zähne. Sie gehörte wohl zu den wenigen, den ganz wenigen, für die der Weg in die Freiheit ein einziges Abenteuer war. Sie hatte das richtige Gesicht dafür. Eine Frau wie sie würde in einer männlichen Welt nicht zu leiden haben.

Nach der Einstellung der Feindseligkeiten im Mai schätzte die für vertriebene und heimatlose Menschen zuständige Abteilung der Alliierten Militärregierung in Frankfurt die Zahl der in Deutschland umherirrenden Ausländer auf über fünf Millionen. Später sagte mir Dr. Ferdinand Friedensburg, der Leiter des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin, im Reich seien rund zehn Millionen Fremdarbeiter beschäftigt gewesen. [Im Anhang wird das Zwangsarbeitersystem von NS-Deutschland erläutert.]

Nach dem Krieg

Soweit ich feststellen konnte, hatten weder die amerikanischen noch die britischen Behörden überzeugende Pläne, wie man nach Kriegsende die Zwangsarbeiter versorgen und ihre Rückführung in die Heimat organisieren konnte. Sie hatten erwartet, dass ein Minimum an Zivilverwaltung weiter funktionieren würde, und waren ratlos, als alles zusammenbrach.

Die meisten Polizisten und NS-Beamten in den Gemeinden waren geflohen und versuchten, ihr Leben zu retten. Nur in einer Stadt, in Jena, erlebte ich einen Zusammenstoß zwischen Zwangsarbeitern und der Polizei. Die Panzer, die vor der Hauptkolonne der Amerikaner rollten, hatten die Polizisten gezwungen, alle Waffen abzugeben, aber die Infanterie traf erst am nächsten Tag ein. In der Zwischenzeit bewaffneten sich die Deutschen mit Fahrradschläuchen, die mit Bleistücken gefüllt waren. Sie griffen eine Gruppe Franzosen und Polen an, die in einer Gasse eine Bäckerei plünderten. Es sah schlecht für die Plünderer aus, bis mehrere Jeep-Ladungen amerikanischer Offiziere und Korrespondenten, die die Vorgänge in der Stadt beobachteten, bemerkten, was vor sich ging, und die deutschen Polizisten mit vorgehaltener Pistole in ihre Baracken zurücktrieben. Ein Pole lag mit einer klaffenden Wunde im Schädel im Rinnstein. Ein Franzose lehnte mit gebrochenem Schlüsselbein an einem Laternenpfahl, fluchte und spuckte Blut und Zähne aus.

Die anderen kümmerten sich nicht um ihre verwundeten Kameraden. Sie versetzten den abziehenden Polizisten noch ein paar kräftige Tritte und reichten unverdrossen weiter grau aussehende, aus Kartoffelmehl gebackene Brotlaibe aus den zertrümmerten Fenstern der Bäckerei.

Wir wollten gerade wieder gehen, da kam ein Mädchen mit einem Zopf um die Ecke gerannt, blieb vor den Jeeps stehen und schrie: «Kommen Sie! Kommen Sie bitte schnell! Die Polen sind

in die Weinhandlung eingebrochen. Sie trinken den ganzen Wein!» Es war ein hässliches kleines Mädchen mit einem Mondgesicht und blauen Glupschaugen.

Ein Captain im vordersten Jeep steckte seine Pistole ein und fragte: «Was will sie?»

«Sie sagt, Polen plündern eine Weinhandlung», übersetzte ich.

Er überlegte einen Augenblick, schaute den bewusstlosen Mann im Rinnstein an, den Franzosen am Laternenpfahl, der hustete und würgte, und die Menschenmenge, die lachend und rufend daneben stand und sich um die Brotlaibe raufte.

«Fragen wir sie, wo die Weinhandlung ist», meinte er dann. «Vielleicht können wir die eine oder andere Flasche abstauben.»

Ich sagte zu dem Mädchen, sie solle sich keine Gedanken über die Weinhandlung machen, schnell nach Hause gehen und dort bleiben. Einen Augenblick sah sie mich verständnislos an, dann füllten sich ihre Glupschaugen mit Tränen, und sie rannte davon.

Zwei oder drei Strassen weiter in Richtung Stadtmitte hielt ich an und sprach mit einer Gruppe Fremdarbeiter, die zusehen, wie deutsche Zivilisten Schlange standen, um ihre Waffen und Kameras beim Bürgermeister abzugeben. Es waren überwiegend Franzosen, sie erzählten die üblichen Geschichten: 1943 hatten die Nazis sie verschleppt und zur Zwangsarbeit in verschiedenen optischen Fabriken eingeteilt. Es war ein hartes Leben, aber was konnte man von den Boches schon erwarten? Nun wollten sie nach Hause. Sie würden sich auf den Weg machen, sobald die genug zu essen zusammenhatten und was sie sonst noch brauchten.

Diese Arbeiter waren schäbig gekleidet, aber für Zwangsarbeiter sahen sie erstaunlich sauber aus. Etliche waren frisch rasiert und sorgfältig gekämmt. Sie sprachen lebhaft, lachten, er-

Nach dem Krieg

kundigten sich nach ihren Heimatorten und wie die Dinge in Frankreich stünden.

Sie schienen in besserer Verfassung als die meisten ihrer Leidensgefährten, aber ich dachte, der eine oder andere könnte eine Mahlzeit gebrauchen. Hinten im Jeep hatten wir einen Karton mit C-Rationen [Feldrationen der US-Armee in Dosen, Anm.d.Übers.]. Ich drehte mich um und reichte den Männern aus der Gruppe, die mir besonders hungrig vorkamen, ein paar Dosen. Im Nu drängte sich ein bedrohlich knurrender Mob um den Jeep. Die lachenden, gestikulierenden Männer hatten sich in Raubtiere mit angespannten Gesichtern und bettelnden Händen wie Klauen verwandelt. «Bitte, Monsieur, bitte ...ich auch, ich auch. Um Gottes willen, Monsieur! Ich!»

Der Fahrer legte den Gang ein, und wir jagten davon. Die C-Rationen waren nach einer halben Minute weg, eine halbe Minute, nach der ich schweissgebadet dasass, vom Schock einen Knoten im Magen.

Einheiten der Militärregierung rückten in bewohnte Gebiete ein, sobald die Kämpfe aufhörten. Obwohl die Personen geflohen waren, die bisher die zivile Autorität repräsentiert hatten, gelang es ihnen, ein Mindestmass an Ordnung und die elementare Versorgung wiederherzustellen. Aber als die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen zu Tausenden die Strassen verstopften und plündernd von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf zogen, geriet die Lage ausser Kontrolle.

Nur einem kleinen Teil derjenigen, die aus den Lagern entkommen waren oder die die Bezirke verlassen hatten, in die man sie verschleppt hatte, um sich nach Hause durchzuschlagen, gelang das auch. Die meisten endeten in eilends eingerichteten Flüchtlingslagern, notdürftig versorgt mit kümmerlichen Rationen, die man bei Zivilisten beschlagnahmt hatte, die selbst nicht genug zu essen hatten, und vegetierten in einem

unbeschreiblichen Dreck. Manchmal taten sich Überlebende aus den grossen Konzentrationslagern zu Banden zusammen und machten sich auf, Rache an dem deutschen Volk zu nehmen, das so beharrlich leugnete, von den Greuertaten der Nazis gewusst zu haben. Dünn besiedelte Gebiete, die bis dahin von den Schrecken des Krieges verschont geblieben waren, litten oft schwer unter solchen kriminellen Banden.

Ich erinnere mich lebhaft an einen ärmlichen Weiler am Fluss Fulda, wo man mir die geschundenen Leichen zweier vergewaltigter Kinder zeigte. Sie waren sieben und zwölf Jahre alt und betrunkenen Russen in die Hände gefallen, die drei Jahre lang Zwangsarbeit in den Salzstöcken geleistet hatten.

Kapitel 11

Ende April war die Zerstückelung Deutschlands abgeschlossen. Die von Simpson und Hodges befehligten Truppen hatten das Ruhrgebiet abgeriegelt und nach über zwei Wochen erbitterter Kämpfe Models komplette Heeresgruppe zur Kapitulation gezwungen, die Überreste von fünfunddreissig Divisionen, zusammen mehr als dreihundertfünfzigtausend Mann. Die Briten unter Montgomery rückten beinahe ungehindert durch die norddeutsche Tiefebene vor, vorbei an Rheine, Osnabrück und Münster bis an den Stadtrand von Bremen und Hamburg. In der Mitte Deutschlands und im Süden rollten die Panzer von Patton und Patch bis an die Elbe und noch weiter, die Spitzen drangen bis Pilsen in die Tschechoslowakei vor, als auf Befehl des SHAEF der Vormarsch gestoppt werden musste, ohne dass jemand an der Front die Gründe begriff. Die Strassen nach Berlin und Prag waren frei. Warum sollte man anhalten?

Die Tatsache der Besetzung des deutschen Territoriums war keine Nachricht mehr. Ich brauchte genauere Informationen über die Vorgänge, als die, die ich bekommen konnte, wenn ich hie und da den Strudel von Zusammenbruch und Kapitulation miterlebte.

Am 23. April war ich wieder im Hauptquartier des SHAEF im Hotel Scribe in Paris. Dort hörte ich, dass die Russen nach Berlin vorgedrungen seien und die Reichskanzlei beschossen. Jede Minute wurde die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation erwartet. Aber wo und wie und durch wen sollte sie erfolgen? Niemand wusste etwas. Die obersten Ränge hielten

sich bedeckt. Im Lagebesprechungsraum hatte sich so gut wie nichts verändert, nur die Fahnen auf den grossen Karten an der Wand steckten an anderen Positionen.

Die Schlagzeilen in den französischen Zeitungen überschlugen sich. *Deutschland kapituliert*. Deutschland wird nicht kapitulieren... *Hitler ist tot*. Hitler ist geflohen... *Frieden*. Kein Frieden... *Vorfälle an der Elbe*. Alles ruhig an der Elbe...

Die Spannung stieg. Das dreifache Hupen in der Lobby, mit dem eine Presseerklärung angekündigt wurde, war häufiger zu hören. Die drei amerikanischen Nachrichtendienste heuerten flinke junge Franzosen an, die Meldungen vom Lageraum zur Nachrichtenstelle im ersten Stock brachten. Es wurden Wetten abgeschlossen, wer das am schnellsten schaffte. Ein Stabsoffizier gab das Startsignal für die absurden Wettrennen mit einem gebrüllten «Los!»

25. April. *Hitler entkommen*. Hitler getötet.

1. Mai. Hamburg kapituliert. Grossadmiral Dönitz im Radio: «Ich bin der Führer. Ich werde weiter gegen die Briten und Amerikaner kämpfen, solange sie mir im Kampf gegen den Bolschewismus im Wege stehen.»

4. Mai. Montgomery hat die Unterelbe überquert und ist bei der Besetzung von Schleswig-Holstein und Dänemark der Roten Armee zugekommen.

5. Mai. Gestern hat Admiral von Friedeburg gegenüber Montgomery in dessen Hauptquartier in der Lüneburger Heide die Kapitulation aller deutschen Truppen erklärt.

Jede Minute...

Ich hatte einen Freund mit besten Verbindungen beim SHAEF, einen Stabsfeldwebel, der für Pressekontakte zuständig war. Im Winter hatten wir manchen schönen Abend in einem kleinen Schwarzmarktrestaurant abseits der Rue du Faubourg St. Honoré verbracht. Der Wirt dort servierte unter der Hand köstliche Pferdesteaks, und zum Hinunterspülen gab

Hach dem Krieg

es einen Château Latour. Am Nachmittag des 5. Mai nahm mich der gesellige Feldweibel in der Versandstelle beiseite. Seine Informationsquellen hatten sich bislang immer als zuverlässiger erwiesen als die seines Colonels. Aus dem Mundwinkel murmelte er mir zu: «Es ist so weit. Keine offizielle Ankündigung, aber für die Presse wird eine Dakota fertiggemacht. Strikte Auswahl. Nur Agenturen und nationale Vertreter. Melde dich und erinnere sie, dass Australien auch in diesem Sch... krieg gekämpft hat. Ich hab's dir noch nicht gesagt, aber die Party findet in Reims statt, in der Gewerbeschule, da hat der Boss sein Hauptquartier aufgeschlagen. In einer Stunde fährt ein Bus zum Flughafen. Behalt's für dich, sonst wird die Horde dich tottrampeln.»

Die École Professionnelle in Reims war ein tristes, unauffälliges französisches Schulgebäude und lag im farblosen, grauen Zwielficht. Es nieselte leicht.

An einer Wand in dem Vorraum, wo sechzehn Vertreter von Weltpresse und Radiosendern seit sechs Stunden warteten, während drinnen letzte Einzelheiten von Protokoll und Ablauf besprochen wurden, hing eine grosse Europakarte. Jemand hatte die bunten Fähnchen abgenommen, mit denen sie einmal gesprenkelt gewesen war, und sie rechts unten zu einem grossen V zusammengesetzt.

Die Karte war faszinierend. Ich studierte sie eingehend und entzog mich damit der beinahe unerträglichen Spannung des Wartens. Nach einiger Zeit verschwammen die verschiedenen Farben, und vor meinen Augen erstand eine Landschaft aus Wäldern und Feldern, Flüssen, Seen und Bergen. Auf den Strassen, den Schienen und Kanälen waren Menschen unterwegs. Aus der Karte wurde ganz Europa – und hing an der Wand eines Schulzimmers.

Zweitausendsechundsiebzig Tage Krieg, geführt mit einer Härte wie nie zuvor in der Geschichte, hatten diesen Teil des

Globus in ein tausendsechshundert Kilometer langes und tausend Kilometer breites Band aus Trümmern und Elend verwandelt. Die grossen, schraffierten Felder markierten die von Bombentreffern gezeichneten Skelette der Städte. Dort, auf den verlassensten Höfen und in den verkohlten Waldgebieten waren Millionen Menschen zu Tode gekommen, noch viel mehr hatten die Heimat und die Hoffnung verloren, waren verkrüppelt und hungrig unterwegs. Berlin, Warschau, Budapest, Hamburg, Rostow, Köln, Kiew, Breslau, Bremen, Odessa, Dresden – wohin ich willkürlich mit dem Finger deutete, eine ausgeweidete Stadt lag immer in der Nähe. Brüssel, Belgrad, Leningrad, Rotterdam, Den Haag, Antwerpen, Mailand, Genua – nur noch stinkende Schutthaufen.

Hier zogen die Holländer ihre Lumpen fester um sich und verhungerten in ergebener Würde. Hier schmiedeten die halb ausgelöschten Polen erbittert Ränke gegeneinander, um an bankrotte Güter und wertlose Privilegien zu gelangen. Dort beobachteten die kaltäugigen Norweger, wie sich die Unruhe ihrer Unterdrücker in Panik verwandelte, als die Frühlingstage länger wurden. Und dort an der Elbe, im Nordosten, donnerten immer noch die Geschütze und starben Männer, während Hitlers Deutschland sich wie eine zertretene Schlange in den letzten Zuckungen des Lebens unter den Hieben der erschöpften Soldaten wand, die angewidert den Todesstoss führten.

Kurz vor zwei Uhr morgens rief uns ein Offizier der Presseabteilung zusammen. Wir folgten ihm eine Treppe mit nackten Steinstufen hinauf in einen engen Flur und weiter in ein Klassenzimmer, in dem Eisenhowers Stab die Lagebesprechungen abhielt. Der Raum war zwölf Meter lang und neun Meter breit. Die Decke war weiss, und die Wände schimmerten in ausgebleichtem Blau. Vor einer Karte, auf der Fähnchen den Frontverlauf markierten, stand ein langer Tisch.

Nach dem Krieg

Die Tischplatte hatte man schwarz gestrichen, darum herum hatte man fünfzehn gelbe Konferenzstühle mit ungepolsterten Sitzen gruppiert. Auf dem Tisch lagen dreizehn Blöcke mit weißem Schreibpapier, dreizehn gelbe Füllhalter, verteilt standen sechs Tintenfüßer. Sonst nichts.

Wir stellten uns an einer Wand hinter einer Kreidelinie auf, die wir nicht übertreten durften, und warteten, bis die Unterzeichner der Kapitulationsurkunde Platz nahmen.

Auf dem schäbigen, gemusterten Teppich rollten sich schwarze Kabel zusammen, die zu den Tonaufnahmegeräten und den Wochenschaukameras gehörten, sie bedeckten fast den ganzen Boden. An der Wand hinter dem Tisch hing ein Kalender:

Montag
7. Mai
1945

Kameraleute und Tontechniker liefen herum, bückten sich und überprüften wieder und wieder ihre Ausrüstung. Stabsoffiziere marschierten auf und ab und blickten alle paar Sekunden auf ihre Armbanduhren.

Um 2.19 Uhr trat ein britischer Colonel herein und sagte knapp: «Machen Sie sich bereit, meine Herren, sie kommen.»

Vom Flur hörte man das Geräusch von Schritten, und dann kam die alliierte Delegation herein, angeführt von Admiral Sir Harold Burrough – alle bis auf den Franzosen, General François Sevez, und Generalleutnant Bedell Smith, Eisenhowers Stabschef und Hauptunterzeichner für die westlichen Alliierten. Als sie eintraten, flammten mit einem Zischen alle Scheinwerfer auf.

Burrough und die Vertreter der Sowjetunion, Generalmajor Suslapatow und Oberst Sikowitsch, sahen als einzige so aus, als wäre die Anspannung der letzten Tage und Stunden spurlos an

ihnen vorbeigegangen. Burroughs Gesicht mit den ausgeprägten Backenknochen glänzte rötlich. Suslapatow, ein breitschultriger Riese, stand da in seiner engen russischen Jacke und gestreiften Kniehosen, als berühre ihn die Spannung im Raum überhaupt nicht. Seine Goldzähne blitzten auf, als er ein paar beiläufige Bemerkungen zu seinem Adjutanten machte. Alle anderen hatten dunkle Ringe unter den Augen, ihre Gesichter waren bleich und müde.

Fünf Minuten später eilte Sevez herein, beugte sich über den Tisch und schüttelte dem Nächststehenden die Hand. Dann kam Bedell Smith. Er hatte nie kraftstrotzend gewirkt, aber im Blitzlichtgewitter sah er schrecklich aus, krank und erschöpft.

Alle standen ein wenig steif hinter ihren Stühlen und warteten auf die Deutschen. Die vielen Lichter heizten den Raum rasch auf, und wir alle begannen zu schwitzen.

Um genau 2.39 Uhr traten der neue Chef des deutschen Generalstabs, Generaloberst Jodl, und Generaladmiral Hans von Friedeburg herein: zwei hagere Männer in abgetragenen Uniformen. Beide hatten schütterere blonde Haare, die langsam ins Graue übergingen. Die Adjutanten, die sie begleiteten, waren frisch rasiert und gekämmt, die Gesichter leicht rosig und die Augen glasig vor Müdigkeit.

Jodl und von Friedeburg gingen mit schnellen, nervösen Schritten zu dem Tisch. Einen Augenblick standen sie in Habachtstellung da, dann signalisierte ihnen Bedell Smith mit einem leichten Nicken, dass sie die Plätze ihm gegenüber einnehmen sollten. Sie setzten sich, und Bedell Smith fragte sie mit sehr leiser, kaum hörbarer Stimme, ob sie die Dokumente vollständig verstanden hätten, die hier unterzeichnet werden sollten. Ein grossgewachsener britischer Doimotscher beugte sich zu ihnen und wiederholte die Frage auf Deutsch. Sie murmelten Zustimmung.

Hach dem Krieg

Es kam zu einer kurzen Verzögerung, weil Bedell Smith seine Nachbarn nach einem Detail des Verfahrens fragte. Jodl trommelte nervös mit den Fingern. Auf einmal gab es raschelnde Bewegung auf dem Tisch: Die Dokumente wurden verteilt.

Jedes Dokument lag in vierfacher Ausfertigung vor, und jede Ausfertigung musste von den Vertretern der See-, Land- und Luftstreitkräfte der unterzeichnenden Mächte unterschrieben werden.

Die Wochenschaukameras surrten leise, und Dutzende Blitzlichtbirnen zerplatzten, als die offiziellen Fotografen gebückt von einem zum anderen liefen, schwarzes Papier von Filmstreifen abrissen und ihre Objektive einstellten. Jede Geste, jede Muskelzuckung wurde festgehalten. Die Adjutanten legten eine Ausfertigung nach der anderen vor, und Stifte glitten flink über das Papier.

Luftmarschall Robb, der Vertreter der Royal Air Force, beobachtete als einziger am Tisch nicht jede Bewegung während der Unterzeichnung. Er wirkte abgelenkt und studierte die Karten an der Wand. Die Russen liessen sich als einzige nicht die geringste Spur von Genugtuung anmerken. Sie sassen vollkommen reglos da, aufrecht, den Brustkorb vorgeschoben. Ihre leicht schrägen Augen waren ganz schmal geworden und ruhten fest auf den Händen der Deutschen.

Und dann war alles vorbei. Mit einer abrupten Bewegung übergab Bedell Smith die ersten schriftlichen Befehle des alliierten Oberkommandierenden an die Streitkräfte des Dritten Reiches, die soeben kapituliert hatten. Jodl sagte leise etwas zu dem britischen Dolmetscher, der es mit verblüffender Lautstärke übersetzte: «Er bittet um die Erlaubnis, ein paar Worte sagen zu dürfen.»

Der Amerikaner nickte. Jodl stand auf, lehnte sich leicht nach vorn gegen den Tisch und presste die Fingerspitzen fest

auf die Tischplatte. Er sagte auf Deutsch in leisem, monotonem Tonfall: «General, mit dieser Unterschrift sind das deutsche Volk und die deutschen Streitkräfte auf Gedeih und Verderb den Siegern ausgeliefert. In diesem Krieg, der über fünf Jahre gedauert hat, haben sie mehr geleistet und mehr gelitten als wohl jedes andere Volk auf der Welt. In dieser Stunde kann ich nur die Hoffnung ausdrücken, dass die Sieger sie grossmütig behandeln.»

Daraufhin erhoben sich die Deutschen und verliessen rasch den Raum. Jodls Augen schwammen in Tränen, sein Gesicht war von bitterer Demütigung und Hoffnungslosigkeit zerfurcht. Von Friedeburg sah nicht so angegriffen aus. Die Vertreter der Alliierten folgten ihnen in Zweiergruppen. Sie unterhielten sich leise. Suslapatows Goldzähne blitzten wieder auf.

Nach und nach gingen die Lichter aus, die Kameraleute wischten sich den Schweiss aus den Augen und tupften sich die Stirn.

«Die Presse folgt mir», sagte General Frank Allen, der Leiter der Presseabteilung des SHAEF. Wir folgten ihm gehorsam und versammelten uns ebenso gehorsam in einem schmalen Gang. Von dort beobachteten wir, wie die Deutschen zu Eisenhower gingen, der an einem kunstvollen kleinen Schreibtisch hinter den Flaggen der Vereinten Nationen sass. Wir hörten, wie er mit ruhiger, klarer, müder Stimme seine kurze Siegeransprache hielt. Auch er hatte dunkle Ringe unter den Augen, und seine Wangen waren schlaff.

So wurde der Frieden in Europa geschlossen.

Kapitel 12

Berlin, 3. Juli 1945.

An dem Tag fegten Stürme über die Stadt. Regen fiel in silbrigen Kaskaden aus wilden Wolkengebilden. Donner grollte. Wasserfälle stürzten über die zerbombten Mauern und überfluteten aufgerissene Strassen. Die jämmerlichen, nackten Pfähle, die von den Bäumen im Tiergarten übrig waren, weinten mit.

Ich stand im Windschatten des Brandenburger Tores. Es war mit durchnässten roten Fahnen geschmückt, aber Geschossplitter hatten die Steine so durchlöchert, dass die Umrisse des Bauwerks unscharf wurden. So weit das Auge reichte, erblickte es ringsum nichts als Zerstörung – unvorstellbare Zerstörung. Die Metallkuppel des Reichstags hatte wie Flitter in einer Streichholzflamme gebrannt, nur verbogene Träger ragten noch in den Himmel. Aber die Bronzeadler in ihren Nischen an der Fassade der Reichskanzlei standen noch da und schrien stumm. War es ein Zeichen, dass sechshundsechzigtausend Tonnen Bomben nicht ausgereicht hatten, sie zu zerstören?

Nein. Das war eine morbide Befürchtung. Das Ungeheuer lag für alle Zeit eingeschlossen in seiner Höhle, begraben unter einem Berg stinkenden Abfalls, bedeckt von einer schwankenden Mauer.

Der Wind, der durch das Labyrinth der Trümmerschuchten blies, die einst die eleganten Hauptverkehrsadern gewesen waren, trug den Geruch von erloschenem Feuer und vielfachem Tod mit sich. Zahllose Leichen verwesten unter den Trümmern,

lagen zerschmettert oder verbrannt oder begraben in Kellern und Kanälen. Und doch wimmelte diese makabere Begräbnisstätte immer noch von Leben. Vier Millionen Menschen hausten dort wie Ungeziefer auf der Müllhalde. Sie eilten von Spalte zu Spalte, tief gebeugt gegen Wind und Regen. Oder sie krochen wie Ameisen dahin, die der herannahende Winter träge gemacht hat, räumten Trümmer von verschütteten Strassen und reichten einander Eimer voller Brocken von Beton und Ziegelsteinen, Glassplitter und Metallstücke.

Am Ende einer Schicht drängten sie sich zusammen oder warteten in einer Schlange auf die Verteilung von Brot oder Kartoffeln und bläulicher, wässriger Milch, wenn sie Kinder dabei hatten: die Bezahlung für einen Tag Arbeit. Es überwogen die Frauen und die alten Männer mit grauen, zerfurchten Gesichtern und feuchten Augen.

Dies hier, das Brandenburger Tor, war der letzte Meilenstein auf der Strasse der Eroberer. Kein Wegweiser zeigte eine Strasse an, die weiter führte.

Lange bevor die Rote Armee einzelne Nester eines selbstmörderischen Widerstandes in Berlin zerschlug, stoppten Briten und Amerikaner ihren praktisch ungehinderten Vormarsch nach Osten und erhielten den Befehl, sich hinter die Elbe zurückzuziehen und alle Gebiete östlich der Elbe, die sie bereits besetzt hatten, zu räumen.

Die Offiziere der 4. Panzerdivision machten ihrer Empörung lautstark Luft. Immer wieder seit dem Aufbruch von den Brückenköpfen in der Normandie, so wetterten sie, sei Eisenhower unter politischem Druck eingeknickt und habe Patton daran gehindert, die taktischen Vorteile auszukosten, die er errungen hatte.

Hartnäckig hielten sich Spekulationen, Eisenhower habe auf Befehl Roosevelts zugestimmt, dass Montgomery beim Vor-

Nach dem Krieg

marsch am Niederrhein in Schaumanövern die Lorbeeren einsammelte. Angeblich stand es schlecht um die Moral der Briten, sie hatten Aufmunterung nötig. Onkel Sam brauchte die Tommies für das nächste Vorhaben: den Kommunisten in den Hintern treten! Die Nazis waren erledigt, als nächste sollten die Kommunisten drankommen. Der gesunde Menschenverstand gebot, dass wir die Kommunisten schlugen, bevor sie nur die geringste Chance hatten, sich von ihrem Gewaltmarsch auf Berlin zu erholen und ihren verlogenen Propagandasieg auszukosten. Die Russkis waren am Ende ihrer Kräfte. Sie piffen militärisch aus dem letzten Loch. Jetzt mussten wir die Mistkerle packen! Das würde uns später einen Haufen Ärger ersparen.

Eine weniger phantasievolle und zynische Begründung besagte, Eisenhower verhalte sich wieder einmal übervorsichtig und habe beschlossen, alle Kräfte aufzusparen und zu konzentrieren für den Fall, dass die SS versuchen sollte, sich in der Alpenfestung zu verschanzen.

Der wahre Grund für den Stop an der Elbe wurde erst Ende des Jahres bekannt, als nicht mehr so strenge Zensur waltete. Da erfuhr die Welt, wie Stalin seine zeitweiligen Verbündeten überlistet und die Vereinbarungen von Jalta und Potsdam gebrochen hatte.

In den letzten Junitagen lief das Gerücht um, die Russen hätten auf Druck von Washington und London zugestimmt, Berlin gemeinsam mit Briten und Amerikanern zu besetzen. Es war eine geringe Entschädigung für die Demütigung, dass die Russen die Westalliierten sechs Wochen hingehalten hatten, aber doch ein kleiner Trost, dass Churchill und Truman schliesslich doch den Mumm gehabt hatten, Stalin in die Schranken zu weisen.

Eliteregimenter sollten eine Demonstration der Stärke inszenieren: Die arroganten Roten sollten sich die Sache nochmal

überlegen, und wenn sie versuchten, sich mehr Gebiet unter den Nagel zu reißen, würden sie sich schon eine blutige Nase holen. Es hiess, Patton könne es gar nicht abwarten, bis der Zauber endlich losging.

Am 1. Juli machte sich ein Konvoi von achtzig Pressejeeps mit über zweihundert Korrespondenten vor den Truppen auf den Weg und traf am späten Vormittag in der Hauptstadt ein. Unterwegs sorgte eine gänzlich unerwartete Begegnung mit einem Vorauskommando der Roten Armee für Abwechslung, das die amerikanischen Besatzer in Thüringen ablösen sollte. Die Panzerfahrzeuge und Geschütze der westlichen Alliierten leuchteten frisch gestrichen und ratterten in Paradeabstand vorbei.

Die Soldaten hatten die Kampfspuren von den Uniformen gewischt, ihre Stiefel poliert, Abzeichen glänzend gerieben. Alle Ränge trugen Orden und Kampfauszeichnungen.

Verglichen mit diesen schmucken Kolonnen, die sich von Westen und Nordwesten der Stadt näherten, kamen uns die Russen als schäbiger Haufen entgegen. Ihre wattierten Baumwolljacken waren fleckig und fadenscheinig, ihre Transportfahrzeuge ein Sammelsurium uralter Lastwagen und Pferdewagen, schwer beladen mit erbeuteten Möbeln, und mindestens die Hälfte von ihnen musste zu Fuss gehen. Sie marschierten neben der Autobahn, beaufsichtigt von Unteroffizieren auf deutschen Fahrrädern, die nur Felgen und keine Schläuche hatten. Selbst die ruhmreichen russischen Geschütze waren unter mehreren Schichten getrocknetem Schlamm praktisch nicht zu erkennen.

Ein britischer Korrespondent, der neben mir sass, sagte geradezu ehrfürchtig: «Mein Gott, diese Bürschchen sind den ganzen Weg von Stalingrad bis hierher marschiert, und überall unterwegs haben sie den Deutschen die Hölle heiss gemacht!»

Nach dem Krieg

In der Tat hatten diese Männer an der Ostfront zwei Drittel des deutschen Heeres geschlagen, während die grossartig ausgerüsteten Briten und Amerikaner sich in der Normandie, in Italien und entlang des Westwalls mit dem restlichen Drittel abmühten. Die Russen waren stämmige Bauern mit harten Gesichtern und Hirten aus der Steppe. Man sah ihnen an, dass sie Entbehrungen gewöhnt waren, und die Demonstration der motorisierten Macht, die sie beeindruckten sollte, liess sie sichtlich gleichgültig. Vielleicht, dachte ich bei mir, konnten reine Kriegsmaschinen auf lange Sicht nichts gegen Bauern ausrichten, die fest entschlossen waren, fremde Invasoren von ihrem Heimatboden fernzuhalten. Aber zu dem Zeitpunkt waren die Atombomben über Hiroshima und Nagasaki noch nicht gefallen.

Ich bekam ein Quartier in einem Mietshaus in der Nähe des Bahnhofs Zehlendorf-West, schlief eine Stunde und machte mich dann mit einem Jeep in Richtung Potsdamer Strasse und Stadtmitte auf den Weg. Die äusseren Randbezirke waren verschont geblieben. Einige Strassenzüge wiesen so gut wie keine Schäden auf, aber die Innenstadt hatten britische Bomben und russische Granaten komplett in Schutt und Asche gelegt.

Von Erhebungen aus liess sich das ganze Ausmass der Zerstörungen überblicken: Skelette von Gebäuden, ein Gewirr hoher Mauern ohne Dächer, wie aufgeschnittene Waben. Nach russischer Schätzung lebten noch vier Millionen Menschen in den Ruinen – eine unglaubliche Zahl, bis man sich daran erinnerte, dass Überleben mit einem Minimum an Wasser, Nahrung und Wärme möglich ist.

Höchstens ein Berliner von hundert hatte mehr als das blosse Minimum. Die Bevölkerung befand sich in einem katatonen Schockzustand, der alle normalen Reaktionen auf das Unglück ausschaltete, das über sie hereingebrochen war.

Familien blieben zusammen, weil sie zufällig zusammen waren – oder blieben getrennt, weil sie zufällig getrennt worden waren. Niemand dachte an den nächsten Tag. Jeder lebte nur von einer Stunde zur nächsten. Vergangenheit und Zukunft waren gleichermassen unreal. Menschliche Bande zählten nichts, ausser bei Müttern und ihren kleinen Kindern. Der Tod erwachsener Verwandter oder Freunde war ein so unbedeutendes Ereignis, dass man kaum ein Wort darüber verlor. Der Tote wurde im Garten begraben, wenn er in der Nähe gestorben war. Transportmöglichkeiten zum Friedhof gab es nicht. Wenn jemand anderswo gestorben war – umso besser. Dann musste ein anderer das Grab schaufeln.

Der erste Tag in Berlin war lang. Der Anblick der physischen Zerstörung kostete emotionale Kraft. Der Gedanke an die Lebensumstände der Menschen lähmte jede Aktivität.

In der Nähe des Reichstags stand ein Mann auf der anderen Strassenseite und beobachtete mich eine Minute oder zwei unverwandt, während ich fotografierte. Er stürzte sich auf eine Zigarettenkippe, die ich wegwarf, und rannte dann davon, als würden sich hinter ihm die Tore der Hölle öffnen.

Vor der Reichskanzlei gesellte sich eine abgerissene Gestalt zu mir, als ich die Adler betrachtete. «Guten Tag, Sir», sprach er mich an, «Sie sind Engländer, nicht wahr? Das ist bestimmt sehr interessant für Sie. Für mich ist es auch interessant. Ich bin gerade erst nach Berlin gekommen. Ich bin Jude, müssen Sie wissen. Mein Vater, meine Frau und meine vier Kinder wurden 1943 nach Dachau gebracht, aber ich... nun, ich bin ein sehr guter Elektriker.» Er lächelte.

Im Tiergarten trat ein Paar – ein hagerer Mann mit einem langen Gesicht und eine Frau in einem mottenzerfressenen Pelzmantel, die sich an seinen Arm klammerte, als wollte sie ihn nie mehr loslassen – auf mich zu. «Entschuldigen Sie, mein

Nach dem Krieg

Herr, aber könnten Sie vielleicht eine Zigarette entbehren? Ich bin kein Deutscher, sondern Holländer. Meine Frau und ich arbeiten in Sachsenhausen. Jetzt sind wir auf dem Heimweg.»

«Ja, ich bin auch Holländerin. Für mich? Das ganze Päckchen? Sie sind so grosszügig! Mein Mann darf nicht viel rauchen. Die Zigaretten helfen sehr, wenn man Hunger hat, aber er muss immer husten. Er hat Probleme mit der Lunge, und es tut ihm nicht gut, bei diesem Wetter im Freien zu schlafen.»

Ein alter Mann in einer Kette von Menschen, in der Eimer von Hand zu Hand weitergereicht wurden, hustete und spuckte und murmelte, als ich vorbeiging. Die Frau neben ihm erschrak sichtlich. «Sch! Sei still, du Dummkopf! Er wird uns verhaften. Willst du das?»

Spät am Nachmittag kehrte ich zu meinem Quartier zurück. Vor dem Hauseingang stand ein Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren, ein pummeliges, ordentlich gekleidetes, anständig aussehendes Mädchen. Eine Stunde später stand sie immer noch da. Ich fragte sie, was sie wolle. Sie sagte, sie warte auf ihre Tante, Frau Heinrich Harz.

«Dieses Haus wurde beschlagnahmt», erklärte ich ihr. «Nur die Hausmeister sind noch da. Sie wohnen im Erdgeschoss. Am besten fragst du sie.»

«Habe ich schon.»

«Ja und?»

«Sie sagen, meine Tante ist vor sechs Wochen weggegangen und nicht wiedergekommen.»

«Warum um alles in der Welt stehst du dann hier und wartest?»

«Ich kann nichts anderes tun. Ich denke, meine Tante ist tot, vielleicht. Wissen Sie, ich habe sonst niemanden, wo ich hingehen könnte. Ich habe bei Leuten in Spandau gewohnt, aber sie

sind weggegangen und nicht wiedergekommen, und da dachte ich, ich könnte hierher zu meiner Tante gehen.»

Sie klang nicht hysterisch. Sie sprach ruhig, mit einer angenehmen Stimme, als führten wir die normalste Unterhaltung der Welt. Ihre Eltern waren während der Belagerung der Stadt verschwunden. Daraufhin war sie zu flüchtigen Bekannten nach Spandau gezogen. Dann verschwanden auch die flüchtigen Bekannten. Sie blieb weiter in dem Haus, bis die Vorräte im Keller aufgebraucht waren. Da hatte sie sich auf den Weg zu ihrer Tante gemacht.

«Hast du keine Freunde in Berlin?»

«Nein, niemanden. Wir haben auf dem Land gelebt, bis Mutter in der Munitionsfabrik Arbeit bekommen hat.»

«Gibt es denn niemanden, zu dem du gehen kannst?»

«Nein, niemanden. Ich weiss nicht, was ich tun soll. Kann ich hier schlafen?»

«Nein, das ist verboten. Hast du Geld?»

«Nein.»

«Nun, es tut mir leid, ich kann dir nicht helfen. Du musst zu einer deutschen Familie gehen und fragen, wo du schlafen kannst. Hast du etwas zu essen?»

Sie streckte ihre Hände aus. Sie trug braune Stoffhandschuhe.

«Es tut mir leid, ich kann dir nicht helfen», wiederholte ich.

«Vielen Dank», sagte sie höflich. «Es ist schon in Ordnung.»

Sie ging die dunkle Strasse hinunter und weinte leise.

Zwei Tage später hängten die Russen ein riesengrosses Stalinporträt am Brandenburger Tor auf, und Soldatinnen der Roten Armee regelten den Verkehr unter den Linden mit Stockschwüngen und roboterhafter Präzision.

Neben mir fragte eine Stimme: «Entschuldigen Sie, mein Herr. Ist das Stalin? Ja? Ah, er sieht gut aus, finden Sie nicht? Haben Sie Zigarettenkippen, mein Herr?»

Kapitel 13

Am Abend meines ersten Tages in Berlin war ich überzeugt, dass die Stadt im Todeskampf lag. Auf diesem entsetzlichen Müllhaufen konnten Menschen nicht leben.

Am Ende der ersten Woche änderte ich meine Meinung allmählich. Die Menschenketten, die Eimer weiterreichten, die wandernden Kippensammler, die Heimatlosen und die Hoffnungslosen bevölkerten zwar die Szene, aber sie stellten nicht das ganze Bild dar. Inmitten von Schutt und Trümmern entstand so etwas wie eine neue Gemeinde. Die Berliner hatten genug Nahrung und Wasser zum Überleben, und in einigen Wohngebieten gab es für kurze Zeit am Tag auch wieder Strom. Etwas, das entfernt an ein öffentliches Transportsystem erinnerte, verband Vorratsdepots und medizinische Hilfsposten.

Bezeichnenderweise funktionierte der Schwarzmarkt praktisch seit dem Augenblick, als die Geschütze verstummt waren. Wer es geschafft hatte, Geld oder ein paar Wertsachen aus den Trümmern zu retten, konnte die Hungerrationen aus den Beständen von Hamsterern aufbessern, die es riskierten, nicht registrierte und darum nicht bewachte militärische Vorratslager in den Randbezirken der Stadt zu plündern. Mehr und mehr Menschen fanden Arbeit auf öffentlichen Baustellen, die von Russen überwacht wurden. Hie und da eröffneten Geschäfte in Häuserblocks, die unbeschädigt geblieben waren, und boten billige, angesengte Decken an, Kleider, Schuhe und Arzneimittel. Oder Kaffee aus Eicheln, «guten Schnaps» und verdünnten Wein.

Die Russen hatten Erfahrung mit den Problemen zerbombter Städte und wussten die Ausbreitung von Epidemien zu verhindern. Das schlimmste waren zehrende Durchfallerkrankungen, die darauf zurückgeführt wurden, dass das Trinkwasser durch Leichen und Abwässer verseucht war. Typhus, Fleckfieber und Grippe kamen erst später mit dem Strom der Flüchtlinge aus den Ostgebieten.

Zuerst wurden die Strassen so weit geräumt, dass Fahrzeuge verkehren konnten, und danach hatten die Reparatur von Wasserleitungen und Kanalisation und die Beschaffung von Lebensmitteln höchste Priorität. Verderbliche Waren wurden üblicherweise von Höfen aus einem Umkreis von achtzig Kilometern herangeschafft.

Alles in allem taten die Sowjets nach meiner Einschätzung in dieser ersten Zeit mehr, um Berlin am Leben zu erhalten, als die Engländer und Amerikaner hätten tun können. Ich stütze diese Einschätzung auf die Erfahrungen mit der Militärregierung im Ruhrgebiet und im Rheinland, wo mangelnde Planung – im Grunde völlige Unkenntnis, was Militärregierung in einer solchen Situation hiess – in Chaos mündete. Die Russen liessen sich bei ihrer Methode, für Ordnung zu sorgen und bei der Grundversorgung voranzukommen, nicht von humanitären Rücksichten behindern. Sie kannten sich aus mit Massenpsychologie. Es war ihnen klar, je schneller die Berliner in die Lage versetzt wurden, sich selbst zu helfen, desto besser war es für alle Beteiligten. Je früher sich bei diesen Millionen schockierter Menschen, die kein Ziel mehr im Leben hatten, ein Funken Hoffnung auf die Zukunft regte, eine Spur von Interesse, das über Sattwerden und Vermeiden von körperlichem Schmerz hinausging, desto weniger würden sie die Ressourcen der Roten Armee in Anspruch nehmen.

Wo immer wenigstens Reste gemeinschaftlicher Interessen und Institutionen überlebt hatten, pflegten die Russen sie.

Hach dem Krieg

Wenige Wochen nach der Kapitulation ermunterten sie zur Herausgabe von Zeitungen. Sie stellten das Rundfunknetz wieder her, erlaubten öffentliche Vergnügungsveranstaltungen und teilten mit, dass sie die Gründung von Gewerkschaften und demokratischen politischen Parteien begrüßen würden.

Die Reaktionen fielen zunächst schwach aus, aber das änderte sich rasch. Zu der Zeit, als die Briten und Amerikaner ihre jeweiligen Besatzungszonen in Besitz nahmen, fanden im weitgehend unbeschädigten Berliner Opernhaus ab und zu schon wieder Orchesterkonzerte statt.

Bald gab es vier dünne Tageszeitungen zu kaufen. Drei politische «Parteien» tauchten auf: natürlich die Kommunisten unter der Führung altgedienter Mitglieder, die den Krieg versteckt ausgeharrt oder in Konzentrationslagern überlebt hatten, die Sozialdemokraten und ein loses Bündnis von christlichen Sozialisten, Sozialisten und Einheitssozialisten.

Radio, Zeitungen, Politik, Konzerte: Die Russen hatten klug eine Wüste des Elends langsam wieder zum Blühen gebracht. Sie hatten sich gegenüber den Anhängern des Ungeheuers, das tot in seiner Höhle unter einem Berg von Schutt lag, grossmütig gezeigt. Aber die Berliner sahen die Dinge nicht so.

Überall wurden wir mit den gleichen geflüsterten Worten begrüsst: «Gott sei Dank seid ihr Briten und Amerikaner gekommen ... Wir können euch gar nicht sagen, wie froh wir sind, euch zu sehen... Die Russen sind wie Tiere, wilde Tiere. Die Russen haben mir alles weggenommen, was ich hatte, sie haben mir nicht einmal Kleider zum Wechseln gelassen. Sie stehlen und vergewaltigen und erschiessen...»

Die hysterische Furcht vor den Russen war so gross, so viele Geschichten von russischen Greuelthaten liefen um, dass der Chef der anglo-amerikanischen Verbindungsstelle zur Presse

es geboten fand, vor den versammelten Korrespondenten eine «Belehrung» auszusprechen:

«Denken Sie daran, dass es im deutschen Volk eine verbreitete, ausgeprägte Neigung gibt, zwischen den Alliierten die Saat von Misstrauen und Zwietracht zu säen. Die Deutschen denken, dass sie davon profitieren, wenn sie uns spalten. Ich möchte Sie davor warnen, deutsche Geschichten über angebliche russische Greuelthaten ohne sorgfältige Prüfung zu glauben.»

Die Vorstellung, dass das deutsche Volk in seiner gegenwärtigen Verfassung gezielt eine Absicht verfolgen könnte, erschien mir mehr als nur ein wenig naiv. Überdies war die Russenphobie nichts Neues. Die alliierten Soldaten waren ihr auf dem gesamten Weg vom Rhein bis hierher begegnet, als ihnen zu Tausenden Zivilisten entgegenliefen, die in Panik nach Westen flohen.

Die Russen kommen! Um Gotteswillen, nur nicht den Russen in die Hände fallen! Jeder Stiefel war besser als ein russischer Stiefel.

Wenn man einzelne Menschen aus der kopflosen Masse befragte, stellte sich fast immer heraus, dass sie gar keine eigenen Erfahrungen mit Russen gemacht hatten. Jemand hatte ihnen dies erzählt, sie hatten das gehört – von einem Freund oder Bruder oder einem Cousin, der an der Ostfront gewesen war.

Natürlich hatte Hitler sie belogen. Sein Gerede von einer Herrenrasse war verrückt, seine Behauptung, die Briten seien dekadent und Juden Untermenschen, waren Ausgeburten eines kranken Gehirns – aber was die Bolschewiken anging, da hatte der Führer recht gehabt!

Goebbels' Propaganda konnte wenigstens einen Erfolg verbuchen, der die Enttäuschung über die Niederlage überdauern würde: Sie hatte das deutsche Volk mit einer paranoiden

Nach dem Krieg

Furcht vor den «Horden aus dem Osten» erfüllt. Als die Rote Armee die Randbezirke Berlins erreichte, schwappte eine Selbstmordwelle durch die Stadt.

Dr. Ferdinand Friedensburg – der als Leiter des Instituts für Wirtschaftsforschung und Berliner Polizeichef in der Weimarer Republik gewiss eine besondere Achtung vor Zahlen hatte – schätzte, dass sich im Mai und Juni 1945 zwischen dreissig- und vierzigtausend Berliner das Leben nahmen. Selbstmord war ein Ausweg, eine Möglichkeit, dem unerträglichen Druck zu entfliehen, den Bombenangriffe und Geschützfeuer bei Tag und Nacht, Überarbeitung und die Angst erzeugten, dass die Zukunft nichts als Demütigung und Leiden in der Knechtschaft fremder Herren bereithalten könnte.

Wieviel hatten die Russen mit ihrem Verhalten, unabhängig von der irrationalen Bolschewikenfurcht, zu dieser Orgie der Selbstzerstörung beigetragen?

Ich stellte meine Frage zahllosen Berlinern beiderlei Geschlechts. Von Übertreibungen abgesehen, ergaben die Antworten ein durchaus glaubhaftes Bild. Die Rote Armee überrannte die Stadt in der Wut des Gefechts, angetrieben von Rachedurst. Ihre Soldaten zerstörten, plünderten, vergewaltigten genauso, wie die deutschen Soldaten – nach den Erzählungen polnischer Flüchtlinge – zerstört, geplündert und vergewaltigt hatten auf ihrem Zug nach Polen und Westrussland einige Jahre zuvor.

Die objektivste Schilderung des Verhaltens der Russen gab mir eine Frau in mittleren Jahren, die mit einem Öltechniker verheiratet war. Ich habe mir während des Gesprächs Notizen gemacht.

Sie sagen, die Russen hätten sich nach dem Ende der Kämpfe sehr brutal verhalten. Was meinen Sie mit «brutal»?

Sie plünderten, erschossen jeden, der Widerstand leistete, und griffen Frauen an. Sie verloren alle Hemmungen.

Was passierte, wenn sie eine Wohnung plünderten? Haben Sie einmal miterlebt, wie eine Wohnung geplündert wurde? Haben die Russen Ihre Wohnung geplündert?

Ja, alle Wohnungen in dem Haus wurden geplündert. Als auf der Strasse nicht mehr geschossen wurde, kamen zehn oder elf Soldaten die Treppe herauf und schlugen und traten gegen die Tür. Wir trauten uns nicht aufzumachen, und so haben sie die Schlösser aufgebrochen oder eingetreten.

Und was passierte dann?

Sie haben überall nach Waffen und Heckenschützen gesucht. Dann zogen ein paar alle Schubladen auf und warfen die Sachen heraus, und die anderen griffen die Frauen an.

Was meinen Sie mit angreifen? Haben Sie die Frauen vergewaltigt?

Meistens ja.

Alle Russen? Haben alle russischen Soldaten Frauen vergewaltigt oder es versucht?

Nicht alle, aber die meisten. Sie waren betrunken. Sie hatten Schnapsflaschen und Weinflaschen dabei und waren ausser Rand und Band – Sie können sich das sicher vorstellen.

Wieviele Frauen waren in dem Haus?

Ich glaube, wir waren acht. Drei waren bei uns in der Wohnung.

Wurden Sie vergewaltigt?

Nein. Einer kam auf mich zu, aber ich kann ein bisschen Russisch, und ich sagte ihm, er sei betrunken und eine Schande für sein Vaterland. Ich sagte ihm auch noch, er solle den anderen befehlen, die Frauen in Ruhe zu lassen.

Liess er sich dadurch aufhalten?

Nach dem Krieg

Ja. Er war noch ein Junge. Er wirkte beschämt, aber er nahm alle meine Kleider aus den Schubladen und Schränken. Er sagte, die Deutschen hätten den russischen Frauen 1941 alle Kleider weggenommen, und deshalb sehe er nicht ein, warum er sich nicht nehmen sollte, was er wollte. Ich habe nicht versucht, ihn abzuhalten.

Hat er versucht, die anderen aufzuhalten?

Sie waren alle betrunken. Die Russen sind furchtbar, wenn sie getrunken haben. Sie können sich nicht vor stellen, wie sie sich dann benehmen.

Woher wissen Sie, dass die anderen Frauen vergewaltigt wurden?

Ich habe gesehen, wie ein Russe meine Freundin vergewaltigt hat.

Gegen ihren Willen?

Ja.

Aber Sie haben nicht direkt mitbekommen, was mit den anderen passiert ist?

Nein, aber da gab es keinen Zweifel. Sie haben nicht gelogen. Es ist wirklich passiert, glauben Sie mir.

War das vielleicht nur ein Einzelfall?

Nein, es ist im ganzen Bezirk passiert. Sie gingen in der Strasse von Haus zu Haus.

Wie, dieselbe Gruppe?

Nein, andere Gruppen. Es passierte in ganz Berlin. Ich übertreibe nicht. Es war wirklich so. Mindestens die Hälfte der jungen Frauen in Berlin wurde von Russen vergewaltigt. Es ging tagelang so, nachdem die Kämpfe aufgehört hatten.

Versuchten die russischen Offiziere nicht, ihre Männer zurückzuhalten?

Natürlich. Die meisten Offiziere waren sehr nett. Wenn man es mit einem Offizier zu tun bekam, war normalerweise alles in Ordnung. Wir hörten, ein paar Soldaten seien auf fri-

scher Tat ertappt und erschossen worden. Aber es hatte keinen Zweck, sich zu beklagen. Wenn es die Offiziere nicht mit eigenen Augen sahen, glaubten sie einem nicht.

Wann hat das aufgehört?

Es hat nie ganz aufgehört. Das Problem waren die Lager mit Schnaps und Wein. Die hätte man zerstören sollen. Die Soldaten betranken sich abends, und dann ging der Ärger wieder los. Sie waren nur schlimm, wenn sie getrunken hatten. Wenn man sie näher kannte, waren sie ganz anders. Wir hatten noch Glück in unserem Bezirk: Wir bekamen in unserem Haus eine Gruppe zur Einquartierung für zehn Tage. Wir waren traurig, als sie wieder gingen, weil wir nicht wussten, wie die Neuen sein würden. Sie benahmen sich richtig kindisch. Manchmal kamen sie am Morgen und entschuldigten sich und baten einen, nichts zu sagen. Sie brachten etwas zu essen mit, weil sie nett sein wollten und als Entschädigung.

Sie sagten, es seien auch Leute erschossen worden. Haben Sie mit eigenen Augen gesehen, wie Zivilisten erschossen wurden?

Eine Frau aus unserer Strasse, die ich kannte, wurde umgebracht.

Haben Sie die Leiche gesehen?

Ja. Ihre Schwester und ich haben sie im Garten begraben.

Warum wurde sie erschossen?

Die Russen dachten, sie hätte einen Revolver.

Und hatte sie einen Revolver?

Nein, sie hatte keinen.

Nach dem Krieg

Rätselhafte Leute, diese Russen! Vergewaltigen und entschuldigen sich. Geschenke und Essen als Entschädigung für Diebstahl. Plündern eine zerbombte Stadt, und dann machen sie sich an den Wiederaufbau...

Es gab noch andere Ungereimtheiten. Geschichten über wiedereröffnete Nachtclubs am Kurfürstendamm erwiesen sich als wahr. Einmal machte ich die Runde durch die Kabarettts, ich begann mit dem berühmten Femina in der Nähe von Potsdamer Platz und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Die Kirche war so zerschossen, dass die Mauern vor dem Himmel zu schwanken schienen. Das Gebäude mit dem Kabarett stand wie eine Insel in einem Meer von herabgestürzten Ziegeln, verbogenen Trägern und Mauerstücken. Angeschimmelte Matratzen, zerrissene Vorhänge, Bilderrahmen und aller möglicher Abfall einschliesslich emaillierter Nachttöpfe bildeten darauf eine makabere Schaumkrone.

Der Abend war mild und schwül. In der Luft hing der übliche Geruch von Leichen und Kanalisation. Die Fassade des Femina war bedeckt mit futuristischen Nackten und glitzernden Ankündigungen in vier Sprachen.

Ein Mann mit einem eckigen, kahlen Schädel und rosigem, wulstigem Nacken begrüßte in der Lobby Stammgäste. Er trug ein billiges Dinnerjackett, mit dem er einmal in den Regen gekommen war. Er hatte die Aufgabe zu lächeln, die Stammgäste servil zum Kartenschalter zu geleiten und den Zustrom der Prostituierten auf die Damen zu begrenzen, die die Leitung des Etablissements kannte und akzeptierte.

Der Eintritt kostete nur zwei Mark fünfzig, aber es war ein richtiger Nachtclub mit allem Drum und Dran. Ein paar Risse in den Wänden hatte man zugespacht und überstrichen. Die Lampen hatten bernsteinfarbene Schirme, es dominierte roter Plüsch. Die Kellner trugen zu lange Fräcke, die Gewänder waren so alt, dass sie grünlich schimmerten.

Auf der Tanzfläche und an den Tischen drängten sich russische, britische und amerikanische Offiziere in Begleitung von (oder auf der Jagd nach) entgegenkommenden Damen. Eine Flasche schlechter Wein kostete fünfundzwanzig Dollar, eine Bulette aus Pferdefleisch mit Kartoffeln zehn Dollar, ein Päckchen amerikanische Zigaretten atemberaubende zwanzig Dollar.

Die Frauen in Berlin mussten seit mehr als einem Jahr ohne Kosmetikprodukte auskommen. Aber hier im Femina waren die Wangen so sorgfältig gepudert, und die Lippen glänzten so tiefrot, als hätte Hitler den Krieg gewonnen. Etliche Frauen trugen echte Seidenstrümpfe.

Eine Zeremonienmeisterin im Paillettenkleid kündigte die Bühnenshow in Deutsch, Russisch, Englisch und Französisch an. Das veranlasste am Nebentisch einen Hauptmann der sowjetischen Feldartillerie zu einer philosophischen Bemerkung. Er beugte sich herüber und sagte in passablem Englisch: «So schnell von national zu international! Wie es aussieht, sind die Bomben eurer Royal Air Force gute Englischlehrer.»

Als erstes kam eine kindliche Tänzerin auf die Bühne: sehr dünn, sehr leichtfüßig und sehr, sehr alt. Ich erinnerte mich, dass Dr. Edward Tokes, Veranstalter einer deutschen Varietéshow, die ein paar Wochen zuvor für die amerikanischen Truppen in Weimar organisiert und genehmigt worden war, sich beklagt hatte, dass man unmöglich bessere Tanznummern bieten könne, wenn das Ballett sich weigerte, bei Rationen von 1'100 Kalorien am Tag zu proben.

Der kindlichen Tänzerin folgten eine Artistin in guter körperlicher Verfassung, eine Gitarrenspielerin und eine Altistin, die ein Repertoire von *C'était une histoire d'amour* über *St. Louis Blues* bis *Lili Marleen* vortrug. Danach trat eine «russische» Tanztruppe auf. Sie waren so energiegeladen und so vertraut

Nach dem Krieg

mit den Rotarmisten, dass sie bestimmt Zusatzrationen als Schwerstarbeiterinnen bezogen. Nach ihnen kam eine Boogie-Woogie-Band, die nur ein New Yorker von einer echten hätte unterscheiden können.

Ich hatte immer gehört, dass Hitler solche entartete Unterhaltung für arische Herrenmenschen ablehnte, und deshalb fragte ich den Bandleader, wie er es geschafft hatte, sich trotz der bösen Nazis so gut auf dem Laufenden zu halten.

Er erzählte mir, er habe zwei ungarische Geiger beschäftigt, die er alle sechs Monate auf Urlaub in die Heimat geschickt habe. Wenn sie aus Ungarn zurückkehrten, hatten sie immer ein paar Platten mit amerikanischer Tanzmusik im Gepäck. Die Platten gelangten über Buenos Aires und Bern nach Budapest. Die einzelnen Stimmen wurden dann abgeschrieben. Falls ein übereifriger Gestapobeamter zu neugierig wurde, konnte man das handschriftliche Notenblatt hervorholen und beweisen, dass es sich wirklich um eine rein arische Komposition handelte. Wenn die Ausbeute der ungarischen Geiger zu mager ausfiel, nahm der Klarinettist, der ein phänomenales Musikgedächtnis hatte, seiner Kunst zuliebe das Risiko auf sich und hörte Tanzmusik auf BBC.

Die russischen Offiziere bildeten einen erheblichen Teil der männlichen Kundschaft im Femina, aber es verkehrten auch erstaunlich viele gesunde deutsche Männer dort. Teils waren es Techniker aus der Industrie, teils Spezialisten, die die Sowjets mit Wohlwollen behandelten. Wer die anderen sein mochten, versuchte ich gar nicht erst herauszufinden. Zuhälter, Schwarzmarkthändler, Spione... Im Femina waren wahrscheinlich mehr Ohren darauf trainiert, geflüsterte Bemerkungen aufzuschnappen, als in jedem anderen Etablissement dieser Art östlich von Lissabon und nördlich des Bosphorus. Gut trainierte Ohren wur-

den auch im Land des besiegten Gegners gut bezahlt. Man muss immer vor seinen Freunden auf der Hut sein.

Das Femina war nicht das einzige «luxuriöse» Vergnügungslokal in Berlin. Vor dem Café Leon und dem Kabarett der Komiker wies ein Türsteher in einer grossartigen orangeroten Uniform den Ansturm der Kunden ab, die gegen die Glastüren drängten. Der Star bei den Komikern war ein ausgezeichneter Parodist, der einen Berliner darstellte, der ein unsichtbares Mahl verzehrte. Dort war auch ein neuer Schlager zu hören: *Berlin Will Rise Again*. Von draussen drang noch das Klappern der Eimer herein, mit denen die Trümmer weggeschafft wurden.

Ausser den Kabarett am Kurfürstendamm eröffneten noch etliche andere kleinere Cafés und Restaurants mit Bühnenshows. Dort konnte man ungesüssten Ersatzkaffee trinken, künstliche Orangenlimonade und farblosen Wein, während man zusah und zuhörte. Der Preis für eine Nutte betrug einheitlich fünf Zigaretten. In allen Etablissements florierte der ausgedehnte Schwarzmarkt für Nahrungsmittel, Tabak und Beutegut. Für eine Dose Speck und Käse aus einer Kiste K-Rationen [abgepackte Marschverpflegung der US-Armee, Anm. d. Übers.] bekam man eine ordentliche Figur aus Dresdner Porzellan, für ein halbes Dutzend Tafeln Schokolade eine Kamera und für zehn Liter Benzin, die einmal für die Flucht vor den Schrecken des Bolschewismus gehortet worden waren, konnte man Mieter einer nur leicht beschädigten Wohnung werden.

In der Anfangszeit der Dreimächteverwaltung von Berlin herrschten zwischen den Vertretern der Militärregierung korrekte, wenn auch ganz und gar nicht herzliche Beziehungen. Wenn man den offiziellen Kommuniqués glaubte, hatten sich alle lieb, und alle Beteiligten kooperierten mit ihrer ganzen Kraft bei dem Unterfangen, die vier Millionen Einwohner der

Nach dem Krieg

Stadt mit Essen zu versorgen und den Wiederaufbau voranzubringen.

Aber die Wahrheit sah anders aus, und das wurde auch schon bald offenbar. Die Russen hatten nicht die geringste Absicht, mit irgendjemandem zusammenzuarbeiten. Anscheinend litten sie unter einem hartnäckigen Minderwertigkeitskomplex, und darum reagierten sie zunehmend empfindlich und aggressiv, wenn banale Meinungsverschiedenheiten über Verfahren und Zuständigkeiten auftauchten. Wenn es um grössere Entscheidungen ging, betrogen sie ungeniert. Ernsthafte Spannungen gab es, als sie ihren westlichen Partnern den gleichgewichtigen Anteil an den Erzeugnissen des landwirtschaftlichen Gürtels rund um die Stadt verweigerten. Das Land liege in der östlichen Besatzungszone, argumentierten sie, die ihnen in Jalta zugesprochen worden sei, und alle Lebensmittel, die dort produziert wurden, kämen ausschliesslich der Bevölkerung in den Bezirken der Stadt zugute, die sie kontrollierten. Da Briten und Amerikaner auf ihrem Recht beharrten, sich mit ihnen, den Russen, die Besetzung der Stadt zu teilen, sollten sie dafür sorgen, die Menschen in ihren Zonen aus weiter entfernten Quellen zu versorgen.

Von Anfang an lag auf der Hand, dass die sowjetische Politik darauf abzielte, die Westmächte aus Berlin hinauszudrängen und einen weiteren Propagandasieg einzufahren.

Das Gerede, man wolle «den Kommunisten in den Hintern treten», ging weiter. Zwischen Gis, Tommies und Iwans, die dienstfrei hatten, gab es keine Fraternisierung. Zwar bestand zwischen den Offizieren, die die Berliner Nachtclubs frequenzten, eine gewisse oberflächliche Kameraderie, aber die Atmosphäre zwischen den anderen Rängen blieb gespannt. Die Soldaten der sowjetischen Garnison verhielten sich abweisend und unfreundlich. Unter den russischen Soldaten waren viele

Asiaten, die nicht lesen und schreiben konnten; in den Augen der Tommies und Gis stellten sie eine Horde ungewaschener Wilder dar, die Badewannen als Latrinen benutzten.

Die Abneigung gegen die Russen beschränkte sich keineswegs auf Berlin, wo der Kontakt mit ihnen besonders eng war. Ihre mangelnde Bereitschaft zu Absprache und Kooperation bei der Formulierung einer gemeinsamen Linie für den Umgang mit den geschlagenen Deutschen alarmierte sogar die optimistischsten politischen Beobachter in der englischen und amerikanischen Besatzungszone. Die Russen verhinderten, dass ihre Absichten durchkreuzt wurden, indem sie unermüdlich eine vollendete Tatsache nach der anderen schufen.

Die massenweise Vertreibung deutscher Bauern aus dem Sudetenland war ein solcher Fall. Sie begann gleich nachdem die Rote Armee in das 1938 von Hitler annektierte Gebiet eingerückt war. Im Juni kamen mir auf der Strasse nach Pilsen lange Flüchtlingsströme entgegen, die in Richtung Donau unterwegs waren: keine befreiten Zwangsarbeiter, sondern vertriebene Kleinbauern, die ihr Stück Land von einer Minute auf die andere hatten verlassen müssen.

Der Sommer in jenem Jahr war ausserordentlich heiss und trocken, über den Nebenstrassen stiegen gelbe Staubwolken auf, wenn die Kolonnen aus Leiterwagen, Ochsenkarren und Pferdewagen dicht an dicht vorüberzogen. Die Flüchtlinge waren von der Sonne tief gebräunt, sie trugen Lumpen, auf denen das Wetter und der lange Marsch ihre Spuren hinterlassen hatten. Der Hunger nagte an ihnen. Die Kinder lagen halbnackt auf den Planwagen, die Gesichter verkrustet von Dreck und Tränen. Die Älteren schlurften hinterher oder packten mit an, wenn die mageren Tiere an Steigungen nicht weitergehen wollten. Die Blicke der Vertriebenen waren hart vor Elend.

Nach dem Krieg

Bei meiner ersten Begegnung mit einer Flüchtlingskolonne lag ein Ochsenkarren, der ein Rad verloren hatte, umgekippt auf der Strasse. Der Fahrer meines Jeeps brüllte «Strasse frei!», ich beugte mich hinaus und rief einem alten Mann zu: «Wer sind Sie? Sind Sie Deutsche?»

«Ja.»

«Wohin wollen Sie?»

«Das weiss nur Gott.»

«Wieviele Menschen sind Sie?»

«Auch das weiss nur Gott.»

«Warum sind Sie unterwegs?»

«Die Russen haben uns aus unseren Häusern verjagt.»

Ein Dutzend Frauen, barfuss und halbnackt, schob den Wagen in den Strassengraben. Mein Fahrer fuhr los und hüllte die abgerissene Prozession in eine Wolke aus Abgasen und Staub.

Der Regen der russischen Vergeltung ging gleichermassen auf die Schuldigen und die Unschuldigen nieder. Später erfuhr ich, dass viele Vertriebene nicht Siedler waren, die sich besetzten Lebensraum in Böhmen unter den Nagel gerissen hatten, sondern deutsche Staatsangehörige, die seit Generationen rechtmässig das Land besassen und bebauten, das sie nun verlassen mussten.

Die überstürzten, willkürlichen Vertreibungen forderten einen hohen Preis. In Prag protestierte Präsident Benes persönlich. Wie sollte die Tschechoslowakei in der Nachkriegskrise ihre Landwirtschaft und Industrie wiederaufbauen, wenn ihr drei Millionen Paar helfende Hände fehlten?

Die Vertreibung der Sudetendeutschen war noch nicht das Schlimmste. Im August und September trafen auf den Berliner Bahnhöfen Waggonladungen kranker, hungriger Flüchtlinge aus Schlesien und Ostpreussen ein. Sie starben wie die Fliegen, lagen tot auf den vollkommen verdreckten Bahnstei-

gen. Ich ging an Nebengleisen entlang, wo Lastwagen vollbeladen mit Leichen standen, daneben hockten Frauen mitten in menschlichem Unrat und kochten Hundefleisch und Rüben in verrussten Dosen.

Eine Frau zupfte an meinem Jackenärmel, deutete auf ihren Mund und stiess hervor: «Essen, essen!» Ich fragte mich, ob sie, nur weil sie Deutsche war, weniger Mitleid verdiente als die wandelnden Skelette am Fuss des Hügels in Buchenwald.

Da begriff ich, dass der Krieg mit der Vernichtung und Zerschlagung von Hitler-Deutschland nicht geendet hatte. Es lauerten noch andere Ungeheuer in anderen Höhlen.



Berlin, 1945

TEIL V

**FRAGEN UND
REFLEXIONEN**

Kapitel 14

Eines Tages auf einer einsamen Strasse im Hunsrück beschlossen Charlie der Teufelsfahrer und ich, auf einer Lichtung am Rand eines Fichtenwaldes unser Mittagessen einzunehmen. Charlie steuerte den Jeep in einen Seitenweg. Wir stiegen aus, kletterten ein paar Meter einen Hang hinauf und liessen uns im Gras nieder.

Es war ein ruhiger, klarer Frühlingstag. Unter uns im Tal sahen wir den Kamin eines Bauernhauses, der über den Bannwald ragte. In der Ferne lag die Rheinebene, ein Schachbrett aus Ackerland und Weideflächen. Hinter uns zogen sich Bäume die Hügel hinauf. Die Luft roch nach Harz und frischem Grün. Vom Krieg war nichts zu hören.

Eine Weile sassen wir nur da und schauten und genossen die Wärme der Sonne auf unseren Schultern. Charlie packte seine K-Ration aus und begann zu essen. Ich sagte: «Ein wunderschönes Land, Charlie. Vor dem Krieg liess es sich hier gewiss gut leben.»

«Denk schon», brummte Charlie.

Charlie war ein mürrischer junger Mann. Er sprach nicht viel, und wenn, dann versäumte er nicht, seinem Gegenüber mitzuteilen, dass seiner Ansicht nach die Welt ein ziemlich übler Ort war – vielleicht mit Ausnahme der kleinen Stadt in New Hampshire, aus der er stammte. Die Armee, jede Armee, war voll von Charlies: Männern, die nur nach Hause wollten.

Wir hatten einige Zeit dort gesessen, da sah ich aus Richtung des Bauernhauses jemanden auf uns zukommen. Es war ein Junge, neun oder zehn Jahre alt, barfuss, in kurzen grauen Ho-

Fragen und Reflexionen

sen und Pullover, einen Stock in der Hand. Zwanzig oder dreissig Meter vor dem Jeep blieb er stehen, schaute uns und den Jeep zweifelnd an und schlug mit seinem Stock auf die Grashalme ein.

Charlie kaute ungerührt seine Kekse und blickte zu dem Jungen. Dann sagte er: «Mmh, denk schon. Ein ziemlich schönes Land. Schade, dass die Scheisskerle nicht hiergeblieben sind und was draus gemacht haben. Scheint mir genug Lebensraum zu geben.»

«Schätze, du hast recht, Charlie.»

«Mmh, ich habe recht. Ich hasse diese Mistkerle.

Alle Krauts.»

«Tja, die Welt hat auch allen Grund dazu.»

«Mmh.»

Danach herrschte wieder Schweigen. Der Junge schwang seinen Stock. Die Neugier hatte über die Furcht gesiegt. Wir sahen nicht gefährlich aus. Wir hatten keine Waffen griffbereit. Er marschierte um den Jeep herum, betrachtete ihn genau und kam dann näher.

Er war ein stämmiger Junge mit braunem Haarschopf, einer Stupsnase und grossen blauen Augen. Er platzte förmlich vor Neugier. Fasziniert schaute er sich die Verpackung unserer K-Rationen an und dann uns. Er lächelte vorsichtig.

«Hau ab, du kleines Stück Scheisse», murmelte Charlie.

«Na los, verschwinde.»

Jetzt grinste der Junge über das ganze Gesicht.

«Er ist in Ordnung, Charlie, lass ihn in Ruhe. Ich möchte nachher mit ihm reden.»

Charlie brummte etwas Unverständliches.

«Hör zu, Charlie», sagte ich zu ihm. «Bald wird dieser Krieg vorbei sein. Wir werden gewinnen, und dann müssen wir irgendwas mit den Krauts machen. Hast du schon mal darüber nachgedacht?»

«Ich weiss, was man mit ihnen machen sollte. Man sollte sie alle erledigen.»

«Hat dir ein Kraut jemals was getan?»

Er sah mich misstrauisch an. «Wie meinen Sie das?»

«Ich meine, hast du persönlich was gegen die Krauts?»

Er lächelte. «Schliesslich bin ich hier, oder nicht?»

«Natürlich. Aber ich meine was anderes. Was hast du, du persönlich, gegen die Deutschen?»

«Sie wollen andere rumkommandieren. Warum sind sie nicht in ihrem verdammten Land geblieben? Sie haben Juden umgebracht und Leute gefoltert. Auf der ganzen Welt wollen sie den starken Mann markieren. Ist es etwa nicht so? Man sollte sie erledigen.»

«Schau dir den Jungen an, Charlie. Was hat er dir getan oder sonst jemandem? Was würdest du mit ihm machen?»

Charlie schwieg.

«Wie heisst du?» fragte ich den Jungen.

«Erich.»

«Wohnst du auf dem Hof da unten?»

«Jawohl, Herr.»

«Ist dein Vater zu Hause?»

«Jawohl, Herr.»

«Was arbeitet er? Ist er Bauer?»

«Nein, Herr. Er ist Holzfäller.»

Er schien ein nettes Kind zu sein. Seine Stimme war sanft, und die Art, wie er da vor uns stand, wie seine Neugier über seine Nervosität gesiegt hatte, hatte etwas Gewinnendes. Ich bemerkte, dass seine Beine ein wenig verkrümmt waren, als hätte er Rachitis gehabt.

«Spielst du gern Soldat?»

Er blickte mich fragend an und sagte dann: «Jawohl, Herr.»

«Magst du auch echte Soldaten?»

«Jawohl, Herr.»

Fragen and Reflexionen

«Liebst du den Führer?»

«Nein, Herr.»

«Wer hat dir gesagt, dass du diese Antwort geben sollst?»

«Mein Vater, Herr.»

«Hör zu, Charlie», wandte ich mich an den Teufelsfahrer. «Der Junge sagt, sein Vater sei Holzfäller. Er wohnt auf dem Hof da unten. Er spielt gern Soldat, aber er liebt den Führer nicht, weil sein Vater ihm das gesagt hat. Zum Teufel! Willst du auch dieses Kind erledigen?»

Charlie schaute den Jungen an, düster und voller Verbitterung. «Sehen Sie ihn nur an. Dick. Gesund. Rosig. Haben Sie ein einziges belgisches Kind gesehen, das dick war und gesund und rosig? Der kleine Bastard taugt nichts. Er hat keine Chance. In fünfundzwanzig Jahren wird er für einen anderen Hitler kämpfen. Ja, natürlich würde ich ihn auch erledigen. Warum zum Teufel auch nicht? Er hat keine Chance. In fünfundzwanzig Jahren wird er versuchen, meinen Kindern ein Bajonett in den Bauch zu rammen.»

«Dann meinst du es wirklich ernst. Du bist dafür, dieses Kind zu erledigen?»

«Mmh.»

«Warum machst du es dann nicht? Lass dich nicht aufhalten. Du könntest jetzt jede Menge deutsche Zivilisten erledigen.»

Charlie spuckte verachtungsvoll auf den Boden. «Okay», sagte er, «okay. Ich hab's verstanden. Ich bring's nicht fertig. Keiner von uns bringt es fertig. Also, was soil's? Warten wir halt fünfundzwanzig Jahre, und dann wird der Junge mit einem Bajonett auf meine Kinder losgehen. Und deshalb sollte man ihn erledigen. Das wäre nur vernünftig.»

Wir belassen es dabei. Ich stellte dem Jungen noch weitere Fragen. Er fasste Vertrauen und setzte sich auch ins Gras, ein Stückchen von uns weg. Ich überlegte, ob er insgeheim kindli-

che Heldenträume träumte: dass er uns umbringen würde, die verhassten Besatzer des Vaterlandes, dass er uns mit dem Maschinengewehr niedermähen und auf dem Parteitag in Nürnberg vom Führer persönlich einen Orden bekommen würde. Er sah nicht so aus, als träumte er. In seinen Augen stand nichts als Neugier – Neugier auf das Leben.

Angenommen, die Ausrottung aller Deutschen wäre tatsächlich das Beste für die Menschheit. Würde ich es dann fertigbringen, dieses Kind zu töten? Wenn ich sicher wüsste, dass er eines Tages versuchen würde, eines meiner Kinder zu töten – würde ich es fertigbringen, ihn zu töten, um das zu verhindern?

Törichte Frage...

Wir standen auf und wollten weiterfahren. Charlie blickte immer noch finster drein, aber er drückte dem Jungen die Schokolade und den Kaugummi aus seiner K-Ration in die Hand.

«Hier, du kleiner Mistkerl!», brummte er, «nimm schon.»

So hätte vielleicht jeder Mann gehandelt, selbst wenn er tausend Bomben gezündet und tausend kleine Erichs getötet hätte.

Charlie der Teufelsfahrer war in vieler Hinsicht typisch für die amerikanischen und britischen Soldaten, die sich durch Deutschland zur Elbe vorankämpften. Sie glaubten fest, dass sie für eine gerechte Sache fochten: für die Vernichtung eines unerträglich bösen und heimtückischen Feindes. Sie waren wütend, voller Empörung hatten sie die Wahrheit über die Konzentrationslager erfahren. Aber als das Kämpfen aufhörte, verflieg auch bald ihre Wut.

Erklärte Politik der alliierten Militärregierung war es, die Ordnung im besetzten Deutschland wiederherzustellen und zu erhalten, die Täter aufzuspüren und zu bestrafen, die Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen

Fragen und Reflexionen

hatten, das deutsche Volk an moralische Massstäbe zu erinnern und ihm klarzumachen, welche Schuld es auf sich geladen hatte, weil es Hitler gewähren liess. Ächtung sollte Wirkung zeigen.

Das Verbot der Fraternisierung, das gleich nach der Besetzung Deutschlands verkündet worden war, funktionierte von Anfang an nicht. Es war auf absurde Weise wirklichkeitsfremd und nicht durchzusetzen. Am Anfang sollte es verhindern, dass britische und amerikanische Soldaten mit deutschen Frauen schliefen. Doch nach der Kapitulation, als die Soldaten sich in dauerhaften Quartieren einrichteten, begannen viele Offiziere und andere Dienstgrade, vor allem Angehörige der Militärregierung, Verhältnisse mit deutschen Frauen, Verhältnisse aller Art, von schlichter Prostitution bis zu echten und oft genug unglücklichen Liebesaffären.

Nach meiner Kenntnis schliefen die Männer der amerikanischen Division, die im April Buchenwald befreite, Ende Mai mit deutschen Mädchen. Sie brüsteten sich damit.

Das Lager selbst wurde gründlich gereinigt und in ein Zentrum für Flüchtlinge und Verschleppte verwandelt. Die Baracken, in denen Hunderte Osteuropäer an Krankheiten und Hunger gestorben waren, wurden mit konfiszierten Möbeln aus Weimar neu eingerichtet und dienten als Bordell.

Das Bordell in Buchenwald florierte und bescherte dem Lager unzählige Konservendosen und Zigarettenspäckchen, die aus dem amerikanischen PX [Soldaten-Einkaufsmarkt, Anm. d. Übers.] in der Stadt stammten.

Meine Notizbücher aus diesen Wochen sind voll von Interviews mit Soldaten über das Fraternisierungsverbot.

Ich fragte einen Oberschützen aus Minnesota:

Sie glauben also nicht, dass alle Deutschen schuldig sind und dass sie bestraft werden sollten, weil sie Hitler unterstützt haben?

Teufel, es hat doch keinen Sinn, so zu denken. Meinen Sie, ich bin schuld daran, dass Roosevelt zum Präsidenten gewählt wurde? Ich bin Republikaner. Wie hätte ich verhindern können, dass Roosevelt gewählt wurde? Mit den meisten Deutschen war es genauso. Die Deutschen sind Menschen wie Sie und ich. Mein Opa war Deutscher. Ist er schuld an Hitler? Ich glaube nicht, dass das Mädchen, mit dem ich ins Bett gehe, schuld an Hitler war, genauso wenig wie ich schuld an Roosevelt bin. Wenn der Präsident es versaut, müssen wir alle drunter leiden, verstehen Sie? Dann geht es nicht drum, wer schuld ist und wer nicht. Wir müssen alle leiden – diejenigen, die ihn gewählt haben, genauso wie die anderen...

Ein Feldweibel meinte: «Wenn man sagt, alle Deutschen sind schlecht, nur weil sie Deutsche sind, ist das doch genau das gleiche, was Hitler über die Juden gesagt hat. Die Krauts sind schon in Ordnung. Anständige Leute, wie viele, die ich zu Hause kenne. Auf Hitler und die Kerle von der SS habe ich eine Mordswut. Ich weiss, was sie in den Lagern gemacht haben. Aber jetzt sind sie besiegt, also was soll's?»

Und ein Angehöriger einer Panzerbesatzung: «Die deutschen Ladies sind schon okay. Sie wissen, worum es geht. Ich wäre doch blöd, wenn ich auf das ganze Gerede ‚keine Fraternalisierung‘ reinfallen würde. Was ist denn mit den Bräuten, die sich die Offiziere von der Militärverwaltung als Sekretärinnen geholt haben? Haben Sie in einem einzigen Büro eine brave Hausfrau gesehen?»

Zigaretten, Schokolade, Süssigkeiten, Feldrationen hiessen bald *Frat-bait*: Köder, mit denen man Frauen angelte. Das Fra-

Fragen und Reflexionen

ternisierungsverbot war genauso ein Witz wie die Prohibition.

Am Ende schickte sich die Militärverwaltung mit lächerlich gestelzten Worten in das Unvermeidliche. Kurz nach der Kapitulation teilte das SHAEF mit, der Befehl betreffend die Fraternisierung sei dahingehend gelockert worden, dass die alliierten Soldaten mit deutschen Kindern sprechen und ihnen kleine Geschenke machen dürften. Das war also der Ratschluss der «Experten», die sich über die Umerziehung des deutschen Volkes Gedanken machen sollten.

Bald nach der Besetzung Berlins wurde das Verbot für die britischen Truppen weiter gelockert, aber die Lockerung wurde wieder zurückgenommen, als ein bekannter Kolumnist in einer Sonntagszeitung behauptete, sie hätte verhängnisvolle Auswirkungen auf Sitten und Moral der Frauen in Grossberlin.

Den vernünftigsten Kommentar zu dem Fiasko hörte ich von einem Münchner Arzt, einem entschiedenen Nazi-Gegner: «Wenn eure Führer die Deutschen wirklich davon überzeugen wollen, dass die Nazis genausowenig Recht wie Erfolg hatten, dann sollte eure Militärregierung bestimmte Fehler in den besetzten Gebieten vermeiden. Brutale kollektive Bestrafungen nach Akten der Rebellion, die ein paar Einzelpersonen begangen hatten, nährten in Frankreich den Widerstand zu einer Zeit, als die Deutschen die Herren Europas waren, so wie es heute die Alliierten sind. Und sie verschlimmerten die Sache noch dadurch, dass sie die Bevölkerung unnötig demütigten. Wenn ihr sichergehen wollt, dass es keine Wiederauferstehung des Faschismus gibt, dann müsst ihr zeigen, dass Disziplin ohne Terror durchgesetzt werden kann oder auf den konkreten Fall bezogen ohne haarspalterische Einschränkungen normaler menschlicher Beziehungen.»

Eine Berliner Waschfrau sah die Sache so: «Hitlers Mädchen

werden sich eure Soldaten bald ins Bett holen und dafür sorgen, dass sie ihre Befehle vergessen. Sie finden nichts falsch dabei. Sie haben ihren Spass, und hinterher lachen sie und machen Witze. Um mehr geht's beim Vögeln nicht. Ihr werdet schon sehen: Es wird nicht lange dauern, und dann lassen sie sich auch von Negern und Juden vögeln.»

Da war einige Wahrheit dran. Hitlers reine arische Maiden mochten vielleicht den Theorien der Nazi-Ideologen von einer Herrenrasse geglaubt haben, aber ihre prüden Hemmungen schwanden unter dem Druck der sexuellen Frustration bald dahin.

Nach ein paar hässlichen und sinnlosen Kriegsgerichtsverfahren gegen Sündenböcke verschwand das Fraternisierungsverbot stillschweigend. Die Politik, die deutschen Barbarinnen um ihres politischen Seelenheils willen zu ignorieren, verlief im Sand.

Fast genauso dumm wie das Fraternisierungsverbot war die Ankündigung, man wolle Deutschland entnazifizieren, indem Mitglieder und aktive Anhänger der NS-Partei aus allen verantwortungsvollen Positionen entlassen würden. Nach dem Sieg über die deutschen Armeen brach die Zivilverwaltung im Land vollständig zusammen. Die Verwaltung hatte fast ganz in den Händen von Parteimitgliedern und ihren Speichelleckern gelegen. Diese Personen tauchten ab oder versuchten es zumindest, als die Invasoren nahten. Wichtige Aufgaben funktionierten nicht mehr, bis die Alliierte Militärregierung die Sache in die Hand nahm und alle Verwaltungsbeamten, alle Polizisten, Techniker und Handwerker, die sie auftreiben konnte, in ihren alten Positionen zurück an die Arbeit brachte. Die schwarzen von den weissen Schafen zu trennen konnte warten bis wieder Wasser aus den Leitungen kam, die Kanalisation funktionierte und noch bewohnbare Häuser wieder Gas und Strom hatten.

Fragen und Reflexionen

Die von allen Seiten bedrängten, überarbeiteten Angehörigen der Militärverwaltung versuchten, in den zusammengebrochenen Gemeinden die Ordnung wiederherzustellen. Da blieb keine Zeit für die Jagd auf Kriegsverbrecher. Einheiten der Nachrichtendienste spürten dennoch viele hochrangige Nazis auf und setzten sie fest: Politiker und Funktionäre und die schlimmsten Henker und Folterer aus Konzentrationslagern. Um die kleinen Fische kümmerten sie sich nicht, ihre Verbrechen galten als weniger abscheulich, nur weil sie weniger Opfer gefordert hatten.

Die Spitzen von Industrie und Finanzwelt schienen vor Verfolgung sicher. Wissenschaftler und hochspezialisierte Techniker der Rüstungsindustrie gerieten selten ins Visier der Nazi-Jäger. Sie genossen den Status hochbegehrter Beute, vor allem, wenn sie Experten für Düsenantrieb oder Raketentechnologie waren.

Ich besuchte die optischen Labors und Fertigungsanlagen der Zeiss-Werke in Jena, bevor die Stadt offiziell besetzt wurde. Leitende Beschäftigte der Forschungsabteilung teilten mir in aller Ruhe und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit mit, dass man ihnen bereits gut bezahlte Positionen in den Vereinigten Staaten versprochen hatte und sie auf ihre Evakuierung warteten. Ihre einzige Sorge war, dass die russischen Panzer zuerst in der Stadt sein und sie gezwungen werden könnten, weniger gut bezahlte Positionen hinter dem Ural anzutreten.

Später erfuhr ich, dass die Mantel-und-Degen-Teams des russischen und des amerikanischen Geheimdienstes hart miteinander konkurrierten, deutsche Top-Wissenschaftler ausfindig zu machen, zu kidnappen und ausser Landes zu bringen. Häufig kam es zu Zusammenstößen, und beide Seiten erlitten Verluste.

Die Russen nahmen bereits mehr aus dem Land mit als nur

kluge Köpfe. Sie demontierten wichtige Anlagen der Schwerindustrie in der Ostzone und transportierten ganze Zugladungen zusammen mit Teams von Ingenieuren in die Sowjetunion.

In der Praxis bedeutete Entnazifizierung, den besonders abstossenden Schaum von dem Schmelztiegel abzuschöpfen, in den man die Teile der zerschlagenen Nation geworfen hatte, ihn mit juristischem Pomp und Zeremoniell zu vernichten und den Rest zu einem Gebräu einzukochen, aus dem man Reparationszahlungen destillieren konnte.

Erwachsene Deutsche hatten ihre Entnazifizierung in der demütigenden Niederlage des Hitler-Regimes erlebt. Sie mit Vergeltung zu bestrafen, konnte sie nichts mehr lehren, was sie nicht schon wussten. Aber wie sah die Zukunft für kleine Jungen wie Erich aus, dem sein Vater eingeschärft hatte, er solle nicht sagen, dass er den Führer liebte? Würde sich herausstellen, dass er Träger des Herrenvolk-Virus war?

Kapitel 15

Für mindestens drei Monate nach der Kapitulation von Reims blieb es die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Besatzungsmächte, für das physische Überleben der deutschen Zivilbevölkerung zu sorgen, das heißt ausreichend Nahrungsmittel zu beschaffen und zu verteilen, damit eine richtige Hungersnot abgewendet werden konnte, und eine gesellschaftliche Infrastruktur zu errichten, die die Erhaltung der Ordnung gewährleistete und Eigenständigkeit forderte.

Das Kriegsende im Fernen Osten im August/September 1945 markierte meines Erachtens den Punkt, an dem das Gefühl der Krise in Deutschland langsam wich.

Das Schreckgespenst des herannahenden Winters verlor einiges von seiner Bedrohung, seit die Ressourcen der Alliierten nicht mehr in erster Linie auf der anderen Seite des Atlantiks gebunden waren. Es war nicht mehr so viel die Rede davon, «den Kommunisten in den Hintern zu treten», obwohl unverbesserliche Pessimisten weiterhin munkelten, früher oder später werde Onkel Sam das mit einer Atombombe erledigen müssen.

Auf unterster Ebene funktionierte die Militärregierung. Die Bevölkerung verhielt sich weiter fügsam, auch nachdem der erste Schock der Niederlage abgeklungen war. Das verblüffte mich. Wie konnten Menschen, deren Moral und Durchhaltewillen die schweren Prüfungen der Flächenbombardierungen ihrer Städte 1944 und 1945 ertragen hatten, sich nun so unterwürfig gegenüber den fremden Besatzern zeigen und in einem fort ver-

sichern, sie seien den Nazi-Lehren nie gefolgt und könnten den Nazis ihre Greuelthaten nicht verzeihen?

Vielleicht lag der Schlüssel zu diesem Rätsel in einer Eigenheit des deutschen Charakters, gewissermassen einem Instinkt, ohne Fragen und Protest Befehlen zu gehorchen, die von den Mächtigen kommen. In Hitlers Reich war Disziplin zu einer abhängig machenden Droge geworden – das Opium des Volkes.

Einmal, auf dem Weg zu Gesprächen mit britischen Kriegsgefangenen, die aus einem Lager nahe Kassel freigekommen waren, hielt ich auf dem Hauptplatz eines Dorfes an, weil ich sehen wollte, ob ich heisses Wasser für Kaffee auftreiben konnte. In dem Gasthaus überschlug man sich förmlich, um meinen Wunsch zu erfüllen, und schliesslich trat ein sorgfältig gekleideter, abgeehrter kleiner Mann mit einem Krug heisses Wasser und zwei Tassen auf einem Tablett mit einem Deckchen heraus. Er sprach fliessend Englisch und war sehr darauf bedacht, das auch zu zeigen. Wie sich herausstellte, war er Buchhalter und hatte einige Jahre im Londoner Büro einer Tuchfabrik gearbeitet. Wie 99 Prozent der Zivilisten katzbuckelte er. Er sei überglücklich, geradezu ausser sich vor Freude, wieder einmal einen Engländer zu sehen. Er habe so viele gute Freunde in England, so viele grossartige Freunde! Ach, die Jahre in London seien die glücklichsten seines Lebens gewesen.

Zu der Zeit hatte ich langsam genug von den Deutschen mit ihren warmen, herzlichen Gefühlen für die Engländer, und ich ärgerte mich, dass er über das Fraternisierungsverbot sagte, es sei «so schade, so bedauerlich».

Diesmal steuerte ich schneller auf den Punkt zu als üblich. «Wie Sie wissen, hat es einen Krieg gegeben. Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, dass Ihre englischen Freunde vielleicht nicht so glücklich wären, Sie zu sehen?»

Fragen und Reflexionen

Sein Kinn sackte herunter. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck von Traurigkeit und christlicher Vergebung an. Und dann begann er mit der üblichen Litanei, die mir mittlerweile Übelkeit verursachte: Die Nazis seien nicht das deutsche Volk, das deutsche Volk sei zum unglücklichen Opfer von Gangstern und Verbrechern geworden.

«In dem Fall», erwiderte ich, «muss die deutsche Nation mehr Gangster und Verbrecher hervorgebracht haben als andere Nationen in der Geschichte. Sie wissen verdammt gut, dass es Millionen Nazis gegeben hat – und Sie können mir glauben, dass ich kein bisschen besser über sie denke, nur weil das ausserhalb der Kriegsgefangenenlager nicht einer zugeben will.»

Die Kinnlade des kleinen Buchhalters fiel noch weiter herunter. Als er wieder sprach, dürften es zum ersten Mal ehrliche Worte gewesen sein.

«Ich weiss, ich weiss. Aber es ist die Wahrheit, wenn ich Ihnen sage, dass ich keine Ahnung habe, wo die ganzen Nazis hergekommen sind... Die Parteimitglieder, gut. Das kann man verstehen. Aber die SS nicht. Mein Gott, die SS!»

Kurz darauf trug er den leeren Krug und die beiden Tassen wortlos zurück. Das Gespräch war für beide Seiten fruchtlos geblieben. Aber er hatte mich ins Grübeln gebracht. Zu den wenigen Dingen, die an diesem Gerede von den «unschuldigen Opfern» anscheinend wirklich echt waren, gehörten die Angst und die Abscheu vor der SS. Im Laufe der Zeit sammelte ich noch weitere Beweise dafür, dass die Gefühle nicht aufgesetzt waren. Selbst bei der kämpfenden Truppe bildeten die überzeugten Parteimitglieder eine Gruppe für sich.

Als die Überreste der deutschen Armeen in Italien über den Brennerpass nach Bayern zurückkehrten, wo sie sich den Truppen von Patton und Patch ergeben wollten, fuhr ich hin.

Ich wollte mir die Sache ansehen und in den grossen Kriegsgefangenenlagern am Tegernsee Gespräche führen.

Die Deutschen strömten korps- und divisionsweise zu den Sammelplätzen, noch in voller Ausrüstung und in Marschformation. Es war ein seltsames Gefühl, wenn man kilometerlang an Kolonnen von Infanteristen, Artillerie, SS-Truppen und Spezialeinheiten entlangfuhr, die alle in perfekter Ordnung marschierten, begleitet von Offizieren mit Orden und Hakenkreuzen in glänzenden Stabsfahrzeugen. Und noch seltsamer war es, dass der Verkehr von deutschen Militärpolizisten geregelt wurde, die leichte Maschinengewehre auf ihren Kontrollposten aufgebaut hatten.

Das Voralpenland war zu einem riesigen Gefängnis unter freiem Himmel geworden, umschlossen durch die Berge und bewacht nur von ein paar Panzern, gepanzerten Fahrzeugen und motorisierter Flak. Die Männer von Patch und Patton hatten den Versuch bald aufgegeben, die Kapitulation in allen Einzelheiten zu regeln. Sie sagten einfach den deutschen Kommandeuren, wohin sie gehen sollten, und gestatteten ihnen, aus beschlagnahmten Armeebeständen Nahrungsmittel und Medikamente zu holen und zu verteilen.

Die erstaunliche Militärmaschinerie der Nazis funktionierte weiter. Noch unter den schwierigsten Bedingungen wurde die Disziplin gewahrt. Die Männer schliefen zunächst auf freiem Feld ohne Unterschlupf. Ein paar Wochen waren sie dem Verhungern nahe.

Bald entstanden Reihen ordentlicher, knapp mannshoher Unterstände, erbaut mit Pfählen aus Baumstämmen und Holzresten aus Sägemühlen, Dachbalken und Schindeln von Bauernhöfen, Steinen, Torf und Heu. Die Lager hatten eine Struktur mit Blocks und Strassen. Man hatte an Küchen gedacht, «Krankenhäuser», Latrinen und Waschräume. Den

Fragen und Reflexionen

Männern wurde eingeschärft, sich zu rasieren und ihre abgetragenen Uniformen so gut wie möglich sauber und in Ordnung zu halten. Militärpolizisten patrouillierten und kontrollierten, dass die Regeln strikt beachtet wurden. Die amerikanischen Offiziere von den Wacheinheiten waren sehr beeindruckt.

«Man muss die Krauts nur machen lassen», sagte ein Kompaniekommandeur zu mir. «Ich glaube nicht, dass es eine andere Armee auf der Welt gibt, die solche Ordnung und Disziplin hat wie die deutsche – und das, nachdem sie so verprügelt wurden! Kein Wunder, dass die Bastarde gegen den Rest der Welt Krieg geführt haben – und beinahe hätten sie ihn gewonnen!»

Vielleicht eine naive Beschreibung der Eigenschaften, die die deutsche Verirrung so monströs gemacht hatten. Aber manche banale Wahrheiten treffen einfach zu.

«Sie gehorchen ihren eigenen Befehlen, gut, aber gehorchen sie auch Ihren Befehlen?» fragte ich.

«Bis aufs Wort», erwiderte er. «Da ist nur eine Sache: SS und Wehrmacht darf man nicht zusammenbringen. Sie hassen sich wie die Pest! Also, jemand von der Wehrmacht hasst einen SS-Mann zehnmal mehr als mich oder Sie!»

Das, dachte ich, verdiente genauere Nachforschung. Die Lager für SS-Männer und Wehrmachtssoldaten waren in der Regel durch eine Strasse getrennt, manchmal durch ein Feld. Zwischen den beiden Sorten von Gefangenen gab es einen subtilen körperlichen Unterschied: Die SS-Männer waren stämmiger, besser genährt und entsprachen einem bestimmten Typus. Sie sahen aber nicht besonders brutal oder dumm aus. Sie wirkten hart, aber auch nicht härter als Amerikaner, Briten und Franzosen unter ähnlichen Umständen gewirkt haben dürften. Der Unterschied zwischen ihnen und den eher hageren Wehr-

machtsoldaten war in etwa so ausgeprägt wie zwischen der Landwehr und einem regulären Regiment der britischen Armee.

Die Bemerkung des amerikanischen Offiziers, dass die beiden Gruppen einander hassten, wurde durch ihr Verhalten bestätigt. Höchst selten sah man einen Wehrmachtssoldaten und einen SS-Mann im Gespräch. Arbeitstrupps gingen in eisigem Schweigen aneinander vorbei. Offiziere grüssten einander nur bei formellen Begegnungen. Man rief sich nichts zu über die Strasse, die beide Lager trennte.

Ich forschte genauer nach. Ein Wehrmachtsoffizier, den ich nach den Bedingungen im Lager befragte, war ein junger, intelligenter und, soweit ich es beurteilen konnte, freimütiger junger Mann. Er wirkte weder verdrossen noch überschwenglich. Meine Fragen beantwortete er knapp und präzise, und wenn er weitere Erklärungen für nötig hielt, beharrte er höflich darauf, sie anzubringen.

«Eine Sache würde ich Sie gerne noch fragen, Herr Hauptmann», sagte ich zu ihm, «aber bitte fühlen Sie sich nicht zu einer Antwort gedrängt. Was hat es mit den Spannungen zwischen Wehrmacht und SS auf sich?»

Er schaute mich nachdenklich an. «Ich habe von der deutschen Politik in den letzten zwei Jahren nicht viel mitbekommen, aber es gab eine tiefe Spaltung zwischen Partei und Armee. Die SS-Angehörigen galten immer als die Ausführungsorgane der Partei.»

«Können Sie das genauer erklären?»

«Ich kann nur für die Wehrmachtsoffiziere sprechen. Die meisten von uns sind der Ansicht, dass die Einmischung der Partei in die Strategie die Hauptursache für unsere Niederlage war.»

Ich hakte nach. «Die Differenzen zwischen Partei und Armee wurden mit dem gescheiterten Anschlag auf Hitler am 20. Juli für alle Welt offenbar. Aber wie hat sich diese Feindschaft an

Fragen und Reflexionen

alle Ränge vermittelt? Der Anschlag vom 20. Juli war kein Volksaufstand. Dass Meinungsverschiedenheiten ganz oben herrschten, war am Kampfeinsatz Ihrer Leute nicht zu merken.»

«Meinen Sie?» Er lächelte. «Hat die Wehrmacht wirklich so gut gekämpft wie die SS?»

«Vielleicht nicht. Aber wir haben die SS-Einheiten immer als Eliteregimenter betrachtet, handverlesene Männer.»

«Ja, sie waren handverlesen», bestätigte er leise, beinahe unhörbar.

«Nach körperlicher und politischer Zuverlässigkeit?» «Ja.»

«Wie hat man ihre politische Zuverlässigkeit beurteilt?»

«Jeder junge Mann, der begeistertes Mitglied der Hitlerjugend war, galt als politisch zuverlässig. Die Hitlerjugend war eine Organisation zur Selektion.»

«Ich dachte, die SS war ein reines Freiwilligenkorps.»

«Ja, am Anfang war das so. Aber nach den Verlusten an der Ostfront brauchte man als Ersatz Männer, die aus der Wehrmacht ausgewählt wurden.»

«Wie wurden sie ausgewählt?»

«Nach körperlicher Leistungsfähigkeit und danach, dass sie politisch über jeden Zweifel erhaben waren.»

«Ich dachte, politische Zweifel hätte es in Deutschland gar nicht geben dürfen?»

Er grinste. «Manche legten eben mehr Begeisterung für die Partei und den Führer an den Tag als andere.»

Man konnte sich vorstellen, was es für Wirkungen hatte, wenn über einen langen Zeitraum auf diese Weise Spreu und Weizen getrennt wurden. Dennoch...

«Meinen Sie damit», fragte ich nach, «dass heute die SS-Männer die Nazis sind, die begeisterten Nazis, und alle Wehrmachtsangehörigen Nazi-Gegner?»

«Wahrscheinlich gibt es nur noch sehr wenige begeisterte Nazis», meinte er trocken. «Bei manchen hielt die Begeisterung einfach länger als bei anderen.»

«Sie klingen nicht wie ein Nazi. Waren Sie Parteimitglied?»

Die Frage musste ihn aus der Deckung holen. Jetzt würde er sich als ein weiterer guter, missverständlicher Deutscher präsentieren. Aber er überraschte mich.

«Ja», erwiderte er ohne Umschweife, «ich war Parteimitglied. Ich war auch Mitglied der Hitlerjugend. Aber ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie. Meiner Meinung nach sollten sich Politiker nicht in die Strategie der Kommandeure im Feld einmischen. Ich denke, Deutschland hätte diesen Krieg gewonnen, wenn es die politische Einmischung nicht gegeben hätte.»

«Und meinen Sie, das ist die Ursache, warum sich SS und Wehrmacht nicht ausstehen können?»

«Ja. Aber nur indirekt.»

«Wie meinen Sie das, indirekt?»

«Die SS war, wie Sie gesagt haben, eine Elitetruppe, und als es mit dem Nachschub schwierig wurde, hat man sie bevorzugt versorgt. Beim Rückzug wurden Wehrmachtseinheiten geopfert, damit die SS-Leute davorkamen. SS-Männer schossen auf Wehrmachtssoldaten, die den Befehl ‚Rückzug auf keinen Fall‘ missachtet hatten.» Seine Augen blitzten wütend.

«Dann läuft es also darauf hinaus: Die Wehrmachtsoffiziere lehnten die politische Einmischung bei Entscheidungen im Feld ab, Offiziere und Männer waren verärgert und eifersüchtig auf die Vorzugsbehandlung der SS. Die SS-Männer waren die Polizisten, die Wachhunde, die eine Revolte der Armee verhindern sollten?»

«Ich denke schon. Ja, so war es.»

«Was hat Ihrer Meinung nach zum 20. Juli geführt? War es

Fragen und Reflexionen

ein Versuch, die Armee von der politischen Kontrolle zu befreien, weil der Generalstab glaubte, dass man mit der politischen Einmischung den Krieg verlieren würde?»

«Es ging um mehr, aber was Sie sagen, ist soweit richtig.»

«Der Versuch ist gescheitert. Warum?»

«Es wurde vermässelt. Es war Pech. Die SS war zu stark.»

Ich fragte ihn nach den Konzentrationslagern. Er bestritt jedes direkte Wissen. Es überraschte ihn nicht, dass Greuelthaten begangen wurden. Aber, so fügte er höflich hinzu, er glaube, die Berichte der alliierten Propaganda seien übertrieben.

Ich hielt ihm verärgert entgegen, dass ich mit eigenen Augen Konzentrationslager gesehen hätte. Er könne mir glauben, dass die alliierte Propaganda nicht im geringsten übertrieben sei.

Meine Stimme veränderte sich, und er und ein halbes Dutzend anderer Offiziere, die unserem Gespräch mit grossem Interesse zugehört und ab und zu einen Punkt untereinander diskutiert hatten, erstarrten in Habachtstellung. Eine Maske fiel über ihre Gesichter.

Es war immer das gleiche: Ein scharfer Tonfall bei jemandem, der eine Peitsche in der Hand hatte, und die besiegten Deutschen – Soldaten, Zivilisten, politische Gangster – schlugen die Hacken zusammen. Wie intelligent sie auch sein mochten, wie überzeugt von ihrer persönlichen Integrität, die konditionierten Reflexe der Deutschen funktionierten zuverlässig.

Im SS-Lager einen knappen Kilometer entfernt versuchten die «Übermenschen» zu erklären, warum sie wirklich anders waren als die Wehrmacht.

Die SS-Männer, mit denen ich nach der Ardennenoffensive in den Kriegsgefangenenlagern in Luxemburg und Belgien gesprochen hatte, waren oft missmutig und arrogant gewesen, genau so, wie sich die Welt den typischen Nazi vorstellte.

Aber hier begegneten mir nur selten Missmut und Arroganz – genauso selten wie ansatzweise Ehrlichkeit. Der einzige Mann, der sich als hilfreich erwies, war ein alter Arzt. Er holte Papiere hervor, um zu beweisen, dass er Ende 1942 aus dem Sanitätsdienst bei den regulären Streitkräften abgezogen worden war. Ich fragte ihn prompt nach den Machenschaften der SS-»Wissenschaftler«.

«Sie brauchen mir die Propagandageschichten über die sogenannte wissenschaftliche Arbeit in den Konzentrationslagern erst gar nicht zu erzählen, Doktor», warnte ich ihn vor. «Ich habe selbst Beispiele dieser Arbeit gesehen, die Labors, in denen sie gemacht wurde, die ausländischen Helfer in den Labors, und habe mir angehört, was sie zu sagen hatten. Ich will herausfinden, *wie* die Männer für diese Arbeit ausgewählt wurden.»

«Die Arbeit kann nicht wichtig oder sehr wichtig und nützlich gewesen sein, sonst hätte die medizinische Welt davon erfahren. Ich bezweifle, dass eine grössere Zahl von Menschen daran beteiligt war.»

«Es waren Angehörige der Waffen-SS», klärte ich ihn auf. «Ich habe die Namensschilder an den Labortüren gesehen, und das ging auch aus den Unterlagen der SS hervor. Als SS-Sanitätsoffizier sollten Sie davon gehört haben.»

Der Blick aus seinen müden alten Augen traf meinen. Er fuhr sich mit den Fingern durch einen struppigen, halb ergrauten Bart.

«Ich habe nicht davon gehört», sagte er sehr ernst.

«Trotzdem hat es das gegeben. Können Sie sich vorstellen, wer solche Arbeit getan hat und auf wessen Befehl?»

«Der medizinische Beruf ist nicht frei von Grausamkeit. Ärzte haben das gleiche Risiko, verrückt zu werden, wie Menschen in anderen Berufen, vielleicht ein höheres.» Sein Mund verzog sich ein wenig.

Fragen und Reflexionen

«Schauen Sie, Doktor. Ich versuche mir ein Bild zu machen, wie das ablief. Wenn Ihr vorgesetzter Offizier Ihnen befiehlt, Sie sollten einen Sadisten für ihn ausfindig machen, einen Folterer, der Spass am Foltern hat, wie würden Sie vorgehen?»

Er lachte nervös auf. «Das ist ein Scherz, nicht wahr?»

«Ich scherze nicht, ganz und gar nicht. Nehmen Sie ernsthaft an, Sie hätten einen solchen Befehl bekommen, und nehmen Sie ebenfalls ernsthaft an, Sie müssten ihm folgen. Was würden Sie machen?»

Schliesslich antwortete er: «Ich würde in den zivilen Haftanstalten nach einem solchen Mann suchen und in den Militärgefängnissen.»

«Wie wurden die Männer von der Waffen-SS für den Dienst in Konzentrationslagern ausgewählt?»

«Ich kenne persönlich niemanden, der dafür ausgewählt wurde.»

«Aber Sie wissen wahrscheinlich etwas über Organisation und Vorgehen der SS. Wie hätte man solche Männer auswählen können?»

«Wenn ein Posten frei wurde, hätte man nach Freiwilligen suchen können. Wenn es nicht genügend Freiwillige gab, hätte man Männer zwangsweise verpflichten können. Aber ich sage Ihnen, ich habe keine Kenntnis, dass das passiert ist.»

«Was für Männer hätten sich Ihrer Meinung nach freiwillig für einen solchen Dienst gemeldet? Anständige Männer?»

«Nein.» Er klang ein wenig unsicher. «Anständige Männer bestimmt nicht. Anständige Männer wären lieber bei ihren Einheiten im Feld geblieben. Vielleicht Männer, die dem Dienst im Feld entgehen wollten oder die aus irgendeinem Grund unzufrieden waren – oder Männer, die dachten, dass es ihnen gefallen würde, Gefängniswärter zu sein.»

«Und wenn die Männer zwangsweise verpflichtet werden mussten?»

«Dann hätte man sicherlich die körperlich Schwächsten ausgewählt, Männer, die bei ihren Einheiten nicht beliebt waren oder versagt hatten. Auf einen solchen Posten abkommandiert zu werden, dürfte einem Soldaten als Schande erschienen sein. Da ist noch etwas...» Er stockte.

«Was?»

«Manchmal wurden Männer, die Kriegsverbrechen begangen hatten, in Konzentrationslager geschickt. Als Gefangene. Wenn sie sich dort gut benahmten, übertrug man ihnen nach einiger Zeit Aufgaben und Pflichten als Teil ihrer... Rehabilitation.»

So sehr der alte Mann sich auch bemühte zu betonen, dass die einfachen SS-Angehörigen keine Verbrecher waren, sondern nur Soldaten, «die genauso Befehlen gehorchten wie jeder andere Soldat», ich hatte meine Zweifel. Aber ich denke, dass seine Geschichte im Kern richtig war. Sie passte.

Die Auswahl der KZ-Wärter folgte einer teuflischen Logik. Rezept für jeden Diktator in einem Polizeistaat: Teile deine Anhänger in Begeisterte und weniger Begeisterte. Suche unter den Begeisterten nach Schwächlingen, Perversen und Versagern, die Ärger machen könnten, wenn man sie nicht im Griff hat. Kontrolliere sie, indem du sie in den Status lizenzierter Terroristen erhebst, die Gegner einschüchtern und beseitigen. Sie werden in deinen Diensten glücklich sein. Sie werden deine ergebensten, loyalsten Bewunderer sein, weil du ihnen eine Chance gegeben hast zu zeigen, was sie können.

Kapitel 16

Die Autopsie am Leichnam des Dritten Reiches erbrachte noch genauere Einblicke in das Syndrom, das ihn zerstört hatte. Zwei Beispiele aus den Aufzeichnungen der Interviews, die ich nach der Besetzung des Ruhrgebiets geführt habe, sollen hier ausführlich zitiert werden, weil meine Gesprächspartner mir relativ glaubwürdig erschienen, auch wenn ihre Ansichten in manchen Punkten voneinander abwichen.

Emil Brunnig, Volkssturm. Metallarbeiter, beschäftigt in einer Panzerfabrik der Rheinmetall Borsig AG in der Nähe von Dortmund. Geboren in Bremen 1894. 1916 Eheschliessung mit Else Gehard, Hausmädchen. Zwei Töchter, geboren 1920 und 1926. Soldat im Ersten Weltkrieg, Einsatz bei einem Infanterieregiment an der russischen Front, 1916/17. Seine Beschäftigung als Metallarbeiter bei Krupp hatte ihn vor einer früheren Einberufung geschützt. Blieb einfacher Gefreiter, verwundet – Splitter in der Brust – im März 1917. Gesundheitlich beeinträchtigt. TB (?).

Lebte von 1918 bis 1920 von dem, was seine Frau als Hausmädchen und Verkäuferin in Dortmund verdiente. In den zwanziger Jahren fand er Gelegenheitsarbeiten in Giessereien und Fabriken, dazwischen lange Zeiträume der Arbeitslosigkeit, in denen seine Frau für den Unterhalt sorgte. Behauptet, bis 1931 Mitglied der kommunistischen Partei gewesen zu sein, beteiligte sich aber wenig an Parteiaktivitäten. Trat nach der Wahl 1931 aus der Partei aus.

Warum sind Sie aus der kommunistischen Partei ausgetreten?

Es war gefährlich. Ausserdem hatte ich meine Meinung sowieso geändert. Ich dachte, die Kommunisten hatten die falschen Ideen, sie würden nicht das Beste für Deutschland tun. Es waren zu viele Juden in der Partei.

Warum mögen Sie die Juden nicht?

Kein Deutscher würde das fragen. Die Juden sind von jeher der Feind des Arbeiters. Sie geben nichts aus, damit sie Geld haben, und wenn sie zu Geld gekommen sind, geben sie immer noch nichts aus und werden Geschäftsleute und unterbieten die Deutschen, die nicht von nichts leben können. Dann müssen die Deutschen ihre Geschäfte zumachen. Die Juden sind auf der ganzen Welt verhasst – ausser in Russland, dort sind sie die Regierung.

Denken Sie, Hitler hatte recht damit, dass er die Juden ausrotten wollte?

Ja.

Wo hatte Hitler Ihrer Meinung nach sonst noch recht?

Ich denke, er wollte das Beste für Deutschland.

Denken Sie das heute immer noch?

Es war falsch, dass er den Krieg angefangen hat.

Sie wissen, dass Hitler den Krieg angefangen hat?

Ja. Er ist in Polen einmarschiert.

Was meinen Sie, warum hat er den Krieg angefangen?

Er hatte schlechte Berater. Er wollte Deutschland vor den Bolschewisten schützen. Er dachte, er könnte schnell gewinnen.

Sie denken also, es war richtig, dass Hitler einen Krieg begonnen hat, um Deutschland vor den Bolschewisten zu schützen?

Ich weiss es nicht. Nein, ich bin gegen Krieg. Krieg ist falsch. Krieg verursacht immer mehr Leiden, als Gutes dabei herauskommt.

Fragen und Reflexionen

Ging es Ihnen besser als zuvor, nachdem Hitler die Macht übernommen hatte?

Ja. Ich hatte immer Arbeit, nachdem Hitler die Macht übernommen hatte.

Waren die Löhne und die Arbeitsbedingungen gut?

Ja, in Ordnung. Aber das war nicht das Entscheidende. Ich dachte, ich würde immer Arbeit haben, bis ich zu alt sein würde, um zu arbeiten.

Haben sich die Verhältnisse verschlechtert, nachdem der Krieg begonnen hatte?

Die ersten zwei oder drei Jahre nicht.

Hatten Sie immer genug zu essen?

Natürlich.

Genug zum Anziehen?

Ja. Natürlich hat niemand besonders schick ausgesehen, nachdem der Krieg begonnen hatte.

Wie waren die Lebensbedingungen? Wieviele Stunden mussten Sie arbeiten?

Wir mussten immer sehr lange arbeiten. Das machte mir nicht viel aus. Jeder musste lange arbeiten. Die Bedingungen waren nicht schlecht, bis die Luftangriffe angingen.

Wie wurde es dann? Schlecht?

Das ist doch klar. Viele Wohnungen wurden von Bomben getroffen oder brannten aus. Die Stelle, die Unterkünfte zuteilte, hat in unser Mietshaus fünf Familien zusätzlich eingewiesen. Es war sehr eng.

Wurde Ihr Haus auch getroffen?

Ja.

Wurden Mitglieder Ihrer Familie verletzt?

Meine Frau und meine Tochter Hilda verbrannten im Keller.

Wo waren Sie zu dem Zeitpunkt?

Ich hatte Nachtschicht in der Fabrik.

Wo waren Sie bei dem Luftangriff?

Im Luftschutzkeller der Fabrik. Als es vorbei war, haben wir weitergearbeitet. Was mit meiner Frau und meiner Tochter passiert war, habe ich erst erfahren, als ich am Morgen nach Hause gekommen bin.

Hassen Sie die Engländer, weil sie Ihre Frau und Ihre Tochter getötet haben?

Es war Krieg.

Wussten Sie, dass deutsche Flugzeuge arbeitende Menschen in England töteten?

Ja. Es war Krieg. Krieg ist schlecht.

Wann wurde die Fabrik zerstört?

Sie wurde mehrere Male zerstört, drei Mal.

Hatten Sie lange keine Arbeit?

Nein. Ich wurde einer anderen Fabrik zugewiesen. Ich bin Facharbeiter.

Wurden alle anderen Fabriken zugeteilt?

Nur die Facharbeiter. Die ungelerten Arbeiter wurden für die Aufräumarbeiten eingesetzt.

Wie ging es den Arbeitern bei den Luftangriffen? Hatten sie grosse Angst?

Zuerst ja. Wir wussten nicht, was passieren würde. Aber in den Luftschutzkellern war die Gefahr nicht sehr gross, wenigstens in den tiefen nicht. Zu Hause war es gefährlicher als bei der Arbeit. Wir wurden immer rechtzeitig gewarnt.

Haben Sie sich an die Luftangriffe gewöhnt?

Ja. Es blieb uns nichts anderes übrig.

Waren die Arbeiter wütend auf die englischen Flieger?

Ja, ich denke schon. Sie wissen doch, wie das ist.

Wollten Sie irgendwann aufgeben?

Nein. Niemand will aufgeben.

Denken Sie, dass Deutschland den Krieg verloren hat?

Fragen und Reflexionen

Ja, mit Deutschland ist es aus.

Wann dachten Sie zum ersten Mal, dass es mit Deutschland aus ist?

Als die Russen sich in Moskau in Marsch gesetzt haben.

Wollte da niemand aufgeben? Wäre es nicht besser gewesen aufzugeben?

Ja, es wäre besser gewesen aufzugeben. Das hätte viel Leiden erspart.

Aber niemand wollte aufgeben. Warum?

Ich verstehe nicht, was Sie meinen.

Warum wollten Sie nicht aufgeben, als Ihnen klar war, dass Deutschland den Krieg nicht gewinnen konnte?

Es ging einfach nicht. Niemand hat zu sagen gewagt, dass es mit Deutschland aus war. Die Gestapo war in der Fabrik. Das wäre gemeldet worden.

Haben Sie jemals britische Sender gehört?

Manchmal. Alle haben das gemacht.

Haben Sie geglaubt, was Sie da hörten?

Es war Propaganda. Es war mehr Wahrheit dabei als in den Zeitungen. Aber es war nur Propaganda.

Dann hat es eigentlich keine Rolle gespielt?

Nein. Wir haben britische Sender gehört, weil wir wissen wollten, was los war.

Aber hat Sie das nicht auf die Idee gebracht, dass Hitler unrecht hatte oder dass es besser wäre aufzugeben?

Nein. Es war nur Propaganda.

Dann haben Sie die deutsche Propaganda auch nicht geglaubt?

Nein, das war auch nur Propaganda.

Haben Sie jemals mit Ihren Freunden über die Nachrichten im britischen Radio gesprochen?

Natürlich nicht. Womöglich hätte es jemand gemeldet.

Und mit Ihrer Frau und den Töchtern?

Meine Frau hat sich nicht für Politik interessiert. Es war sicherer, wenn man sich nicht dafür interessierte.

Dachte Ihre Frau, dass Hitler recht hatte?

Ich glaube nicht, aber sie hat sich nicht für Politik interessiert.

Und Ihre Töchter?

Sie fanden, dass Hitler recht hatte.

Wo ist Ihre Tochter heute, die, die überlebt hat?

Ich weiss es nicht. Sie hat 1939 geheiratet und ist nach Osten gezogen, nach Dresden. Sie hat nie geschrieben.

Hat Ihre Volkssturmeinheit gekämpft, als die Engländer kamen?

Wir haben nicht gekämpft.

Warum nicht?

Es war sinnlos.

Selbst wenn Emil Brunnig hie und da die Wahrheit ein bisschen zurechtgebogen haben sollte, war er doch eine erfrischende Abwechslung zu den gewundenen Lügen seiner Mithäftlinge. Wenn man ihnen glaubte, hatte es unterhalb von Kabinettsrang in ganz Deutschland nicht einen einzigen überzeugten Nazi gegeben:

«Ach, dieser Hitler! Hitler ist ein schlechter Mann. Es hat ja so kommen müssen.»

«Hitler hat uns ins Unglück gestürzt, aber andere sind schlimmer als er: Goebbels und Himmler, die sind schlimmer.»

«Wir haben es seit Langem kommen sehen. Verrückte haben uns regiert! Aber was konnten wir schon tun? Sie haben jeden geschlagen, gefoltert, erschossen, der es gewagt hat, auch nur ein Wort zu sagen.»

«Nein, ich war nie Mitglied der Nazi-Partei.»

«Ja, ich habe gelogen. Es stimmt, ich hatte ein Parteiabzei-

Fragen und Reflexionen

chen. Ich war Postbeamter. Ich *musste* Parteimitglied sein, sonst hätten sie mich entlassen. Ich habe eine Frau und vier Kinder, sie wären verhungert. Was hätte ich machen sollen?»

«Nein, meine Kinder waren nie richtig Mitglieder der Hitlerjugend. Ich habe gesagt, sie seien sehr kränklich, und habe sie zu Hause behalten.»

«Ja, es stimmt. Am Anfang hat Hitler das Richtige gemacht, aber dann geriet er unter den Einfluss schlechter Männer.»

Nicht lange nach meinem Gespräch mit Emil Brunnig erzählte mir ein amerikanischer Geheimdienstoffizier in Frankfurt, er habe in Bad Nauheim mit einer Frau gesprochen, die vielleicht eine gute Geschichte für mich hätte. Er hatte sich Bewerberinnen für eine Anstellung bei der Militärregierung angesehen. Diese Frau war von Geburt Engländerin und mit einem Berliner Journalisten verheiratet. Er hatte dafür gesorgt, dass ihre beiden kleinen Kinder aufs Land evakuiert wurden, als die schweren Luftangriffe auf Berlin begannen. Der Ehemann war nun vermisst, und die Frau suchte Arbeit als Übersetzerin.

Frau Constance Schreiner war bereit, mit mir zu sprechen. Mir trat eine dünne, müde aussehende Frau in den Dreissigern entgegen, die hochintelligent wirkte, sich gewandt ausdrücken konnte und erstaunlich objektiv urteilte.

Sie war die dritte Tochter einer alten Landbesitzerfamilie aus Herefordshire, die sehr unter der Wirtschaftskrise gelitten hatte. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte eine Tante mütterlicherseits einen rangniederen deutschen Diplomanten geheiratet, und Constance verbrachte oft die Sommerferien in München. Dort lernte sie dann auch ihren Ehemann Karl kennen und heiratete ihn 1933.

Karl Schreiner war durch und durch Intellektueller. Er fand,

der Faschismus biete seiner gedemütigten Nation einen Ausweg, und er überzeugte seine Frau von seinen Ansichten.

«Bis 1937 oder 1938», erzählte Frau Schreiner, «war Hitlers Politik für die grosse Mehrheit der Deutschen ganz in Ordnung. Die Menschen fühlten sich sicher und glaubten an die Zukunft wie nie zuvor. Selbst jene, die am Anfang die Nazis abgelehnt hatten, besannen sich anders. Die Wirtschaft florierte dank der Aufrüstung, es gab kaum Arbeitslose, die nationale Selbstachtung war wiederhergestellt. Hitler kam an die Macht, als die Lage ganz besonders schlimm war, und er hat gehalten, was er versprochen hatte.»

«Gilt das auch für die Judenverfolgung?» fragte ich.

Sie lächelte ein wenig. «Ja. Der Antisemitismus ist seit Jahrhunderten in den europäischen Mittelschichten fest verwurzelt. Er ist keineswegs auf Deutschland beschränkt. Hitler hat versucht, ihn mit seiner Theorie von der rassischen Überlegenheit zu rechtfertigen.»

«Aber die gebildeten Deutschen haben diesen pseudowissenschaftlichen Unsinn, die Arier seien eine Rasse von Übermenschen, doch bestimmt nicht geschluckt?»

«Bildung spielt dabei überhaupt keine Rolle. Ob gebildet oder nicht, es ist schmeichelhaft, beruhigend zu hören, dass man einer überlegenen Rasse angehört. Ich weiss das, weil ich aus einer solchen Familie stamme. Die Engländer halten sich für so überlegen, dass sie sich keine Gedanken machen müssen, wie sie andere überzeugen! Gott hat Britannien zum Herrschen geschaffen.»

«Und was ist mit der Unterdrückung der politischen Opposition? Was ist mit den Kommunisten?»

«In Deutschland ist das Wort ‚Kommunisten‘ gleichbedeutend mit ‚Juden‘. Die ganze antibolschewistische Propaganda nach dem letzten Krieg fiel hier auf besonders fruchtbaren Boden. Sie hat den Antisemitismus verstärkt.»

Fragen and Reflexionen

«Und die Deutschen haben geglaubt, Konzentrationslager wären die Antwort?»

Sie zuckte die Achseln. «Ich denke ja. Sie haben es geglaubt, wie die Briten und Amerikaner glauben, dass Gefängnisse Verbrecher abhalten, man muss sie nur dorthin stecken, wo sie nichts Schlimmes anrichten können. Und als dann die Wahrheit über die Konzentrationslager durchsickerte, war es zu spät. Da wurde das Land schon vollständig von der Terrormaschine beherrscht, die Hitler ungehindert hatte aufbauen können.»

«Aber die Wahrheit sickerte durch?»

«Zumindest manche bekamen es mit. Mein Mann gehörte zu denen, die erfuhren, was wirklich los war. Er wurde seelisch krank, sehr depressiv. Ausserdem erkannte er, dass Hitler Krieg wollte. 1942 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Ich denke, das hat ihn vor der Verhaftung bewahrt, denn er hat immer offener gesagt, was er dachte.»

Nach Kriegsausbruch fand Frau Schreiner eine Anstellung im Aussenministerium. Sie hörte Funksprüche ab, nahm stenographische Notizen auf und übersetzte britische und amerikanische Flugschriften. Sie und ihr Mann waren nie politisch aktiv, und die Gestapo kümmerte sich nicht um sie. Ihre Freunde behandelten ihre britische Herkunft taktvoll.

Der Krieg habe die einfachen Deutschen wie ein Schock getroffen, erzählte sie. In dem Augenblick habe Hitler seine göttliche Stellung verloren, aber die Notlage des Landes habe ihm die Chance gegeben, die Macht der Gestapo immer weiter auszudehnen. Die meisten Deutschen hätten den Angriff auf Polen für einen Fehler gehalten.

Doch die Siege im Jahr 1940 zerstreuten zunächst alle Ängste. Zum Erstaunen und zur Freude der Nation schien Hitler Erfolg zu haben mit einem Spiel, das zunächst nur Blutvergiessen und Vernichtung verheissen hatte. Die Begeisterung

war gross. Menschen, die bis dahin nie mehr als die offiziellen Treuebekundungen abgegeben hatten, priesen den Führer in höchsten Tönen.

Und dann? Der Niedergang – immer schneller, immer schwärzer. Die Briten kämpften hartnäckig. Die versprochene Invasion Englands fand nicht statt. Immer mehr Bomber warfen ihre Fracht über deutschen Städten ab, trotz Görings prahlerischem Gerede. 1941 regte sich wieder etwas Hoffnung, als Rommel die Stellung in der Westlichen Wüste stabilisierte, aber unmittelbar danach folgte der Angriff auf Russland.

«Als der Angriff auf Russland begann», erklärte Frau Schreiner, «wussten wir, dass Hitler verrückt geworden war. Sie können sich nicht vorstellen, wie gross die Angst der Deutschen vor den Russen ist. Selbst die spektakulären Erfolge am Anfang konnten die Moral nicht stärken, wenigstens nicht bei den denkenden Menschen. Sogar als die Armeen vor den Toren von Moskau standen, lag keine Siegesgewissheit in der Luft. Wissen Sie, zu dem Zeitpunkt hat einfach niemand mehr auch nur ein Wort von dem geglaubt, was uns erzählt wurde. Meine Putzfrau hat immer gesagt, das einzige, was man von der Zeitung glauben dürfe, sei das Datum.»

Das war der einzige Punkt, an dem Frau Schreiners Schilderung, wie es um die Moral der Deutschen im Krieg bestellt war, deutlich von dem abwich, was andere Menschen mir erzählten. Nach deren Darstellung hatten die Deutschen die Hoffnung auf den Sieg nicht so früh aufgegeben. Manche meinten sogar, die Hoffnung sei erst mit der Landung der Amerikaner in Salerno geschwunden. Viele dachten bis zur Invasion in der Normandie, ein Verhandlungsfrieden wäre möglich.

Fanatiker mochten noch an den Endsieg geglaubt haben,

Fragen und Reflexionen

aber es gab nicht mehr viele Fanatiker in der deutschen Zivilbevölkerung. Die Fanatiker waren alle in der SS. Man hatte sie schon lange zuvor eingezogen und eingesetzt.

Stalingrad war nur ein weiterer Sargnagel für die deutschen Hoffnungen. Die Luftangriffe wurden immer schwerer, und die Menschen reagierten weniger mit Furcht als mit Hass und Verzweiflung. Bis dahin hatte die Bevölkerung noch nicht richtig zu spüren bekommen, was es hiess, einen aussichtslosen Krieg zu führen, aber nun wurden Lebensmittel und Kleidung knapp, und der Sturz in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit beschleunigte sich. Die Menschen zogen sich zurück, konzentrierten sich auf die kleinen Probleme des täglichen Überlebens und die kleinen Freuden. Selbst Verluste trafen sie nicht mehr.

Über die Konzentrationslager machte man sich keine Illusionen. Die letzte Deportation von Juden durch die SS 1944 entsetzte sogar die Antisemiten der älteren Generation. Zu Tausenden wurden die Juden zusammengetrieben und in die Vernichtungslager gebracht. Jüdische Kinder blieben sich in den zerbombten Gettos oft selbst überlassen, wo sie verhungerten, weil niemand ihnen zu helfen wagte.

«Sie fragen mich, warum niemand zu helfen wagte», sagte Frau Schreiner bitter. «Nun, das kann ich Ihnen sagen. Eine Freundin von mir, eine Frau ohne einen Tropfen jüdisches Blut, beobachtete eines Tages, wie SS-Männer Juden auf einen Lastwagen luden, der sie wegbringen sollte. Die Menschen klammerten sich an ihre Kinder, aber die SS-Männer zerrten sie weg. Die Kinder schrien vor Entsetzen und weinten. Meine Freundin brach in Tränen aus und schlug die Hände vor das Gesicht. Ein SS-Mann sah das und sagte: ‚Du verweichlichte Schlampe, komm gleich mit.‘ Sie nahmen sie mit, und ich habe sie nie wiedergesehen.»

«Woher wissen Sie, was passiert ist?»

«Weil noch eine andere Frau dabei war. Sie hat nicht geweint und die Hände vor das Gesicht geschlagen.»

Frau Schreiner war bis Mitte Februar im Aussenministerium geblieben. Dann erhielt sie die Erlaubnis, zu ihren beiden Kindern nach Bad Nauheim zu fahren. Ihre Schilderung der Zustände in der Hauptstadt war unbeteiligt, distanziert.

«Grosse Teile der Stadt brannten wieder und wieder», erzählte sie. «Irgendwann hatten die Menschen keine Angst mehr. Sie wurden fatalistisch, gleichgültig. An einem Abend, als ich auf dem Heimweg war, flogen im Bezirk Charlottenburg die Funken so dicht, dass mein Pelzmantel Feuer fing.»

Und dann sprach sie noch über die Moral: «Es gab keine Unordnung. Die Menschen in den Brotschlangen blieben ruhig. Die Deutschen verhielten sich diszipliniert, zu Anfang weil sie Disziplin mögen, dann weil sie Angst hatten zu rebellieren und schliesslich weil sie gleichgültig waren. Das Leben interessierte sie nicht mehr. Sie hatten nichts mehr, wofür sie leben wollten. Sie machten einfach automatisch weiter, weil es am einfachsten war.»

Dann schilderte sie ihre Fahrt nach Frankfurt in einem Viehwaggon zusammen mit anderen Evakuierten. Sie hatten fünf Tage gebraucht. Zweimal nahmen amerikanische Kampfflugzeuge den Zug unter Maschinengewehrfeuer.

Je mehr ich mich mit Constance Schreiners Geschichte beschäftigte und ihre Verallgemeinerungen mit den vielen einzelnen Informationen verglich, die ich aus anderen Quellen erhalten hatte, desto stärker wurde meine Überzeugung, dass sie der Wahrheit nahe kam. Das Bild, das sie gezeichnet hatte, war so verdammt wahrscheinlich und verständlich.

Gab es wirklich ein Gift in der deutschen Psyche, das die Nation zu Arroganz und Brutalität prädisponierte, dazu, eine kriminelle Führung hinzunehmen? Wenn man die Frage bejahte, war die Antwort dann vernünftiger als die Behauptung, ein Gift

Fragen und Reflexionen

in der Psyche der Juden prädisponiere sie zu Wucher und Finanzintrigen?

Ich hatte den Gestank der Konzentrationslager noch in der Nase, und trotzdem konnte ich diesem Gedanken nicht zustimmen. Die Elemente, aus denen Hitler Nazi-Deutschland geschaffen hatte, existierten in jeder Gesellschaft. Die Briten besaßen ihren eigenen Herrenvolk-Mythos und beuteten unterlegene Völker selbstgerecht aus. Die Amerikaner grenzten die Juden gesellschaftlich aus, diskriminierten rücksichtslos die Schwarzen und die Menschen hispanischer Abstammung. Die Franzosen und die Belgier hatten in der Vergangenheit mit erschreckender Grausamkeit gegen die Ureinwohner in ihren afrikanischen Kolonien gewütet. Die verschiedenen Nationalitäten und Kulturen in der Sowjetunion wurden zusammengehalten durch die Knute der Adepten des Neuen Evangeliums, des Marxismus, die Häretiker genauso gnadenlos unterdrückten, wie es die römische Kirche in den Zeiten der Inquisition getan hatte.

Nun, da der menschliche Anstand gesiegt und das Deutschland in die Knie gezwungen hatte, das bei der Verfolgung seiner selbstsüchtigen Interessen immer mehr Unmenschlichkeit auf sich geladen hatte, konnte derselbe menschliche Anstand noch einmal siegen und den Frieden gewinnen?

Kapitel 17

In den Monaten nach der Kapitulation von Reims fanden nur wenige in der Militärregierung die Zeit und die Energie, sich Gedanken über die langfristige Zukunft der zerschlagenen Nation zu machen, denn die alltäglichen Aufgaben beanspruchten ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie waren vollkommen beschäftigt mit Ad-hoc-Entscheidungen und ihrer Umsetzung.

Aber in einem Bereich genügte es nicht, nur auf die unmittelbaren Notwendigkeiten zu reagieren. Man musste eine vernünftige, tragfähige Regelung für die Ausbildung von Millionen Schulkindern finden, eine Ausbildung, die nicht an die verdorbene Weitsicht des Nationalsozialismus anknüpfen durfte.

Wie üblich gingen die Theoretiker der westlichen Demokratie das Problem mit mehr Sendungsbewusstsein als gesundem Menschenverstand an. Kein zweifelhafter Begriff, kein zweideutiger Satz dürfe künftig in deutschen Schulbüchern zu finden sein, erklärten sie. Die Schulen müssten so lange geschlossen bleiben, bis die Materialien von allen nationalsozialistischen Einflüssen gesäubert seien.

Die Russen waren sehr viel realistischer, zumindest in Berlin. Noch bevor die westlichen Alliierten ihre Besatzungszonen übernahmen, sorgten sie dafür, dass in den weniger stark betroffenen Stadtteilen die Grundschulen wieder öffneten, und sie stellten Lehrer ein, die politisch unbelastet waren. Sie konnten auch ohne Schulbücher den Kindern die Grundlagen im Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen, und sie würden wohl nicht

Fragen und Reflexionen

so skrupellos sein und heimlich die Nazi-Mythologie lehren. Westlich der Elbe blieben die Schulen noch Monate geschlossen.

Abgesehen von der Elementarbildung würde die wirksame Umerziehung der deutschen Jugend natürlich davon abhängen, ob es gelang, die Indoktrinierung durch die Nazis aufzuheben. Hatten die Nazis in den Köpfen der älteren Kinder und Jugendlichen womöglich *auf Dauer* Verwirrung gestiftet?

In den letzten Tagen des untergehenden Dritten Reiches hatte ich viel von der ‚Organisation Werwolf‘ gehört. Goebbels prahlte damit, dass eine Partisanenarmee, rekrutiert aus der Hitlerjugend, überzeugt von der «Unbesiegbarkeit» des Herrenvolkes, die dauerhafte Besetzung des Vaterlandes verhindern würde. In den ersten Tagen der Besetzung in Bayern machten tatsächlich ein paar trotzige junge Männer den Invasoren das Leben schwer: Sie schnitten Drähte der Feldtelefone durch, bauten Sprengfallen und schmierten in der Nacht Parolen auf die Wände. Aber nichts deutete darauf hin, dass sich eine ernstzunehmende Widerstandsbewegung formieren würde.

In einigen Bezirken waren allerdings Angehörige der Hitlerjugend als Hilfskräfte von Wehrmacht und Volkssturm mobilisiert worden. Die Amerikaner setzten diese jungen Leute hinter Stacheldraht fest, wo sie keinen Schaden anrichten konnten, bis sich die Besetzung etabliert hatte.

Ich besuchte ein solches Lager südlich von München auf dem Land. Einige hundert Jungen im Alter zwischen elf und fünfzehn waren dort interniert. Sie lebten in Biwaks unter freiem Himmel und bekamen Hungerrationen, weil die Versorgung grosse Probleme bereitete. Ihre kargen Mahlzeiten besserten sie dadurch auf, dass sie essbare Gräser und Kräuter sammelten und kochten. Im Lager ging es ruhig und geordnet zu, die

Bewacher hatten keinen Ärger mit den Jungen. Wie alle guten Deutschen gehorchten sie Befehlen, aber mit einer Würde, die den meisten Älteren gut angestanden hätte. Sie hatten sich mit ihrer Lage abgefunden, waren geistig hellwach und von einer unbändigen Neugier auf ihre Zukunft erfüllt.

Ein Junge fragte mich, ob es wahr sei, dass sie zum Wiederaufbau von Städten eingesetzt werden sollten, die die Luftwaffe zerstört hatte. Ich erwiderte, dass ich das nicht glauben könne, aber wenn es wahr sei, würde er es dann gerecht finden?

«Ja», antwortete er ohne Zögern. «Deutschland hat den Krieg verloren. Wenn Deutschland gewonnen hätte, hätten wir es auch gerecht gefunden, wenn Kriegsgefangene unsere Städte wiederaufgebaut hätten.»

Hier die Aufzeichnung eines anderen Interviews:

Wie denkst du heute über den Führer?

(Antwort eines vierzehnjährigen Scharführers): Der Führer hat uns enttäuscht. Er hat uns den Sieg versprochen.

Dann denkst du also, dass der Führer ein schlechter Mann war?

Vielleicht – ich weiss nicht. Jedenfalls hatte er unrecht.

Du denkst, er hatte unrecht, weil er nicht gesiegt hat. Hätte er nicht recht haben und trotzdem unterliegen können?

Wie? Ich verstehe die Frage nicht.

Gehst du in die Kirche?

Ja. Mein Vater und meine Mutter achten darauf, dass ich in die Kirche gehe.

Glaubst du an Gott?

Ja.

Glaubst du an Jesus Christus?

Ich weiss nicht.

Fragen und Reflexionen

Aber du kennst die Geschichte von Jesus Christus?

Ja, natürlich.

Würdest du sagen, dass Jesus Christus unrecht hatte, weil die Römer ihn festgenommen und gekreuzigt haben?

Nein, natürlich hatte er nicht deswegen unrecht.

Und warum dann?

Die Leute leben bis heute nicht so, wie er es ihnen gesagt hat. Sie können es nicht.

Hatte er deswegen unrecht?

Nein, ich denke nicht. Aber er hatte keinen Erfolg.

Meinst du, der Führer war wie Jesus? Dass er recht hatte, aber keinen Erfolg?

Nein, das denke ich nicht. Ich denke, der Führer hatte früher recht, aber dann hat er den Krieg angefangen. Mit dem Krieg hatte er unrecht.

Denken alle Jungen so?

Ja, die meisten von uns denken so.

Wie die Älteren betrachteten auch die Hitlerjungen die Niederlage als Hitlers unverzeihliche Sünde.

Die anglo-amerikanische Beschäftigung mit den Problemen der «Umerziehung» junger Nazis liess nach, als klar wurde, welche Vorkehrungen die Sowjets gegen ein Wiedererstarken des deutschen Militarismus zu treffen gedachten. Durch einseitige Entscheidung des Kremls wurde die geschlagene Nation politisch geteilt und wirtschaftlich kastriert. Ostdeutschland und die von der Roten Armee befreiten Balkan-Staaten sollten künftig nur noch als Vasallen der Sowjetunion existieren dürfen: ein gewaltiger geographischer Puffer gegen Aggressionen aus dem Westen, ein Schild gegen jeden Vorstoss der Paladine der freien Marktwirtschaft, bei der nächsten günstigen Gelegenheit «den Kommunisten in den Hintern zu treten».

Ohne Zweifel würde Osteuropa für die nächste Zukunft vom totalitären Kommunismus beherrscht sein und mit den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Folgen leben müssen. Bald schon würden die marxistischen Lehrsätze die nationalsozialistischen in den Schulbüchern ablösen. Aber würde der Marxismus einen nachhaltigeren Einfluss auf die kommende Generation haben als der Nationalsozialismus?

Getreu – zumindest in der Rhetorik – dem Satz, dass alle Nationen das Recht der politischen Selbstbestimmung haben sollten, befanden die Amerikaner, die Saat der Demokratie werde am besten bei den erwachsenen Anhängern des römisch-katholischen Glaubens in Bayern aufgehen. Bayern war die Wiege des Nationalsozialismus gewesen, aber die Kirche hatte unter der Führung des respektgebietenden Prälaten und Politikers Kardinal Faulhaber beträchtlichen Einfluss bewahrt.

In Faulhabers politischer Karriere hatte es erstaunliche Wechselfälle gegeben, aber stets hielt er an einer uneingeschränkten Ablehnung des Kommunismus fest. Bis 1933 war sein Palais de facto die Parteizentrale der Bayerischen Volkspartei gewesen, die theoretisch in Opposition zu den Nationalsozialisten stand, aber praktisch bereit war, mit jeder Partei eine Vernunftehre einzugehen, die behauptete, die Kommunisten zu bekämpfen.

Nach der Machtübernahme der Nazis wurde die BVP aufgelöst, aber viele prominente Mitglieder bekamen Posten in der neuen Regierung.

Aus dem Kardinalspalais verlautete das Verbot jeglicher offener Kritik an Hitlers Politik, sofern sie nicht ausgesprochen antiklerikale Züge trug. Dann brachten Faulhaber selbst und einige seiner Bischöfe ehrliche, wenn auch vorsichtig formulierte Einwände gegen bestimmte moralische Aspekte der Exzesse des Führers vor. Sie wagten das, weil sie wussten, dass

Fragen und Reflexionen

selbst Hitler es nicht riskieren würde, sich den offenen Zorn des Vatikans zuzuziehen.

Der Widerstand des Kardinals mochte blutleer erscheinen, aber er war doch der Strohalm, den die Amerikaner hoffnungsvoll ergriffen, als sie ihre Aufgabe als Besatzer übernahmen, und nicht zufällig waren unter den Beamten der Militärverwaltung in Bayern viele römische Katholiken. Die Amerikaner glaubten, sie wären den raffinierten politischen Manövern des Heiligen Stuhls am ehesten gewachsen. Aber es lauerten Klippen, von denen niemand etwas wusste.

Der erste bayerische Militärgouverneur war ein umgänglicher irisch-amerikanischer Politiker, Colonel Charles Keegan. Er beging den Fehler, dass er sich zu rasch mit dem Kardinalspalais verbündete. Wie seine Kollegen andernorts in Deutschland fand er, dass er ohne Hilfe von Nazis Bayern nicht wieder auf die Beine bringen konnte. Noch im Mai ernannte er den siebenundfünfzigjährigen Fritz Schäffer, Anwalt und ehemals Vorsitzender der Bayerischen Volkspartei, zum Ministerpräsidenten in einer hastig zusammengeschusterten Landesregierung.

Keegans Mannschaft hatte sehr grosse Schwierigkeiten damit, die Lebensmittelversorgung sicherzustellen, und nahm deshalb die Dienste eines Mannes namens Hans Rottengruber in Anspruch, der bei den Nazis eine leitende Funktion bei der Lebensmittelverteilung in München innegehabt hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach ein treues Parteimitglied gewesen war.

Fünf Millionen Flüchtlinge aus anderen Teilen Deutschlands hatten mittlerweile die Bevölkerung von Bayern auf elf bis zwölf Millionen Menschen anschwellen lassen, und selbst bei einer Rationierung auf tauseneinhundert Kalorien pro Tag – ungefähr ein Drittel des Bedarfs – konnte eine Hungersnot nur ver-

mieden werden, wenn man bis zur Ernte fünfundzwanzigtausend Tonnen Getreide importierte und verteilte.

Die Militärregierung brauchte verzweifelt einen umsichtigen, effizienten Organisator, der sich mit der Nahrungsmittelverteilung in der Besatzungszone auskannte. Doch Rottengrubers Ernennung löste einen Sturm der Entrüstung bei den Puristen in Keegans Überprüfungsabteilung aus, deren Aufgabe es war, kleinere Kriegsverbrecher aufzuspüren.

«Dieser Mann ist erwiesenermassen ein Nazi, und es geht nicht, dass er eine leitende Position einnimmt», sagten sie. «Man denke nur an Buchenwald! An Belsen!»

Der in Keegans Mannschaft für die Lebensmittelversorgung zuständige Beamte, ein Texaner, sagte mir im Gespräch: «Mir ist egal, was sie über die politische Einstellung dieses Mannes erzählen. Er ist intelligent, höflich und offen – ein guter Katholik und zuverlässig. Ich kann auf ihn nicht verzichten.»

Natürlich sickerte der Streit um Rottengruber an die amerikanische Presse durch. Sigrid Schultz von der *Chicago Tribune*, eine notorische Deutschenhasserin, und Victor Bernstein, ein angesehener jüdischer politischer Kommentator bei *PM*, schossen sich auf Keegan ein. Miss Schultz beschränkte sich auf düstere Andeutungen, die Militärregierung in Bayern fasse Kriegsverbrecher mit Samthandschuhen an. Bernstein griff Keegans Verwaltung direkt an. Die bayerischen Katholiken hätten sich immer auf die Seite der Reaktion gestellt, und die BVP sei die politische Heimat eines mächtigen Bankiers gewesen, Adolf Müller, der in der Anfangszeit mehrfach das Schicksal der Nationalsozialisten in den Händen gehalten und sie immer gerettet habe, weil sie die Hauptfeinde des Kommunismus waren.

Schliesslich wurde Keegan mit anderen Aufgaben betraut, und Ministerpräsident Schäffer war diskreditiert.

Schluss

Gegen Ende August erhielt ich die Erlaubnis, mit einem Aufklärungsgeschwader mitzufliegen, das sich einen Überblick über das Ausmass der Schäden verschaffen sollte, die die strategischen Bombenangriffe der Alliierten bei der deutschen Schwerindustrie angerichtet hatten. Die Flugzeugbesatzungen waren in einem Landhaus am Stadtrand von München untergebracht, das dem berühmten Robert Ley gehört hatte, Hitlers Arbeitsminister. Sie flogen C47-Maschinen, die ausser leistungsstarker Fotoausrüstung auch Jeeps mit an Bord hatten als Transportmittel für Geheimdienstoffiziere, die überlebende Verantwortliche der Fabriken ausfindig machen und befragen sollten.

Die Analyse der Daten, die bei den Flügen über alle grösseren Industriestädte in Mittel- und Westdeutschland gesammelt wurden, befand sich Ende des Jahres immer noch unter Verschluss, aber kurz gefasst liess sich der Eindruck der Besatzungsmächte auf den Nenner bringen, dass selbst die besonders schweren Bombenangriffe die deutschen Schlüsselindustrien keineswegs auf Dauer ausgeschaltet hatten. Maschinen, die nicht direkte Treffer abbekommen hatten, wurde repariert und liefen wieder, auch wenn die Gebäude durch Feuer oder Explosion schwer beschädigt waren. Die Produktion wurde unterbrochen, aber in der Regel innerhalb von Tagen wieder aufgenommen.

Auch um die Moral der zivilen Arbeitskräfte stand es gut. Die nächtlichen Flächenbombardierungen der RAF hatten viele Wohngebiete zerstört, aber nur wenigen Fabriken irreparable

Schäden zugefügt. Wut und Hass auf die «Terrorflieger» steigerten den Wunsch, Widerstand zu leisten, und zwar mehr, als die Angst ihn minderte.

Der Blick aus der Vogelperspektive auf die Auswirkungen Tausender von Bombenangriffen vermittelte mir eine Vorstellung, was der Begriff «totaler Krieg» bedeutete: Totaler Krieg war ein Krieg der ganzen Bevölkerung. Er unterschied nicht – und konnte nicht unterscheiden – zwischen Kämpfern und Nichtkämpfern. Alles Gerede, Frauen, Kinder und Alte ritterlich zu verschonen, war heuchlerischer Unsinn.

Die Nachricht, dass die Amerikaner Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen hatten, wurde bekannt, während ich noch das Aufklärungsgeschwader begleitete. Niemand äusserte grössere Verwunderung oder moralische Bedenken, dass Superbomben eingesetzt wurden, um mit einer einzigen Explosion eine ganze Stadt auszulöschen.

Ein Pilot sagte dazu: «Die Japse hatten verdammtes Glück. Sie haben alles in einer grossen Dosis abgekriegt statt in lauter kleinen Dosen über Jahre verteilt. Von einem gespaltenen Atom getroffen zu werden, kann auch nicht schlimmer sein, als wenn man in einen Feuersturm wie in Hamburg oder Dresden hineingesogen wird oder wenn man in einem Bunker im Westwall mit Napon geröstet wird.»

Einige Monate lang war über Hitlers Prahlerei spekuliert worden, er besitze eine Geheimwaffe, die den Endsieg bringen werde. Die Arbeit an der Perfektionierung einer Superbombe hätte erklären können, warum die Nazis der Entwicklung der V-1 «doodle bugs» und der V-2-Raketen so hohe Priorität gaben, denen noch die Zielgenauigkeit fehlte, als dass sie mit konventionellen Sprengköpfen hohe Schäden hätten verursachen können. Nun sah es so aus, als hätten alliierte Wissenschaftler ihre deutschen Gegenspieler in dem Rennen um eine revolutionäre Methode, Tod und Zerstörung zu bringen, geschlagen.

Fragen und Reflexionen

Ich war mittlerweile abgestumpft durch die Allgegenwart von Tod und Zerstörung durch die alten Methoden und erkannte zunächst nicht die langfristige Bedeutung der Angriffe auf Hiroshima und Nagasaki. Erst nach der eiligen Kapitulation Japans, und nachdem Einzelheiten mitgeteilt wurden, aus denen die ungeheure Zerstörungskraft von Atombomben hervorging, begriff ich, dass der Krieg künftig eine neue Dimension haben würde.

Da wahrscheinlich nicht mehr interessante Beiträge für die Zeitungen, für die ich arbeitete, herauskommen würden, wenn ich weiter in den Trümmern deutscher Städte fotografierte und herumsuchte, machte ich kurz Urlaub in England und flog dann nach Nürnberg, wo ich über die Vorbereitungen für den Prozess gegen die Top-Nazis berichten wollte, die es nicht geschafft hatten, sich im eigenen Land zu verstecken oder wie viele andere ins Ausland zu fliehen. Sie sollten sich für «Kriegsverbrechen» und/oder «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» verantworten. Die juristische Unterscheidung erschien mir als absurde Haarspalterei, und das Verfahren im düsteren Pomp des Justizpalasts als eine unangenehme Karikatur der Verfahren vor einem zivilen Gericht.

Von Anfang an war klar, dass die «Prozesse» keinen höheren moralischen und juristischen Stellenwert haben würden als ein Prozess vor einem Femegericht im hintersten Tennessee. Das Urteil über die Männer auf der Anklagebank war längst gesprochen. Nach eigenem Bekunden hatten sie einem Unrechtsregime angehört oder ihm gedient, einem Regime, das nur um den Preis von Millionen Menschenleben beseitigt werden konnte. An der Schuld dieser Männer konnte nicht der geringste vernünftige Zweifel bestehen, und trotzdem wurden sie in einem Schauspiel der Vergeltung vorgeführt, dessen Aufführung genauso abstoßend war wie der Vorschlag von Radio Moskau, falls Hitler gefangengenommen würde, sollte man ihn in einen

Käfig sperren, damit die Menschen ihn verspotten und beschimpfen könnten.

Die öffentliche Vivisektion von Nazi-Verbrechern mochte enthüllen, wie nieder ihre Motive waren, aber weder das noch die Verkündung der verhängten Strafen würde kriminelle Politiker und Bürokraten zukünftig von schändlichem Tun abhalten, genausowenig wie öffentliches Erhängen, Federn und Viertel in der Vergangenheit Psychopathen von grausamen Taten abgehalten hatte.

Die Sieger hatten so viele unglückliche Menschen geopfert, um einen Verbrecherstaat in die Knie zu zwingen, nun plagten sie bestimmt keine moralischen Skrupel, wenn es galt, die Todesstrafe an den Männern zu vollziehen, die die Verbrechen angestiftet hatten. Warum musste den Hinrichtungen erst ein so durch und durch heuchlerisches Ritual vorausgehen, dass man den Siegern in den kommenden Jahren gewiss verachtenswerte Effekthascherei vorwerfen würde?

Meine Rückkehr nach Nürnberg war ein beruflicher Fehler. Ich stellte fest, dass ich ausserstande war, das Spektakel zu beschreiben, wie dem dicken Göring alle Mittel abgenommen wurden, seine Hosen festzuhalten, für den Fall, dass er versuchen sollte, sich mit Gürtel oder Hosenträgern zu erhängen; oder die Mätzchen des verrückten Hess; oder über die Tatsache zu berichten, dass Ley sich darüber beklagte, seine Mahlzeiten seien eintönig; oder dass auf der Anklagebank zwanzig Mörder nebeneinander Platz hatten.

Ich bat in London um die Zuweisung zu einem anderen Korrespondentenposten, und während ich auf den Marschbefehl wartete, verbrachte ich viel Zeit in einem Lager für russische Zwangsarbeiter ungefähr dreissig Kilometer südwestlich von Ansbach. Weder in Chemnitz noch in Berlin hatte ich näheren Kontakt zu Russen gehabt ausser bei «geselligen» Begegnungen

Fragen und Reflexionen

in den Nachbars am Kurfürstendamm oder bei steifen offiziellen Veranstaltungen in der Kommandantura.

In dem Lager lebten hauptsächlich Soldaten, die 1943 an südlichen Frontabschnitten in Gefangenschaft geraten waren, und Zivilisten, die man festgenommen und zur Zwangsarbeit auf bayerischen Höfen verschleppt hatte. Zu letzteren gehörten auch etliche junge Frauen, die als Hausmädchen bei reichen Industriellen arbeiteten, die ihre Familien auf ihre Landsitze evakuiert hatten, als die Bombenangriffe im Ruhrgebiet schlimmer wurden.

Diese Russen hatten insofern Glück gehabt, als ihre deutschen Herren sie verhältnismässig gut behandelten. Aber vier oder fünf Monate nach der Befreiung durch die Amerikaner warteten sie immer noch, dass die sowjetischen Behörden ihre Rückkehr in die Heimat organisierten.

Der Lagerleiter Jurij Chruschkowskij erzählte mir, er sei bis zu seiner Einberufung zum Militärdienst Dozent für europäische Sprachen an der Universität von Odessa gewesen. Zuletzt habe er im Rang eines politischen Kommissars die Aufgabe gehabt, für die ideologische Zuverlässigkeit seiner Infanterieeinheit zu sorgen.

Mehr als zwei Jahre hinter Stacheldraht hatten den ideologischen Eifer des jungen Kommissars offenbar erlahmen lassen. Er sprach fließend Englisch, aber in mehreren Gesprächen über politische Themen war nicht ein einziges Mal die Rede von den «frei laufenden Hunden des Kapitalismus» oder «faschistisch-imperialistischen Lakaien». Tatsächlich schien er weniger interessiert daran, den marxistischen Standpunkt darzulegen, als zu erfahren, was in der Welt passiert war, seit die Nazis ihn in den Bau gesteckt hatten.

Bei meinem ersten Besuch im Lager in Begleitung eines Vertreters des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz war Jurij höflich, aber reserviert. Er zeigte uns die Schlafbaracken, die

Messe, die Küche und das Krankenrevier, alles peinlich sauber. Es war ihm sehr wichtig, dass wir auch die Waschräume, die Wäscherei und die Latrinen mit Sickergruben besichtigten, darauf war er offensichtlich sehr stolz. Anders als in den meisten Flüchtlingslagern gab es hier weder Typhus noch Cholera oder Durchfallerkrankungen, und die Insassen wirkten im Gegensatz zu ihren Landsleuten, die in der sowjetischen Besatzungszone in Berlin patrouillierten, geistig wach und einigermaßen guter Dinge.

Sein grosses Problem als Lagerleiter, erzählte Jurij, sei es, Mittel gegen die Langeweile zu finden. Die Möglichkeiten zur körperlichen Ertüchtigung waren bei tausendeinhundert Kalorien pro Tag naturgemäss begrenzt, aber wer Chorkonzerte oder Theateraufführungen organisieren oder daran mitwirken konnte, erhielt jede erdenkliche Unterstützung. Häftlinge, die vor dem Krieg eine Universität besucht hatten, boten Studienkreise an, die viel Zuspruch fanden. Auch Schach und Holzschnitzerei waren beliebte Zeitvertreibe. Die Gebildeteren unter den Lagerinsassen litten besonders unter dem Mangel an Lesestoff.

Bei meinem zweiten Besuch im Lager brachte ich ein Bündel amerikanische Zeitungen und Illustrierte mit, die aus dem Korrespondentenquartier in einem Nürnberger Hotel stammten – und ein halbes Dutzend Zigarettenpäckchen aus dem PX. Ich entschuldigte mich, dass es mir nicht gelungen war, etwas Gedrucktes auf Russisch aufzutreiben.

Jurijs Augen blitzten vor Freude. Beinahe andächtig nahm er die zerlesenen Exemplare von *Time*, *Life* und *Saturday Evening Post* entgegen. Ein paar Kameraden hätten in der Schule Englisch gelernt, erklärte er, und könnten die interessantesten Beiträge und Artikel für die anderen übersetzen. Mit keinem anderen Geschenk hätte ich ihnen eine grössere Freude machen können.

Fragen und Reflexionen

Seine überschwengliche Dankbarkeit beschämte mich ein wenig, und ich murmelte etwas davon, dass ich es beim nächsten Mal besser machen wollte. Er kniff die Augen zusammen und sah mich scharf an. «Dann kommen Sie uns wieder besuchen?» fragte er.

«Aber sicher. Wenn Sie nichts dagegen haben. Sie machen Ihre Sache so gut hier, dass ich gerne einen Artikel über das Lager schreiben würde.»

Er zuckte gleichgültig mit den Achseln. «Bitte sehr. Würde es Ihnen etwas ausmachen, am Abend zu kommen?»

«Natürlich nicht. Warum ist das besser?»

Er hatte sich offensichtlich etwas ausgedacht. «Wenn Sie am Abend kommen, könnte ich Sie vielleicht überreden, vor einer ausgewählten Gruppe unserer jungen Leute zu sprechen, die sich für Geographie interessieren – ihnen ein bisschen von Ihrer Heimat Australien zu erzählen.»

«Guter Gott, Jurij», wandte ich ein, «ich spreche nicht ein Wort Russisch, und mit meinem Deutsch ist es auch nicht weit her. Wie viele Zuhörer würden verstehen, was ich zu sagen hätte?»

«Ein paar Mädchen hier sprechen Englisch», entkräftete er meinen Einwand. «Sie könnten übersetzen. Ich könnte auch übersetzen, aber wenn ich dabei wäre, würde vielleicht nicht so offen diskutiert. Verstehen Sie? Sie müssen keinen Vortrag vorbereiten, nur die Fragen beantworten, die Ihnen gestellt werden.»

Die Aussicht, die Fragen einer Gruppe junger Russen nach dem Leben in Australien zu beantworten, begeisterte mich nicht gerade, aber Jurij Chruschkowskij war so hartnäckig zuversichtlich, dass ich es nicht übers Herz brachte, ihn zu enttäuschen.

Die «ausgewählte Gruppe» entpuppte sich als Versammlung von rund hundert Personen. Sie drängten sich in einer verfallene-

nen Nissenhütte zusammen, in der vielleicht die Hälfte bequem Platz gefunden hätte. Ich beantwortete über zwei Stunden pausenlos Fragen zu jedem erdenklichen Aspekt des Lebens auf dem geheimnisvollen Kontinent, wo es hüpfende Känguruhs gab, Pelztiere mit Entenschnäbeln, die im Wasser lebten und Eier legten, und Miniaturbären, die ihre Jungen wie Affen auf dem Rücken trugen und sich ausschliesslich von Eukalyptusblättern ernährten.

Stimmte es, dass das ganze Landesinnere Wüste war? Wie hoch waren die höchsten Berge? Wie gross die Städte? Wieviel Lohn bekam ein Industriearbeiter, und musste er bestimmte Normen erfüllen? Wurde das Land von freien Bauern bewirtschaftet oder von Pächtern? Was waren die Grundnahrungsmittel? Klima... Bodenbeschaffenheit... Literatur und Kunst ... beliebte Sportarten... Schulen... Krankenhäuser...?

Wahrscheinlich hatte Jurij oder sein Gruppenleiter die Flut der Fragen vorab gesteuert. Man stellte mir jedenfalls nicht eine einzige Frage nach dem politischen System Australiens und nach seinem Status im britischen Empire. Aber die Zuhörer zeigten echtes Interesse, gespannte Aufmerksamkeit, wenn die Übersetzerin, eine hübsche, dunkelhaarige Frau in den Zwanzigern, die Englisch mit einem seltsamen, gutturalen Tonfall sprach, ihnen meine Antworten auf Russisch mitteilte.

Am Ende der Veranstaltung erhob sich ein etwas melancholisch dreinblickender junger Mann und hielt eine kurze Dankesrede, die keiner Übersetzung bedurfte. Sie wurde mit donnern-dem Applaus kommentiert, und dann fügte der Sprecher noch ein paar Worte an, die einen Sturm des Gelächters und noch mehr Händeklatschen auslösten.

«Was hat er gesagt?» erkundigte ich mich.

Die dunkelhaarige Übersetzerin erwiderte in ihrem seltsamen Englisch: «Er sagt, er und seine Kameraden würden gerne

Fragen und Reflexionen

Ihr Land besuchen und sich mit eigenen Augen den Fisch mit Fell anschauen.»

Weitere Begegnungen mit Jurij und dem halben Dutzend Englisch sprechender Lagerinsassen, die er dazugeholt hatte, verliefen entspannter und für mich informativer. Niemand wollte über Kriegserlebnisse sprechen. Der Krieg war Geschichte. Viel spannender war es, über die Nachkriegswelt zu spekulieren. Mich überraschte, mit welcher Offenheit die einzelnen in der Gruppe unterschiedliche Ansichten zu strittigen Themen vorbrachten. Eine junge Frau sagte, sie fühle, dass sie die Religion als Rückhalt brauche, und sie wolle lieber der römisch-katholischen Kirche angehören als der russisch-orthodoxen. Genosse Kommissar Chruschkowskij zuckte nicht mit der Wimper. Ein Student von der Universität Odessa, der seinen Abschluss in Agrarwissenschaften machen wollte, wenn er wieder zu Hause war, gestand, dass er Zweifel habe, ob die kollektiven Landwirtschaftsbetriebe in der UdSSR jemals funktionieren würden, weil die Bauern keinen Anreiz hätten, hart zu arbeiten. Genosse Kommissar Chruschkowskij bemerkte dazu nachsichtig, im Laufe der Zeit werde die Bildung bewirken, dass sich die Haltung der Landarbeiter ändere.

Mehrere Zeitschriften, die ich ins Lager mitgebracht hatte, enthielten Artikel über die Atombombenabwürfe auf Japan. Ich fragte, ob jemand die Artikel gelesen habe, und wenn ja, wie sie darüber dächten. Es waren fünf oder sechs Leute gekommen. Alle schwiegen verlegen. Jurij antwortete.

«Ich habe das mit den Genossen diskutiert», verkündete er steif. «Wir glauben nicht, dass das russische Volk sich ergeben würde, wenn eine solche Waffe gegen uns eingesetzt würde. Aber vielleicht wird dieser neue Sprengstoff der Sache des Friedens dienen. Der Schaden, den er in Japan angerichtet hat, könnte die Führer der Nationen überzeugen, dass sie mehr zu

gewinnen haben, wenn sie einen Krieg verhindern, als wenn sie ihn siegreich führen. Die Gefahr ist allerdings, dass Angst Verrückte nicht abhält, denen es nur um die Macht geht.»

Drei Tage später stattete ich meinen Abschiedsbesuch in Ansbach ab. Es war ein pechschwarzer, bitterkalter Abend. Jurij Chruschkowskij begleitete mich zum Lagertor. «Jetzt gehst du also nach Hause, mein Freund», sagte er. «Ich beneide dich. Was wirst du tun, wenn du zu Hause bist?»

«Urlaub machen mit meiner Frau und meinen Kindern, das hoffe ich wenigstens. Und dann geht es zurück an die Arbeit.»

«Ich beneide dich. Ich habe keine Frau und keine Kinder, aber ich werde auch Urlaub machen.»

«Wie schön für dich. Und wo?»

Er senkte die Stimme, als hätte er Angst, jemand könnte hören, was er sagte. «In einem Zentrum für politische Umerziehung.»

Als ich sicher war, dass ich meine Stimme unter Kontrolle hatte, fragte ich weiter: «Aha. Und was machst du danach, Jurij?»

«Man wird mich einer geeigneten Beschäftigung zuweisen. Vielleicht werde ich wieder unterrichten, helfen, Russlands Wunden zu heilen und einen sozialistischen Staat aufzubauen, der so gut gedeiht, dass er die Freiheit gewähren kann, die ihr in eurem Land bereits genießt. Hier in Europa ist die Freiheit sehr teuer.»

Wir schüttelten uns die Hände.

«Auf Wiedersehen und viel Glück, Jurij. Pass auf dich auf.»

Er lachte leise.

«Du auch, Kamerad», erwiderte er. «Pass auch du gut auf dich auf.»

Meine Reise als Zivilbeobachter bei den Armeen, die

Fragen und Reflexionen

Deutschland besiegt und besetzt hatten, dauerte zehn Monate. Aber mir ist bewusst, wie wenig ein einzelnes Augenpaar sehen und ein einzelnes Gehirn begreifen kann von den Vorgängen auf einem so riesigen Schlachtfeld.

Was ich gesehen und begriffen habe, lässt mich zweifeln, ob man das Ergebnis einfach als Triumph des Guten über das Böse betrachten kann.

Die Mehrheit der Männer und Frauen, die kämpften und starben – und töteten –, um Hitlers Drittes Reich in die Knie zu zwingen, waren von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt. Sie glaubten vielleicht nicht, dass sie eine Welt schufen, «in der Helden leben können», oder dass sie einen Krieg führten, «der allen Kriegen ein Ende macht», aber sie hofften wenigstens, dass die Nachkriegswelt nach ihrem Sieg eine Welt sein würde, in der menschlicher Anstand und menschliche Würde ihren Platz haben würden.

Diejenigen, die bei den Besatzungsarmeen blieben, um zu retten, was aus den Trümmern einer mit brutaler Gewalt zerschlagenen Nation zu retten war, und wenn möglich Ursprung und Verlauf der Krankheit aufzuklären, die der Grund für die Zerschlagung gewesen war, dürften ernüchert zu einem unausweichlichen Schluss gelangt sein: Der Keim der Krankheit schlummert in allen egozentrischen Gesellschaften, gleich welcher ethnischen Zugehörigkeit. Die Krankheit kommt unter Druck zum Ausbruch, vor allem unter der Art von Druck, die durch wirtschaftlichen Niedergang und eine instabile politische Führung erzeugt wird. Das erste Symptom ist ein fanatischer Nationalismus, im nächsten Stadium laufen die Menschen Demagogen hinterher und glauben der Behauptung, eine Diktatur sei das einzige Mittel gegen Uneinigkeit und Unfähigkeit der Regierung. Im letzten, tödlichen Stadium unterwerfen sie sich dann der Terrormaschine, die andersdenkende Minderheiten

zum Schweigen bringt, und damit hat das Krebsgeschwür die Errungenschaften der Zivilisation zerstört, die zu einer Demokratie gehören.

In den Armeen, die die Konzentrationslager befreiten, gab es viele Männer, die unter anderen Umständen womöglich zu Hitlers Sturmtruppen gegangen wären, und die Sorte moralischer Krüppel, die alte Hassgefühle nähren und im Namen von Patriotismus oder Religion Greuelthaten verüben. Solche Menschen sind in jeder Armee zu finden – und in jedem kreischenden, schreienden Mob. Die Rasse hat damit nichts zu tun. Einige besonders grausame Taten in den Lagern, in den Städten und Dörfern, die von befreiten KZ-Insassen überrannt wurden, begingen Nicht-Deutsche: Franzosen, Polen, Tschechen, Ungarn, Briten und Amerikaner.

Dennoch muss Deutschland die Last der Kollektivschuld tragen, denn unter Hitler, seinem frei gewählten und anerkannten Führer, duldeten es, dass schlechte Männer als Leibgarde der noch schlimmeren Männer an der Spitze des Staates dienten.

Jawohl, Jurij Chruschkowskij: Wir müssen beide aufpassen.

ANHANG

Vorbemerkung zum Manuskript von 1945

Lesern, die ihre Portion Geschichte am liebsten in der klar bezeichneten, vorverdauten Form zu sich nehmen, wird dieses Buch wahrscheinlich nicht gefallen, und deshalb möchte ich vorweg an die goldene Regel der Kriegsberichterstattung erinnern: Grabe ein hübsches, tiefes Loch, bevor das Schiessen losgeht. In diesem Buch schreibe ich nicht die Geschichte der Invasion Deutschlands vom Westen her. Es erinnert nicht einmal entfernt an eine Geschichte des Kriegsendes im Westen. Wer behauptet, er könne eine solche Geschichte schreiben und dabei ausschliesslich oder zumindest grösstenteils nur das berichten, was er selbst gesehen hat, ist entweder ein grosser Egoist oder ein grosser Lügner – oder beides. *Strasse der Eroberer* beansprucht bestenfalls, «Quellenmaterial» zu sein.

Trotzdem hat mich beim Schreiben mehr bewegt als nur die Lust an Anekdoten. Die Monate 1945, in denen Deutschland von den alliierten Armeen erobert und besetzt wurde, waren entscheidende Monate in einer grossen, tragischen Phase der Geschichte der Menschheit. Ich bin mir bewusst, dass es ein Privileg war, in dieser Zeit die Armeen von General Eisenhower als Korrespondent begleiten zu dürfen, und ich bin stolz darauf. Damals wie heute fühlte und fühle ich, dass mit dem Privileg eine grosse Verantwortung verbunden war: die Verantwortung, die Wahrheit aufzuspüren, festzuhalten und soviel davon zu berichten, wie nur möglich war, ohne dadurch dem Feind zu helfen.

Mittlerweile ist der Feind endgültig besiegt, und ich glaube

Vorbemerkung zum Manuskript von 1945

fest, je früher die ganze Wahrheit zusammengetragen und untersucht wird, je früher die Lehren daraus gezogen werden, desto besser wird es für die Menschheit sein. *Strasse der Eroberer* ist der Beitrag eines Mannes zu dem Mosaik der ganzen Wahrheit – und der Beitrag wird erbracht im Bewusstsein seiner Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit, aber mit der Überzeugung, dass ich nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit berichte.

Noch eine Erklärung: Jeder Augenzeuge grosser Ereignisse, der vor den Gerichten der Historiker Zeugnis ablegen möchte, wird nicht alles berichten können, was er erlebt hat. Er muss die Verantwortung dafür tragen, dass er aus seinen Beobachtungen ausgewählt hat, was ihm wichtig und sinnvoll erschien. Ausserdem muss er seinem Zeugnis Form und Struktur verleihen. Ich habe das anhand der folgenden drei selbstgestellten Fragen versucht:

- I. Welche konkreten militärischen Operationen hast du während der Invasion gesehen, und was ist dein Kommentar dazu?
- II. Von «Allgemeinwissen» und Propaganda einmal abgesehen, welche Fakten rechtfertigen nach deinen Eindrücken die Niederwerfung und Zerschlagung des Dritten Reiches?
- III. Wieder vorurteilsfrei betrachtet, welche Massnahmen haben die siegreichen Mächte in Deutschland ergriffen, um künftige Kriege zu verhindern, und erschienen dir diese Massnahmen richtig und geeignet?

Die erste Frage beantworte ich in Teil 1 «Exekution», die zweite in Teil 2 «Autopsie» und die dritte in Teil 3 «Begräbnis». [*Diese Struktur hat White bei der Bearbeitung 1983 aufgegeben.*]

Die Entscheidung für diese Methode hat es erforderlich gemacht, auf chronologische Kontinuität zu verzichten. Das Material zu den Fragen überschneidet sich immer wieder oder verlangt Rückgriffe auf bereits Berichtetes. Deshalb werden die Leser bis zum Ende durchhalten, die lesen, weil sie wissen wollen, was passiert ist, und nicht die, die lesen, weil sie etwas wissen wollen.

O.E.W.
London, November 1945

Whtes Bericht über Buchenwald

in der *Courier-Mail*, Brisbane, 18. April 1945

Invasionstruppen reißen Schleier von Nazi-Greuel

17. April. Die Zerschlagung Deutschlands in den letzten acht bis zehn Tagen hat die moralische Entwürdigung enthüllt, die die deutsche Seele genauso zuverlässig zerstört hat wie Bomber, Geschütze und Panzer das Land physisch zerstört haben.

Wir befinden uns im Herzen Deutschlands, bei einer kranken Nation. Wir sind im Konzentrationslagerland. Heute haben wir Buchenwald besucht, sind zwischen den lebendigen Toten herumgegangen. Ich kann jetzt nicht objektiv schildern, was ich gesehen habe, werde es nie können. Man kann nicht dreieinhalb Jahre lang Kriegsbe-

richterstatter sein und sentimental oder übersensibel auf den Anblick menschlichen Leids reagieren. Doch was ich heute gesehen habe, war mir körperlich unerträglich.

Es hat mich zu der Überzeugung gebracht, dass die zivilisierte Welt dem deutschen Volk, so wie es heute ist, nie mehr gestatten darf, über sein gesellschaftliches und politisches Schicksal selbst zu bestimmen.

Das darf erst dann wieder geschehen, wenn die zivilisierte Welt sicher ist – mehr noch, durch unanfechtbare Beweise überzeugt wurde –, dass die Deutschen nichts mehr verbindet mit einer

Vergangenheit, die nicht nur ihnen zur Schande gereicht, sondern der gesamten Menschheit.

An diesem Morgen bin ich in Weimar aufgebrochen, der Stadt von Goethe, Schiller und Liszt, und fuhr fünf Kilometer vorbei an Wäldern und Feldern in herrlichem Frühlingsgrün.

Auf einmal stand ich vor einem Stacheldrahtzaun und einem Torhaus aus braunem Holz, darüber hing eine schwarze Fahne schlaff an einem Fahnenmast.

Dies, so teilte man mir mit, war Buchenwald – das Tor zur tiefsten Tiefe der Hölle, das Hitler geöffnet hat.

Ich sagte mir: «Ein weiteres Konzentrationslager. Atme tief durch. Mach dich gefasst auf Fleischerhaken und Leichen.»

Man erzählte mir, in dem Lager seien einmal 50'000 Menschen gewesen, jetzt nur noch 20'000. Ich schritt durch das Eisentor und sah Menschen, die über Plätze aus nacktem Beton gingen. Die

meisten waren am Rande des Verhungerns. Sie trugen hässliche, abgerissene Häftlingskleidung. Sie waren unrasiert. Die lange Leidenszeit und der Tod der Hoffnung hatten Furchen in ihre Gesichter gegraben. Farbige Winkel auf der Kleidung zeigten an, aus welchem Land sie stammten und welche «Verbrechen» sie begangen hatten.

Seit mittlerweile sechs Wochen sehe ich Menschen wie diese auf den Strassen überall in Deutschland. Ich habe ihnen zugewinkt, bis meine Arme müde wurden, und habe ihr Lächeln erwidert, bis meines zur Maske erstarrt war.

Genau solche Sklaven waren auch die Menschen hier, noch nicht ganz frei und ein wenig hungriger, noch etwas hässlicher und rücksichtsloser.

Doktor Hugo Mortelmans, Dozent für Pathologie an der Medizinischen Hochschule Antwerpen, ein kleiner Mann mit einem runden Gesicht

Whites Bericht über Buchenwald

und hellen Augen, trat auf mich zu und bot sich als Führer und Dolmetscher an. Die Gestapo hatte ihn verhaftet, weil er im Widerstand aktiv gewesen war. Er wurde der «Abteilung Histologie» der SS zugewiesen.

Zuerst führte er mich zu einem betonierten Hof, wo die Menschen, die an dem Tag gestorben waren, auf einen Lastwagen mit metallenen Seitenflächen geladen wurden. Etwa hundert bläuliche Leichen lagen dort, die Schädel kahlgeschoren, die Körper übersät mit dunkelroten Striemen. Sie waren entsetzlich ausgezehrt durch Hunger und Krankheiten. Oben auf dem Leichenberg lag der schlaffe, dicke Körper eines SS-Mannes, der sich in der letzten Nacht in seiner Zelle erhängt hatte.

Wir gingen zum Krematorium, wo sechs Öfen noch die schwärzlichen Überreste von Menschen enthielten. Über der Tür hing ein Gedicht, das begann:

«Nicht die Würmer, sondern Flammen sollen diesen Leichnam verzehren. Ich habe die Hitze und das Licht immer geliebt...»

Der Erdrosselungsraum

Wir stiegen zu dem Todesraum im Untergeschoss hinab. An dreissig Haken in den Wänden waren Männer erdrosselt worden.

Die Löcher in den Wänden hatte man eilig zugegipst und überstrichen – ein vergeblicher Versuch, zu verschleiern, welchen Zwecken dieser Raum gedient hatte. Ein Begleiter zeigte mir einen Knüppel; damit hatte man den Opfern den Schädel zertrümmert, die nicht rasch genug gestorben waren. Dr. Mortelmans meinte, in dem Raum seien dreissig bis vierzig alliierte Flieger hingerichtet worden.

Schätzungen zufolge fanden in Buchenwald 48'000 Hinrichtungen in fünf Jahren statt.

Als nächstes wurden wir in das SS-Museum für Patholo-

gie geführt, wo hervorragende Präparate von kranken menschlichen Geweben ausgestellt waren.

Erzwungene Forschung

Hier berichtete Dr. Mark Klein, ehemals Professor für Histologie an der Universität Strassburg und seit 5. Mai 1944 Häftling in Buchenwald, er habe als Zwangsarbeiter Sektionen durchführen müssen. Man habe so viel Material zu den verschiedensten Krankheiten in unterschiedlichen Stadien gesammelt, dass die Arbeit wissenschaftlichen Wert besitze.

Andere Arbeiten hingegen hätten keinerlei wissenschaftlichen Wert gehabt und seien nur zu dem Zweck erfolgt, die sadistischen Neigungen der Verantwortlichen zu befriedigen.

Dr. Klein zeigte uns Präparate von menschlicher Haut mit auffälligen Tätowierungen. Dazu sagte er, sie seien von einem deutschen Arzt angefertigt und aufbewahrt wor-

den, der eine Abhandlung darüber verfasst und veröffentlicht habe.

Dr. Klein brachte auch zwei menschliche Schrumpfköpfe auf hölzernen Sockeln. Der Labortechniker habe das gleiche Verfahren angewandt, mit der die südamerikanischen Jivaro-Indianer Schrumpfköpfe herstellen. Es seien die Köpfe von Polen oder Russen.

Die Köpfe waren perfekt erhalten und trugen noch den Gesichtsausdruck, mit dem die Männer gestorben waren.

Man zeigte mir «Block 50», die Abteilung für Bakteriologie, und ein Häftling, Professor Maurice Suard von der medizinischen Hochschule Angers, erklärte, welche Versuche dort durchgeführt wurden. Wichtigste Aufgabe war die Entwicklung eines Impfstoffes gegen Typhus gewesen. Nach Tierversuchen hatten die Nazi-Ärzte absichtlich gesunde Gefangene mit Typhusviren infiziert, um den Verlauf der Krankheit und

Whites Bericht über Buchenwald

die Wirkung unterschiedlicher Gegenmittel beobachten zu können.

Professor Suard berichtete, Gruppen von vierzig bis fünfzig Häftlingen seien durch Gifteinjektionen umgebracht worden.

Er zeigte uns die hervorragende wissenschaftliche Ausstattung in Block 50 und sagte, die Arbeit dort besitze einen objektiven wissenschaftlichen Wert, die Experimente seien jedoch ohne jede Rücksicht auf Leben und Leiden der Menschen unternommen worden, und zahllose Häftlinge seien von den Nazi-Wissenschaftlern bei den Experimenten ermordet worden.

Wissenschaftler aus den Reihen der Häftlinge seien nicht gezwungen worden, derartige Experimente durchzuführen. Die Häftlinge mussten nur Impfstoffe herstellen und solche Arbeiten übernehmen, bei denen ein hohes Infektionsrisiko bestand, denn die Deutschen hätten eine geradezu lächerliche Angst vor

Ansteckung gehabt. Ausserdem hätten sich die Häftlinge um die Dokumentation kümmern müssen, die dann nach Berlin geschickt worden sei.

Verdreckte Kojen

Dr. Joseph Brau, Arzt aus Coulommiers und Leiter der Gruppe von Ärzten, die sich inzwischen um die verbliebenen Insassen von Buchenwald kümmert, führte mich in die Baracken der Polen und Russen. Ich sah mir zuerst die Baracken der «normalen» Häftlinge an.

Die Insassen zeigten Anzeichen fortgeschrittener Unterernährung. Sie schliefen oder lagen in verdreckten, dreistöckigen Kojen.

In jeder Abteilung der Baracke, in der es von Ungeziefer wimmelte, waren zehn Männer. Alle litten an Durchfall. Viele hatten offensichtlich den Verstand verloren.

Als wir durch die Reihen gingen und die Häftlinge die britischen Uniformen er-

kannten, erhob sich ein dumpfer Lärm. Ich erkannte zuerst nicht, dass es sich um Beifall handelte, bis jemand in die Hände klatschte.

Viele Männer krochen mühsam von ihren Pritschen, richteten sich auf und salutierten.

Kinder Im Dschungel des Leidens

Unter den Häftlingen befanden sich auch einige elf- und zwölfjährige Kinder. Dr. Brau sagte, die meisten Kinder seien in die Gaskammern geschickt worden.

Ein Mann versteckte drei Jahre lang seinen Sohn in diesem Dschungel unbeschreiblichen Leidens. Wir sahen den Jungen. Er war fünf Jahre alt und halbwegs gut genährt. Sein Vater wusch seine zartgliedrigen Hände.

Als nächstes führte mich Dr. Brau ins «Krankenrevier». Ich kann nicht schildern, was ich dort sah.

Ich kann nur sagen, dass dort die Toten splitternackt

herumgingen oder in der Sonne standen, von unkontrollierbaren Krämpfen geschüttelt, oder im Dreck ihrer Krankheiten lagen.

Ich kann nur sagen, dass ihre Stimmen wie der Wind an einem tiefen, dunklen Ort klangen, dass der Anblick ihrer Augen und ihrer Zähne, wenn sie lächelten, bis zur Stunde meines Todes die schlimmste Erinnerung meines Lebens bleiben wird.

Ich sagte zu Dr. Brau: «Die einzige menschliche Tat der Deutschen hier war es, die Menschen zu erdrosseln.»

Er stimmte mir zu.

Nach diesem Rundgang wollte ich das Bordell nicht mehr sehen, das die Wärter für Gefangene unterhielten, die Geld dafür hatten, und in das die Frauen als schlimmste Strafe geschickt wurden.

Ich kehrte zurück in die Stadt, in der Goethe, Schiller und Liszt gelebt und gewirkt hatten.

In einem meiner letzten Berichte habe ich geschrieben, dass sich die Verant-

Whites Bericht über Buchenwald

wortlichen für den Friedensvertrag mit Deutschland vor der Unterzeichnung die materiellen Zerstörungen im Land ansehen sollten, bevor sie von Reparationszahlungen reden. Dabei dachte ich daran – und ich bin immer noch davon überzeugt –, dass Deutschland nicht in der Lage sein wird, materielle Wiedergutmachung zu leisten.

Heute möchte ich noch hinzufügen, dass nur Gott allein die ideelle Wiedergutmachung festsetzen kann für Dinge, wie sie in Buchenwald und anderen Lagern geschehen sind.

Aber die Männer, die den Friedensvertrag ausarbeiten, sollten sich solche Lager ansehen und sollten vor der Menschheit einen Eid ablegen, dass sie einen Frieden schliessen und einhalten, bei dem nie mehr eine Nation die Macht haben wird, zu solcher Grausamkeit herabzusinken wie Deutschland zwischen 1933 und 1945.

Es mag stimmen, dass 99 Prozent der Deutschen nicht wussten, was los war, aber es stimmt gewiss, dass sie deshalb nichts wussten, weil sie nichts wissen wollten, geschweige denn etwas unternehmen wollten.

Die Organisation der Zwangsarbeit:

Auszug aus einem unbearbeiteten Manuskript von 1945

Nach zahllosen immer gleichen Szenen auf deutschen Strassen ergab sich ein Bild grosser Verwirrung und dramatischer Zuspitzung, ein Eindruck davon, wie die Menschheit wirklich ist, wenn ihre soziale Organisation zusammengebrochen ist, und sei es eine Sklavenorganisation gewesen. Aber das Bild blieb unpersönlich, und die Beweggründe blieben dunkel. Die Menschen auf den deutschen Strassen erschienen den meisten von uns immer noch so fremd, dass sie auch einer anderen Spezies hätten angehören können. Sie waren der lebendige Schutt einer gewaltigen gesellschaftlichen Umwälzung und zunächst nicht realer als die Personen in einem Film. Erst als sie nicht mehr als Bilderbogen unvorstellbarer Ereignisse erschienen und wenigstens einige als Individuen hervortraten, wurde das Gewicht der menschlichen Tragödie spürbar, die sie bei ihrem Marsch auf den Schultern trugen.

Wahrscheinlich wird man nie genau beziffern können, wieviele Ausländer freiwillig oder gezwungenermassen nach Deutschland gebracht wurden, wo sie Holz fällten und Wasser schleppten, während die Herrenrasse Krieg führte.

Einen Monat nach der Kapitulation in Reims teilte die Vertriebenenabteilung der alliierten Militärregierung in Frankfurt mit, die Zahl der bis dahin registrierten Personen liege bei über fünf Millionen. Nachdem die britischen und amerikanischen Truppen Berlin erreicht hatten, sagte mir Dr. Ferdinand Friedensburg, der als Leiter des deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung bis zum Zusammenbruch Zugang zu den offi-

Die Organisation der Zwangsarbeit

ziellen Statistiken hatte, es hätten mehr als zehn Millionen Ausländer im Reich gearbeitet.

«An absoluten Massstäben gemessen», erklärte er, «war es unwirtschaftliche Arbeit. Halb so viele Menschen hätten doppelt soviel leisten können, aber Deutschland ordnete alles den Kriegserfordernissen unter. Die zehn Millionen Zwangsarbeiter waren ein Hauptgrund, warum wir den Krieg so lange durchhalten konnten.»

Die Zwangsarbeiter fielen in vier Kategorien: Kriegsgefangene, Zivilpersonen, die man aus besetzten Ländern oder Satellitenstaaten verschleppt hatte, politische Häftlinge aus Konzentrationslagern und «Freiwillige» aus Frankreich, den Niederlanden und anderen Ländern.

Die Zwangsarbeiter wurden bei praktisch jeder Art von Arbeit eingesetzt. Sie arbeiteten als Wissenschaftler in deutschen Labors, als Techniker in deutschen Flugzeug- und Munitionsfabriken, als Verkäufer und Hausangestellte, in Banken und Büros, in Salzstöcken und Kohlebergwerken, sie pflügten Felder, gruben Gräben, zimmerten, schmolzen Eisen und brachen Steine. Auch Ärzte und Chirurgen konnten Zwangsarbeiter sein, in allen diesen Berufen und in vielen anderen habe ich selbst Zwangsarbeiter gesehen und mit ihnen gesprochen. Keine Hand erschien zu schwach oder ungeeignet, als dass man sie nicht zwingen konnte, die Schlachten der Nazis an der Heimatfront zu schlagen. Wenn junge, kräftige Menschen zur Verfügung standen, nahm man sie bevorzugt, aber in den Arbeitslagern in der Mitte Deutschlands sah ich auch zehnjährige Kinder, die in Bergwerken gearbeitet hatten, und siebzigjährige Männer, die man zur Sklavenarbeit in Steinbrüchen eingeteilt hatte.

Über ihre Behandlung lässt sich nichts Verallgemeinerndes sagen. Manche bekamen fast genausoviel Lohn wie Deutsche, die die gleiche Arbeit verrichteten. Das waren meistens die frei-

willigen Arbeitskräfte, die Kollaborateure, die bereitwillig arbeiteten und mit denen es keine Schwierigkeiten gab. Kriegsgefangene aus den westlichen Ländern erhielten grösstenteils den Standardlohn, der durch die Genfer Konvention festgelegt war. Zwangsarbeiter arbeiteten zu Hungerlöhnen und die KZ-Insassen für Essensmarken, die so wenig wert waren, dass ein Wochenlohn kaum für eine Mahlzeit ausreichte.

Der Lohn war nie ein Massstab für die Behandlung, weder im deutschen Sklavenstaat-im-Staat noch anderswo. Am einen Ende der Skala standen die Menschen, die Positionen mit beschränkter Verantwortung in Büros, Lagerhäusern und Banken bekleideten. Sie hatten sich «anständig benommen» und blieben sich selbst überlassen. Sie waren gehorsam gewesen und bekamen den Lohn für ihren Gehorsam.

Auf der anderen Seite der Skala standen diejenigen, die vor Hunger oder Krankheit tot an ihren Maschinen, in den Minen und Stollen und Abwasserkanälen umfielen.

Hitlerdeutschland stellte zwei Anforderungen an die Zwangsarbeiter: Sie mussten einen starken Körper haben und einen gefügigen Geist. Wenn sie beides hatten, überlebten sie, wenn nicht, starben sie.

Whites Bericht über die **Vertreibung der Sudetendeutschen**
in *The Herald*, Melbourne, 19. Juni 1945

Sudetendeutsche aus Tschechoslowakei vertrieben: Unerwünscht im eigenen Land

*Pilsen, Tschechoslowakei.
Zehntausende Deutsche, die
das tschechische Nationalko-
mittee enteignet hat, das seit
der Befreiung an der Macht
ist, strömen in hoffnungslosen
Kolonnen durch die Berge des
Sudetenlandes und suchen
Zuflucht im zerschlagenen
Reich.*

Sie sind zu Fuss unterwegs
oder in Konvois von Planwa-
gen, von Ochsen gezogen, auf
denen sich die wenige persön-
liche Habe stapelt, die sie mit-
nehmen durften, und mit
ihnen ziehen Horden ungewa-
schener, zerlumpter Kinder.

Sie sind hungrig, verängstigt,
verzweifelt – gewaltsam von
dem Land verjagt, das sie be-
wirtschafteten, und uner-
wünscht in der Heimat.

Weitere Zehntausende sit-
zen deprimiert in tschechi-
schen Konzentrationslagern
und bekommen nur kümmer-
liche Rationen, oft genug feh-
len sanitäre Einrichtungen
und halbwegs feste Unter-
künfte. Beinahe gleichgültig
warten sie, dass die Tsche-
chen entscheiden, was aus
ihnen werden soll. Zumindest
diese Minderheit des Herren-

volkes erlebt nun das Schicksal, das die Deutschen 15 Millionen Europäern aufgezwungen haben, die sie als Sklavenarbeiter ins Reich verschleppten, wo sie die deutsche Kriegsmaschinerie am Laufen hielten. Weil das Land so isoliert war, leisteten die Tschechen nicht so vehement Widerstand wie andere Nationen, aber jetzt, da die Deutschen geschlagen sind, bricht sich der Hass der Tschechen gewaltsam Bahn.

Unschuldiges Leid

Meistens wurde bei der Enteignung kurzer Prozess gemacht. Als erste mussten die Deutschen gehen, die offen ihre Sympathie für Hitler bekundet hatten, aber die Säuberungen blieben nicht auf sie beschränkt. Deutsche, die seit zwanzig oder dreissig Jahren auf einem Stück Land lebten – manche sogar in der zweiten Generation – mussten ihre Sachen packen und gehen.

Dies könnte der Auftakt dazu sein, dass die Balkan-

staaten ihre Probleme mit der deutschen Minderheit durch Vertreibung im grossen Stil lösen, viele Millionen Menschen könnten davon betroffen sein. In zahllosen Fällen werden Unschuldige von unmenschlicher Härte betroffen sein und ihre Existenz verlieren. Aber das gehört zu den Früchten von Hass und Chaos, die in ganz Europa die deutsche Aggression gesät hat.

Anschauungsunterricht

Eine Reise durch Süddeutschland in die Tschechoslowakei ist ein unvergesslicher Anschauungsunterricht, was die Ausbeutung durch die Deutschen für die unterworfenen Länder bedeutete. Die Städte und Dörfer im Sudetenland sind vom Krieg praktisch vollkommen verschont geblieben. Behäbige Bauernhäuser hocken inmitten ordentlicher Felder, die Menschen sind wohlgenährt und anständig gekleidet.

Die tschechische Grenze

Whites Bericht über die Vertreibung

verläuft hoch in den Bergen, und hinter der Grenze eröffnet sich eine andere Welt. Die Erde ist die gleiche, doch die Felder und Wälder sind unordentlich, offensichtlich wurden sie in einer Weise genutzt, um in kurzer Zeit den maximalen Gewinn herauszupressen. Die Kinder sind mager, dreckig und zerlumpt.

Die Bauernhäuser sind heruntergekommen und ungestrichen, die Bauern gehen krumm und gebeugt von der vielen Arbeit. In den Dörfern leuchten tschechische, russische und amerikanische Fahnen, ansonsten herrscht eine aschgraue Atmosphäre von Armut und Unterdrückung.

Die Deutschen haben die ländliche Tschechoslowakei zum «Gemüsegarten» gemacht, aus dem die Industriestädte im Reich ernährt wurden. Jeder tschechische Bauer musste eine bestimmte Produktionsmenge erwirtschaften, sonst drohten Strafen.

Genugtuung

Die tschechischen Bauern finden eine wütende Genugtuung darin, die deutschen Landbesitzer und Kleinhändler zu vertreiben, deutsche Ladenschilder, Anschläge und Strassenschilder herunterzureissen. Und sie finden Trost in der Rückkehr zu einem militanten Nationalismus.

In der Industrie sieht die Lage etwas anders aus, entschieden ermutigender.

Städte wie Pilsen und Prag leben düster von kargen Rationen, aber die Industrieanlagen sind vom Krieg relativ wenig in Mitleidenschaft gezogen.

In den letzten Kriegstagen haben alliierte Bombenangriffe zwar einigen Schaden angerichtet, aber verglichen mit Deutschland, Polen, Westrussland und Italien ist die tschechische Industrie ungeschoren davongekommen.

Heute stehen die Tschechen vor dem Problem, dass sie den Rest Europas dazu

bringen müssen, sich nicht einzumischen, damit sie selbst über ihre Zukunft entscheiden können, und dass sie weiterhin die Differenzen beilegen müssen, die seit jeher zwischen der mährischen, der böhmischen und der slowakischen Bevölkerungsgruppe bestehen und ebenso zwischen der bäuerlichen und der industriellen Welt. Der Krieg hat diese Gräben noch weiter vertieft.

Zwei Interessensphären

Im Augenblick ist jedoch noch nicht klar, was die Besatzungsmächte vorhaben. Wie in Jugoslawien stossen auch in der Tschechoslowakei zwei offensichtlich feindliche Interessensphären aneinander: die der westlichen Alliierten einerseits und die russische andererseits.

Die Tschechen selbst sind wie 1938 hilflos. Sie dürfen ihr eigenes politisches Drama nur mit Billigung ihrer grossen Befreier aufführen.

Alte Gespenster

Das jahrhundertalte Gespenst, das umgeht, wenn über den Frieden verhandelt wird, hat sich wieder bemerkbar gemacht. Es heisst «Spannung in Mitteleuropa».

Die grösste Einzelfrage in den internationalen Beziehungen lautet heute, ob die Vereinigten Staaten und Grossbritannien mit Sowjetrussland zurechtkommen werden.

Hier auf «neutralem Territorium» treffen die amerikanischen und die russischen Besatzungskräfte mit ihrer unterschiedlichen ideologischen Ausrichtung aufeinander.

Prag und Pilsen und darüber hinaus das gesamte Land sind ein Paradies für Demagogen und die Hölle für jeden aufrichtigen Reporter. Es ist ein Land der Halbwahrheiten und Vorurteile, des generationenalten Hasses und der blinden Loyalitäten.

Auf den Strassen und Marktplätzen kommen abge-

Whites Bericht über die Vertreibung

rissene, ausgemergelte Fabrikarbeiter zusammen, hören zu und jubeln, wenn vom Kommunismus und Russland die Rede ist. Die beschäftigungslosen Ladeninhaber in ihren leeren Geschäften und die unzufriedenen Bauern in ihren Schuppen, die die Nazis geplündert haben, tun murrend ihr Misstrauen gegenüber den Roten kund. In Cafés und Clubs flüstern *agents provocateurs* von Erschiesungen durch Russen, von Vergewaltigung und Plünderung, von Kollaborateuren, die ungestraft geblieben sind, und von faschistischen Verschwörungen, um das Proletariat zu betrügen.

Spannung

Untergründig herrscht knisternde Spannung, eine Atmosphäre von heimlichem Kampf und Machenschaften, beunruhigender, als ich es andernorts in Europa erlebt habe.

«Wir sind enttäuscht von

der Befreiung. Der Zynismus wächst wieder», sagte mir ein Mann, der mir pflichtbewusst die unglückliche Geschichte seiner Partei erzählte. Wie fragwürdig seine weiteren Worte gewesen sein mögen, mit diesen zwei Sätzen kam er der Wahrheit sehr nahe.

Das gefährlichste Manöver der reaktionären Kräfte besteht darin, dass sie versuchen, die Menschen zu überzeugen, nur die Anwesenheit amerikanischer Truppen könne die Russen daran hindern, umgehend ein Terrorregime zu errichten.

Weder in Prag noch sonstwo in Böhmen gibt es ein Terrorregime. Die Russen gehen hart mit Kollaborateuren und Faschisten um, aber wer ein reines Gewissen hat, braucht keine Angst zu haben.

Die Disziplin in der Roten Armee ist gut. Es wird nicht mehr geplündert, vergewaltigt oder schikaniert als in anderen Besatzungszonen. Die wilden Geschichten von

Gewalttaten sind Übertreibungen und Verzerrungen einzelner Vorfälle und spiegeln den Unmut der Tschechen über das laute Auftreten der Russen und ihre Vorliebe für Wodka wider.

Eine Frau, die mir besonders haarsträubende Geschichten über die Brutalität der Russen in Prag erzählte, musste schliesslich zugeben, dass sie nur einen einzigen

Vorfall mit eigenen Augen gesehen hatte: Betrunkene russische Offiziere feuerten in die Luft oder auf Flaschen.

Auf dem Feld der konkreten Politik gibt es keinen Anhaltspunkt dafür, dass die Russen beschlossen haben, das politische Schicksal des Landes gewaltsam oder durch ein *fait accompli* zu bestimmen.

Militärische Besatzung:

Auszug aus einem unbearbeiteten Manuskript von 1945

In Berlin kam die Erkenntnis als gefühlte Überzeugung, dass der Krieg tatsächlich vorüber war. Es gab keinen Feind mehr, der besiegt werden musste. Was weiter geschehen würde, lag nun allein in der Entscheidungsgewalt der Sieger. Der Feind konnte weder anderen schaden noch sich selbst befreien. Das Dritte Reich existierte nicht mehr, es war vollständig zerschmettert. Nie zuvor war eine Eroberung so vollständig gewesen.

Es gab wenig Jubel bei den siegreichen Truppen. Im Gegenteil, es herrschte Deprimiertheit, gedrückte Stimmung, Ruhelosigkeit. Nur wenige äusserten die Ansicht, nun, da die unerfreuliche Aufgabe der Exekution verrichtet war, würde die Welt künftig ein besserer, sicherer Ort zum Leben sein.

Jetzt, nachdem Frieden war, berichteten die Zeitungen in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten ausführlicher über das Problem, die Deutschen davon zu überzeugen, dass sie endgültig geschlagen waren. Den meisten Soldaten in Deutschland erschien das ziemlich verrückt – etwa so, als wollten Sie einem Mann erklären, dass Sie ihm nicht freundlich gesinnt sind, nachdem Sie seine Frau geschlagen, seine Kinder misshandelt, sein Haus niedergebrannt und ihm einen Knüppel über den Kopf gezogen haben. Wenn die Deutschen immer noch daran zweifelten, dass sie geschlagen waren, dann würden die ausgeklügelten Demütigungen und kindischen Disziplinierungsmassnahmen, ausgedacht von Politikern, die auf den Beifall der rachsüchtigen Masse spekulierten, sie sicher nicht vom Gegenteil überzeugen.

Viele Male im Verlauf des Krieges war ich mir meiner Unfähigkeit als Journalist bewusst, die Wahrheit so klar und so überzeugend zu berichten, wie sie berichtet werden musste, und viele Male dachte ich deprimiert, dass eine Zeitung doch ein ungeeignetes Medium zur Übermittlung der Wahrheit war. Aber nie zuvor lasteten die Unzulänglichkeiten des Journalismus so schwer auf mir wie damals: die nicht zu leugnende Tatsache, dass Zeitungen in erster Linie die Nachrichten auswählen, die ihre Leser hören wollen, anstatt ihnen die Nachrichten zu präsentieren, die sie hören müssten. Wie unzählige Reporterkollegen, die ebenfalls nach dem Zusammenbruch in Deutschland arbeiteten, erhielt ich den unvermeidlichen Hinweis, jetzt, da die unerfreuliche Aufgabe des Tötens und Zerstörens beendet sei, würden die Leser gerne unterhaltsame Geschichten lesen, die die freundliche Seite des Sieges schilderten.

Und das in einem Leichenhaus! Eine freundliche Seite des Sieges gab es nicht. Der Sieg lastete sogar noch schwerer auf der Seele als die Ängste während der Kämpfe.

Anfang des Jahres waren die Amerikaner in Trier eingerückt. Ein junger Major von der Militärregierung hatte dabei vor einer Gruppe Kriegsberichterstatter klipp und klar erklärt, was er als seine Aufgabe ansah.

«Nach meiner Ansicht ist die Militärregierung dazu da, die Ordnung in Deutschland wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten, die Schuldigen ausfindig zu machen und zu bestrafen, die moralischen Maßstäbe des deutschen Volkes wieder zurechtzurücken und zu verhindern, dass es jemals wieder eine deutsche Aggression gibt.»

Damals erschien das als einfache und zutreffende Beschreibung dessen, was nach der Hoffnung jedes anständigen Mannes die Militärregierung leisten könnte. Die Worte klangen beruhig-

Militärische Besatzung

gend, aber wie alle beruhigenden Worte liessen sie eine Vielzahl praktischer Komplikationen ausser acht.

Zunächst einmal gab es nicht eine Militärregierung in Deutschland, sondern vier Militärregierungen. Und die vier hatten in grundsätzlichen Fragen keine gemeinsame Basis. Ein Engländer, ein Amerikaner, ein Russe und ein Franzose meinten ganz verschiedene Dinge, wenn sie von «Ordnung», «Schuld», «Moralvorstellungen» oder «Aggression» sprachen. Selbst wenn die Siegermächte getan hätten, was nötig gewesen wäre – vor dem Zusammenbruch Deutschlands eine grundlegende Übereinstimmung über die Facetten der Besatzungsherrschaft herbeizuführen –, wären die Ziele nicht voneinander zu trennen gewesen. Sie hingen fest zusammen, und oft standen sie im Widerspruch zueinander. Wenn man sich zu stark auf ein Ziel konzentrierte, gerieten die anderen notwendigerweise aus dem Blick. Und doch musste man letzten Endes immer wieder zu dem vereinfachten Ideal zurück: *die Ordnung wiederherstellen... die Schuldigen bestrafen... – die moralischen Massstäbe zurechtrücken... eine Wiederholung vermeiden*. Nur so liess sich der Sieg rechtfertigen und positiv nutzen.

Schon das erste Ziel der Militärregierung, die Wiederherstellung und Erhaltung der Ordnung, barg einige Schwierigkeiten. Die Durchsetzung der Befehle, die die Besatzungsmächte verkündeten, war nur der erste Schritt. Im Allgemeinen hatten weder Briten noch Amerikaner noch Russen nennenswerte Probleme mit der Zivilbevölkerung. Die deutschen Zivilisten waren sehr darauf bedacht zu gehorchen. Sie legten die wortlose Fügsamkeit eines Volkes an den Tag, das in vollkommener Unterwerfung gelebt hatte. Wenn die Befehle angeschlagen wurden, sammelten sich Gruppen von Menschen davor, lasen sie ruhig und gründlich und gingen dann schnell davon. Nachdem die Mi-

litärregierung ihre Dienststellen eingerichtet hatte, standen die Menschen stundenlang geduldig Schlange für die banalste Erlaubnis. War es gestattet, dies zu tun...und jenes? War es erlaubt, diese Arbeit zu tun... und jene? War es erlaubt, den Onkel auf dem Land zu besuchen? Essen zu holen auf dem Bauernhof von Freunden in der Nähe? Holz zum Heizen zu schlagen? Mit dem Pferdewagen oder dem Fahrrad in die Stadt zu fahren oder zu Fuss zu gehen? War es erlaubt, sich zu wehren, wenn Vertriebene plünderten? Geld von der Bank zu holen, wenn die Bank geöffnet war? Einen handschriftlichen Brief an einen Freund zu schicken? Dinge zu kaufen oder zu verkaufen?

Es war ein makaberes Erlebnis zu sehen, wie die Deutschen zu den Schaltern der Militärregierung strömten – Kinder, alte Männer und Frauen, Reiche und Arme, Dicke und Dünne, Gesunde und Kranke. Sie kamen in jeder Geistesverfassung, von ruhigem Fatalismus bis zu stammelndem Schrecken. Hin und wieder brachte jemand eine Klage oder Beschwerde vor, aber in den ersten Tagen der Besetzung taten das nur sehr wenige.

Die Soldaten, die in diesem Teil der Militärverwaltung arbeiteten, waren in der Regel zuvorkommend und höflich – wenigstens die Briten und Amerikaner. Nur sehr wenige, mit denen ich gesprochen habe, stimmten dem Satz zu, nur ein toter Deutscher sei ein guter Deutscher. Die meisten waren vernünftig und erkannten an, dass Deutschland eine grosse Tragödie erlebte. Sie verhielten sich nicht grob. Bestenfalls behandelten sie die Deutschen mitfühlend, schlimmstenfalls unfreundlich. Schikanen waren eher die Ausnahme.

Nur Ausländer, die als Schreibkräfte und Übersetzer beschäftigt wurden, führten sich auf, als hätten sie alte Rechnungen zu begleichen. An einen Holländer erinnere ich mich besonders. Er war klein, mit sehr heller Haut und einem runden

Militärische Besatzung

Kopf. Seine Frau und seine Kinder seien beim Bombenangriff auf Rotterdam umgekommen, erzählte er. Er wurde nach Deutschland deportiert und musste in einer Bank arbeiten. Ich beobachtete fast einen Vormittag lang, wie er die Bürger von Erfurt, die eine Erlaubnis haben wollten, herumscheuchte und schwitzen liess. Höhepunkt der schauerlichen Vorstellung war sein Umgang mit einer Frau, die um die Erlaubnis bat, ihre beiden kleinen Kinder zu Freunden aufs Land bringen zu dürfen, in die Nähe von Herrstein. Sie stand offensichtlich am Rand eines Nervenzusammenbruchs. Ihr Gesicht war grau und mit Schweissperlen bedeckt. Ihre Hände umklammerten eine schwarze Lederhandtasche und zitterten heftig. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten. Als sie an der Reihe war, riss sie sich ersichtlich zusammen und trug ihr Anliegen knapp und klar vor. Ihre Lippen verzogen sich zu einem gequälten Lächeln. Dabei stellte sie die Handtasche auf den Schalter und beugte sich vor, die Handflächen auf das Holz gepresst.

Der Holländer schaute sie nicht an. Er richtete seinen Blick fest auf die Handtasche, und nachdem die Frau geendet hatte, schwieg er erst einmal. Dann sagte er leise, fast unhörbar: «Nehmen Sie den Dreck von meinem Tisch, und stellen Sie sich anständig hin, wenn ich mit Ihnen rede. Gut. So ist es viel besser. Und jetzt sagen Sie mir noch einmal, was Sie wollen.»

Die Frau öffnete den Mund. Sie brachte keinen Ton heraus. Der Holländer hob langsam den Blick.

«Nun?» fragte er mit dem Anflug eines katzenhaften Lächelns.

Die Frau fiel in Ohnmacht.

«Bringt sie raus», sagte er, immer noch ganz ruhig, nachdem der allgemeine Aufruhr sich gelegt hatte. «Schüttet ihr Wasser ins Gesicht.»

Ich erkundigte mich beim zuständigen Offizier im Hauptquartier nach dem Holländer.

«Er ist unersetzlich», beschied er mir. «Er weiss, wie man mit den Krauts umgehen muss, und arbeitet so viel wie ein halbes Dutzend Männer. Ich hoffe, ich kann ihn behalten.»

Nichts, was ich in Deutschland beobachtete, sprach für die Behauptung, die Fügsamkeit der Menschen sei nur vorgetäuscht. Wiederherstellung und Erhaltung der Ordnung wurden nicht durch den Widerstand von «Patrioten» behindert. In den letzten Tagen des Dritten Reiches hatten die Nazi-Führer geprahlt, eine grosse Partisanenarmee würde die Besetzung des Vaterlandes durch Fremde unmöglich machen. Die grosse Partisanenarmee erwies sich als ein Mythos. Soweit ich weiss, gab es in der ersten Phase der Besatzungszeit nicht einen einzigen grösseren Akt des Widerstandes oder Ungehorsams durch eine organisierte Gruppe von Deutschen.

Sogar die Organisation Werwolf, die den «unbeugsamen Geist der nationalsozialistischen Jugend» zeigen sollte, versagte kläglich. Ungeachtet der entschlossenen Bemühungen bestimmter Teile der britischen und amerikanischen Presse, Respekt vor ihren bedrohlichen Möglichkeiten einzufliessen, war die ganze Organisation nie mehr als ein paar lockere Gruppen junger Leute, deren spektakulärste Sabotageakte darin bestanden, dass sie Telefondrähte durchschnitten, hie und da Sprengfallen legten und nachts Parolen an Wände schmierten.

Energisches Durchgreifen der alliierten Gegenaufklärung habe die Werwolf-Bewegung im Keim erstickt, bevor sie habe losschlagen können. Das wurde behauptet – aber nicht von den Männern der Gegenaufklärung. Die meisten von ihnen sagen nach wie vor, mittlerweile sechs Monate nach der Kapitulation, es habe wenig Anhaltspunkte dafür gegeben, dass im besiegten Deutschland ernstzunehmende Untergrundorganisation exis-

Militärische Besatzung

tierten. Welches «Nationalgefühl» auch in Deutschland überlebt haben, welches aggressive Potential Deutschland noch besitzen mochte, es wurde nicht mit dem Nationalsozialismus und nationalsozialistischen Ideen identifiziert. Das gesamte deutsche Volk wollte von ganzem Herzen an der Wiederherstellung und Erhaltung der Ordnung mitwirken, wie sie die Sieger erdachten und diktiert hatten. Diese Entschlossenheit gründete nicht auf gutem Willen, sondern auf schierer Notwendigkeit. Der Nationalsozialismus hatte die Alternativen vernichtet, und nun war der Nationalsozialismus selbst vernichtet. Die Deutschen hingen ganz und gar von den Eroberern ab, sie mussten das Minimum an Regeln schaffen und schützen, ohne das Menschen nicht Zusammenleben können.

Recht und Ordnung sind nichts Absolutes. Sie bekommen erst eine Bedeutung, wenn für die grundlegenden materiellen Bedürfnisse des Lebens gesorgt ist. Auf lange Sicht steht und fällt die Ordnung damit, dass die Kanalisation funktioniert, dass Wasser aus den Wasserhähnen kommt, dass die Dächer dicht und die Speisekammern gefüllt sind. Ordnung bedeutet produktive Arbeit für Männer und Frauen, Transport- und Kommunikationsmittel, Bildung, Freizeit, Religion, Sicherheit, eine Geistesverfassung. Ordnung ist die Zivilisation selbst, in der das Materielle und das Immaterielle untrennbar verbunden sind. Die Teams der Militärregierung, die in den zerstörten deutschen Städten unterwegs waren, merkten, dass die Herstellung einer auch nur provisorischen Ordnung eine Aufgabe war, die über Wochen und Monate beinahe alles andere in den Hintergrund drängte. Bestrafung, Umerziehung und eine endgültige Lösung des «deutschen Problems» mussten aus verzweifelter Notwendigkeit vertagt werden, bis das Räderwerk des Gemeinschaftslebens wieder lief.

Die zwei- bis dreihundert Korrespondenten alliierter Zeitun-

gen in Deutschland versäumten es, ihren Lesern das begreiflich zu machen. Typischerweise und verständlicher Weise konnten Menschen, deren eigene Gemeinschaftsorganisation so unmerklich funktionierte wie ihr Herzschlag, nicht nachvollziehen, dass reparierte Toilettenspülungen letztlich entscheidender für die Kontrolle des geschlagenen Deutschland waren als die Ausmerzungen von Nazi-Propaganda aus deutschen Schulbüchern. Nur die vielbeschäftigten Männer, die verhindern mussten, dass in den beinahe ausgelöschten deutschen Städten Seuchen ausbrachen, verstanden solche prosaischen, nicht politischen, nicht moralischen Wahrheiten.

Der Grundsatz, dass die Ordnung in Deutschland nur auf der Basis wiederhergestellt werden konnte, dass die materiellen Ressourcen wieder verfügbar waren, liess sich beinahe unbegrenzt übertragen. Es war für jeden, der in eine zerstörte Stadt kam, offensichtlich, dass die Menschen Nahrungsmittel brauchten, ein Dach über dem Kopf und sanitäre Einrichtungen, bevor man sich über die Anwendung der Strafgesetze und den Schutz von Privateigentum Gedanken machen konnte. Vielleicht war es nicht ganz so offensichtlich für jeden, der in einen zerstörten Landstrich kam, dass ein funktionierendes System der Produktion, Distribution und des Austausches essentieller Güter wichtiger war als ein neues Bildungssystem und das Aufspüren und Bestrafen kleinerer politischer Verbrecher, aber auch das traf zu. Und noch weniger offensichtlich war die Tatsache, dass in einem zerstörten Land die Errichtung einer halbwegs funktionierenden Wirtschaftsordnung Vorrang haben muss vor allen Bemühungen, das Volk im Sinne positiver, liberaler politischer Vorstellungen umzuerziehen. Die abstrakten Faktoren der zivilen Ordnung konnten nur auf der gleichmässigen und effizienten Verteilung der materiellen Faktoren aufbauen.

Die alliierte Militärregierung in Deutschland machte von

Militärische Besatzung

Anfang an den Fehler, dass sie nicht die wichtigen Dinge als erste in Angriff nahm. Der Fehler lag nicht bei den Beschäftigten der Dienststellen. Die meisten – zumindest Briten und Amerikaner – arbeiteten effizient und waren sich ihrer humanitären Verantwortung bewusst. Sie hatten es mit lebendigen Menschen zu tun: mit Männern, Frauen und Kindern, die, wie ein Beamter es ausdrückte, «auf die Füße gebracht werden müssen». Behindert bei der Aufgabe, die Deutschen auf die Füße zu bringen, wurden die Bediensteten durch politische Kräfte in ihren Streitkräften und Regierungen, die nicht mit lebendigen Menschen zu tun hatten, sondern mit abstrakten politischen Ideen. Ihnen ging es nicht um das deutsche Volk, sondern nur darum, der Öffentlichkeit in den siegreichen Nationen zu demonstrieren, dass das deutsche Volk weiterhin dafür bestraft wurde, dass es den Krieg begonnen hatte, und sie zu überzeugen, dass Deutschland, was immer auch geschehen mochte, nie mehr stark genug werden dürfe, um zu kämpfen. Der Wiederaufbau und die gleichzeitige «Bestrafung» eines so vollständig verwüsteten Landes wie Deutschland waren unmöglich. Rachedurst und humanitäre Hilfe lassen sich nicht vermischen – auch wenn die Wähler in den Demokratien gierig nach beidem verlangten und die politischen Journalisten Meisterleistungen vollbrachten, Fakten so auszuwählen und zu verdrehen, dass die Wähler den Anschein hatten, beides wäre möglich.

Meinem Eindruck nach versuchten von den Siegern nur die Russen nicht, gleichzeitig mit dem Hasen zu rennen und mit den Hunden zu jagen. Nach allem, was ich hörte und sah, nahmen sie keine Rücksichten auf «humanitäre Erwägungen», wie die Briten und Amerikaner sie definierten. Und sie waren auch nicht auf Rache um der Rache willen aus. Sie handelten durch und durch egoistisch und realistisch. Ein englisch sprechender Ordonnanzoffizier, dem der Wein die Zunge gelöst hatte, sagte

im Kabarett der Komiker zu mir: «Wir haben uns verpflichtet, den Faschismus zu zerschlagen. Der deutsche Faschismus ist nicht schlimmer als jeder andere Faschismus. Russland ist das einzige Land in der Welt, das den Faschismus in jeder Form entlarvt und vernichtet – aber das hat nichts mit der Nationalität zu tun, verstehen Sie. Die Nationalität ist uns nicht wichtig. Wir hassen die Deutschen nicht, genausowenig wie die Italiener oder Chinesen oder Neger. Bestimmt nicht. Wir denken nicht, dass die Russen besser sind als andere Völker, mit der einen Ausnahme vielleicht, dass die Russen ein Regierungssystem haben, das darauf aus ist, den Faschismus zu vernichten. Wir werden Russland stark und sicher machen, nicht weil wir unseren Willen anderen Völkern aufzwingen wollen, sondern weil wir die Menschen gegen den Faschismus verteidigen wollen, wo immer er auftaucht. Aber erst muss Russland stark und sicher sein. Wir werden an Reparationen nur das von den schuldigen Nationen nehmen, was wir brauchen, um Russland stark und sicher zu machen. Das ist vernünftig. Das ist logisch. Wir haben nichts gegen die kapitalistische Demokratie, bis auf das eine, dass so leicht ein faschistisches Regime daraus wird, wenn etwas nicht richtig funktioniert.»

In der Art, wie die Russen in ihrer Besatzungszone Ordnung schufen, dachten und handelten sie in den Begriffen der Masse. Sie kümmerten sich nicht darum, dass dem einzelnen Gerechtigkeit widerfuhr. Sie wollten in erster Linie erreichen, dass jede Gemeinde so schnell wie möglich für sich selbst sorgen konnte. Ihr oberstes Ziel war, für jeden arbeitsfähigen Deutschen eine produktive Arbeit zur Verfügung zu stellen. Weder bei der Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten, die an Polen und die Tschechoslowakei abgetreten werden sollten, noch bei der Umverteilung von Bevölkerungsgruppen, wenn der Zustrom von Kriegsflüchtlingen das Gleichgewicht zwischen einzelnen Regio-

Militärische Besatzung

nen durcheinandergebracht hatte, noch bei der Demontage von Fabriken liessen sich die Russen durch das hindern, was die Briten und Amerikaner – und sogar die Franzosen – als Mitleid bezeichneten. Sie schoben die menschlichen Herden in ihrer Besatzungszone so herum, wie ein Farmer Rinder oder Schafe auf ein von Dürre bedrohtes Stück Weideland treibt: Er rechnet mit Verlusten durch die Umsiedlung und durch Hunger, durch Krankheiten, Erschöpfung und Kälte und bedauert das, aber hofft, dass die Verluste möglichst gering bleiben.

Nachdem in der russischen Besatzungszone aktive Faschisten aufgespürt und liquidiert worden waren, verschwendeten Stalins Männer nicht mehr viel Zeit und Energie auf die kleinen Fische. Sie gaben ihnen die Arbeiten, die sie am besten verrichten konnten, und im Grossen und Ganzen entlohnten sie sie nach Leistung. Wenn sich später herausstellte, dass der eine oder andere ein glühender Nazi gewesen war, wurde er ohne viel Aufhebens beseitigt – aber erst, wenn eine unbelastete Arbeitskraft zur Verfügung stand. Die Russen achteten darauf, dass bei den grossen Prozessen in Nürnberg und anderswo nur solche Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt wurden, deren Bestrafung Propagandawert haben würde. Mit den kleinen Tyrannen, Sadisten und Perversen machten sie unauffällig kurzen Prozess, und dabei zerbrachen sie sich nicht den Kopf über mögliche Justizirrtümer. Konsequenter wurden Angehörige des Proletariats bevorzugt. Stellung, Vermögen und soziale Klasse bedeuteten für einen Deutschen unter der Herrschaft der russischen Militärregierung keine Privilegien. Eine Vorzugsbehandlung hatten nur Techniker zu erwarten und Experten einer reinen oder angewandten Wissenschaft.

Nach den Russen stellten die Briten schnell fest, dass jeder Versuch einer moralischen Therapie der Deutschen scheitern

musste, solange nicht grundlegende wirtschaftliche Stabilität erreicht war. Nach ein paar Wochen Erfahrung in Norddeutschland gab die britische Militärregierung alle Bemühungen auf, bestimmte Personenkreise zu benachteiligen. Eine Ausnahme machte sie nur bei einschlägig bekannten politischen Tätern, weil deren Verbleib in verantwortlichen Ämtern einen regelrechten internationalen Skandal ausgelöst hätte.

Die Briten hatten eine lange Tradition und Erfahrung mit der Verwaltung unterworfenen Völker, und darum waren sie von allen Siegern vielleicht am besten dafür gerüstet, Deutschland wirtschaftlich wieder auf die Füße zu bringen. Es gehörte seit Langem zur britischen Herrschaftsmethode, so viele «Eingeboreneninstitutionen» wie möglich zu erhalten und «eingeborene Häuptlinge» in ihren Machtpositionen zu bestätigen, sofern sie bereit waren, in Zukunft die britische Oberherrschaft anzuerkennen. Nach ein paar halbherzigen Experimenten mit Rezepten, die die Abteilung Militärregierung des SHAEF ersonnen hatte, kehrte schliesslich die Mehrheit der Beamten der britischen Militärverwaltung in Deutschland zu dieser erprobten Methode zurück. Sie waren überzeugt, dass der Aufbau eines *neuen* Deutschland aus den Trümmern des alten mühsam und vielleicht unmöglich sein würde. Deshalb gaben sie sich alle Mühe, von der alten Ordnung zu retten, was zu retten war, und ermutigten die Deutschen, selbst aktiv zu werden und die Maschinerie wieder ins Laufen zu bringen, die sie einmal perfektioniert hatten und mit der sie so vertraut waren. Wenn es nicht ein zu eklatanter Verstoss gegen das Ideal war, die bösen Nazis zu bestrafen, setzten sie jemanden, der für Hitler seine Arbeit gut gemacht hatte, wieder in die alte Position ein, und sagten ihm, er solle nun für Montgomery seine Arbeit gut machen. Tatsächlich hätten die verschiedenen Proklamationen von Montgomery in der britischen Besatzungszone mit etwas vereinfach-

Militärische Besatzung

ter Sprache und einigen anderen Bezügen Proklamationen jedes höheren Offiziers der Streitkräfte des Königs an einen beliebigen Stamm nackter Wilder sein können, die in einem fernen Teil des britischen Empire Unruhe gestiftet hatten und zu ihrem eigenen Besten erobert worden waren.

Dieses System zeitigte erstaunlich schnell Resultate. Ende 1945 besuchte ich Schlüsseleinrichtungen in den vier Besatzungszonen, und dabei stellte ich fest, dass die Briten auf dem Weg zu Wiederaufbau und Normalität zweifellos am weitesten gekommen waren. Die Menschen arbeiteten. Sie hatten wieder ein wenig Vertrauen gefasst. Ob sie die Briten nun mochten oder nicht, sie wussten wenigstens, was sie von ihnen zu erwarten hatten.

Von den vier Besatzungsmächten erwiesen sich die Amerikaner der Aufgabe, ein erobertes Land zu verwalten, am wenigsten gewachsen. Ihrer Politik fehlte es an Konsequenz. Sie konnten sich einfach nicht entscheiden, ob sie streng Gerechtigkeit walten lassen oder christliche Vergebung üben wollten. Tatsächlich konnten sie sich zu gar keiner klaren Position durchringen, abgesehen davon, dass sie von der «Überlegenheit» ihrer Absichten voll und ganz überzeugt waren. Die Deutschen mussten rücksichtslos gezwungen werden, die Freiheit zu lieben und zu respektieren. Die Deutschen mussten als Nation für ihre Verbrechen bestraft werden, aber unschuldige Frauen und Kinder durften nicht leiden. Die deutschen Industriellen, die nach Krieg getrachtet und Hitler unterstützt hatten, mussten enteignet werden, aber keinesfalls durfte kollektives Eigentum – Kommunismus – die Folge sein. Die amerikanische Militärregierung durfte die Vereinigten Staaten nicht in das Labyrinth der europäischen Politik hineinziehen, aber es musste um jeden Preis verhindert werden, dass Europa kommunistisch wurde!

Die unglücklichen ausführenden Kräfte dieser amerikani-

schen «Politik» in Deutschland sollten nun energisch dafür sorgen, dass alle einander widersprechenden Ziele gleichzeitig erreicht wurden. Aber sobald sie Fortschritte in einer Richtung machten, wurden sie sofort mit Kritik überhäuft, dass sie in einer anderen Richtung nicht vorankamen.

Die Ereignisse in Bayern im Juni und Juli waren typisch dafür. Bayern war die Wiege des Nationalsozialismus gewesen, aber wenn man über eine deutsche Region sagen konnte, dass sie sich der vollständigen Herrschaft der nationalsozialistischen Idee entzogen hatte, dann über Bayern.

Als die Amerikaner München erreichten, stellten sie fest, dass es ein oder zwei schattenhafte antinationalsozialistische Organisationen gab. Die Nazigegner hatten den Invasoren im kleinen Umfang Hilfe geleistet und beispielsweise vor den herannahenden Panzerkolonnen Strassensperren weggeräumt. Widerstand in grösserem Stil kam vom Klerus und prominenten Anhängern der römisch-katholischen Kirche, allen voran von dem respektgebietenden Prälaten und Politiker Kardinal Faulhaber.

Das ursprüngliche Schlusskapitel im Manuskript von 1945

Im Frühjahr und Sommer 1945 marschierten fünf Millionen ausländische Soldaten nach Deutschland ein. Diese Männer sahen das wahre Gesicht des Sieges oder zumindest das wahre Gesicht der physischen Eroberung. Niemand konnte exakt feststellen, wie sie selbst über ihre Leistung dachten, aber von den Tausenden, mit denen Zeitungskorrespondenten sprachen, meinten nur wenige, dass der Krieg grosse Probleme endgültig gelöst hätte. Der Krieg wurde mit einer desillusionierten Einstellung geführt. Er wurde nur geführt, weil es sein musste, und nachdem er gewonnen war, blieb die Desillusionierung bestehen.

Ein zu philosophischen Gedanken neigender Kriegsgefangener aus einem der grossen Lager bei Regensburg hat das allgemeine Unbehagen treffend beschrieben, als er eine alte Beobachtung zitierte: «Wissen Sie, diese Welt ist voll von Menschen, die im Kampf gegen etwas Böses sterben wollen, aber nur verdammt wenige wollen im Kampf für etwas Gutes sterben.»

Im Oktober endete mein Einsatz in Europa. Ich flog zum letzten Mal aus Nürnberg ab. Eines wurde mir schlagartig klar, als ich auf die Felder und Wälder und zerstörten Städte herablickte: Deutschland und die über sechzig Millionen Deutschen waren immer noch da. Das erschien mir langfristig bedeutungsvoller als die Tatsache, dass Deutschland und über sechzig Millionen Deutsche durch die gemeinsamen Anstrengungen von dreihundert Millionen Briten, Amerikanern und Russen geschlagen, entwaffnet und unterworfen worden waren. Ob dieje-

nigen, die nun frenetisch den Sieg feierten, mit ihren erregten Gemütern – vierzig Kilometer jenseits des Kanals, fünfhundert Kilometer jenseits des Atlantiks oder tausend Kilometer weg in der russischen Steppe – den Gedanken fassen konnten oder nicht, Deutschland und die Deutschen würden ihre Unterwerfung überleben. Die Soldaten der Besatzungsarmeen wussten das von Anfang an. Wenn ich sie ansah – Männer, für die die Chance der heroischen Bewährung nun vorüber war –, fragte ich mich immer, welche Lektionen sie wohl gelernt, welche Ansichten sie aus Kampf und Sieg mitgenommen hatten. Welches Zutrauen hatten sie aus der Tatsache gewonnen, dass sie überlebt hatten, und welche Erkenntnis daraus, dass die Macht bei ihnen lag?

Wenn ich weiter in ihrer Nähe geblieben wäre, hätte ich durch Fragen und Antworten weiter nach der Wahrheit forschen können. Aber ich blieb nicht dort. Immerhin konnte ich mich selbst befragen. Ich fühlte, dass es an der Zeit war, meinen eigenen Fragebogen zu beantworten.

Welches ist die sicherste Schlussfolgerung, die Sie ziehen, nachdem Sie das Ende des Krieges in Europa und den Beginn des Wiederaufbaus erlebt haben?

Ich bin überzeugt davon, dass der Sieg im Krieg den siegreichen Nationen sehr viel weniger Einfallsreichtum abverlangt hat, als der Frieden ihnen abverlangen wird. Die militärische Niederlage des Nationalsozialismus hat ganz und gar nicht Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit für die Menschen gebracht. Und ich bezweifle, dass sie auch nur einen sehr kleinen Teil der Fragen entschieden hat, auf deren Entscheidung die einfachen Menschen hofften und die ihnen auch versprochen wurde.

Aber in dem Krieg war doch sicher eine Seite im Recht und die andere im Unrecht, und die im Recht war, hat gewonnen?

Das ursprüngliche Schlusskapitel

Wurde er denn nicht geführt, weil mit den Deutschen als Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft etwas nicht in Ordnung war?

Nur zu gerne würde ich das glauben, aber ich kann es nicht. Ich glaube schon, dass die eine Seite im Recht war und die andere im Unrecht, aber ich glaube nicht, dass die eine Seite uneingeschränkt im Recht war, und auch nicht, dass die Deutschen uneingeschränkt schuldig waren.

Warum?

Etwas scheint mit der menschlichen Gemeinschaft insgesamt nicht in Ordnung zu sein. Vor allem denke ich nicht, dass die grosse Mehrheit der Deutschen den Krieg wollte. Ich bin geneigt zu glauben, was sie beteuern: dass nicht einmal einer von zehntausend wirklich Krieg wollte. Und dennoch hat Deutschland gezielt den Krieg vorbereitet und den Krieg geführt – mit einer solchen Härte und Entschlossenheit geführt, dass es beinahe die Weltherrschaft errungen hätte – gegen den Willen der grossen Mehrheit der Deutschen.

Genausowenig glaube ich, dass die grosse Mehrheit der Deutschen dieses verbrecherische Regime wollte oder überhaupt eine Regierung, die Millionen Menschen foltern und ermorden liess. Aber sie ertrugen diese Regierung mit übermenschlicher Anstrengung bis zum Ende. Das zeigt, was mit der Menschheit nicht in Ordnung ist. Eine Menschenmasse kann offenbar einen bestimmten Weg einschlagen – und ihn entschlossen und siegreich verfolgen –, selbst wenn der Weg mit den Gewissensüberzeugungen, Wünschen und Einsichten der grossen Mehrheit ihrer einzelnen Mitglieder nicht vereinbar ist. An dem Punkt kommt die Kriegsschuld der Vereinten Nationen ins Spiel. Nach dem letzten Krieg glaubten die meisten Menschen fest an die Notwendigkeit eines Völkerbundes. Sie wünschten sich, dass er funktionierte. Die Vorstellung, es könnte noch einmal Krieg geben, war unerträglich.

Kein denkender Mensch hielt ihn für wünschenswert oder notwendig. Doch trotz Gewissen, Wünschen und Einsichten scheiterte der Völkerbund, und es gab wieder Krieg. Massen gehen ihren eigenen Weg, ohne Rücksicht darauf, was die einzelnen Mitglieder denken.

Dann behaupten Sie, die Summe der moralischen Überzeugungen Einzelner könne das Verhalten der Masse nicht beeinflussen?

Die Erfahrung zeigt, dass die materielle Situation der Masse im Vergleich zu anderen Massen – ihre Ansprüche, ihr instinktives Bemühen, im Kampf um materielle Güter eine Vorrangstellung zu erringen – eher die moralischen Überzeugungen von einzelnen beeinflusst, als dass die Summe der individuellen moralischen Überzeugungen das Verhalten der gesamten Masse beeinflusst. Der Druck der Masse macht aus vielen überzeugten Pazifisten Krieger, wenn er nur lange genug besteht.

Und meinen Sie, dass die deutsche Masse die Hauptverantwortung für die Katastrophe trägt, die über Europa hereingebrochen ist?

Ja, das meine ich. Alle Hinweise sprechen für diesen Schluss.

Denken Sie deshalb auch, dass die deutsche Masse bestraft und kontrolliert werden muss, weil sie sich auf den Weg willkürlicher Aggression und Unmenschlichkeit verirrt hat, einmal um in Zukunft ihre Nachbarn zu schützen, dann auch um andere Massen abzuschrecken?

Bestrafung und Kontrolle sind zwei verschiedene Dinge. Es ist nicht möglich, eine Masse zu «bestrafen». Man kann sie besiegen, hungern lassen oder misshandeln, ihre Stärke schwächen, aber die Masse als solche ist empfindungslos. Sie leidet nicht unter der Strafe, nur ihre einzelnen Mitglieder.

Nur wenige Menschen in Deutschland spüren – oder können

Das ursprüngliche Schlusskapitel

dazu gebracht werden zu spüren –, dass sie individuelle Verantwortung für den Krieg tragen. Sie als einzelne zu bestrafen, wird keinerlei Nutzen bringen (mit Ausnahme derjenigen, die persönlich besonders grausame Verbrechen und Greuelthaten begangen haben). Es wird bei ihnen nur Hass, Groll und den wachsenden Wunsch nach Vergeltung nähren. Die Masse lernt nichts aus Schmerzen, die den einzelnen zugefügt werden, aber mit der Kontrolle verhält es sich anders. Ich denke, dass Deutschland kontrolliert werden muss.

Wie?

Auf die gleiche Weise, wie jede andere Nation kontrolliert werden muss, damit die Zivilisation erhalten bleibt – oder überhaupt erst ermöglicht wird –, damit die menschliche Spezies weiter existieren kann.

Meinen Sie, dass Deutschland heute nicht geächtet werden sollte?

Ich sehe nicht, dass die Ächtung Deutschlands die Probleme Europas lösen könnte. Die Welt braucht das nicht. Sie braucht die Ächtung – die wirksame Ächtung – zerstörerischer Kräfte, die in allen Nationen zu finden sind. Nach dem, was ich aus der Anatomie des Nationalsozialismus gelernt habe und aus der Beobachtung und dem Kontakt mit denjenigen, die am meisten unter dem Nationalsozialismus gelitten haben, sind die Kräfte, die ihn ausmachen, nicht auf Deutschland beschränkt. Unter bestimmten Bedingungen könnte der Nationalsozialismus in jedem Land der Welt entstehen. Der Name und die oberflächlichen Symptome wären vielleicht anders, aber die Sache wäre dieselbe: die Herrschaft von Verbrechern unter dem Banner eines suggerierten Nationalismus; seelenlose Unterdrückung, gerechtfertigt durch angebliche Notwendigkeiten; Unterjochung eines Volkes durch eine Regierung, die alle Alternativen vernichtet; Regieren durch Angst.

Unter welchen Bedingungen könnte der Nationalsozialismus wiederauferstehen?

Unter den Bedingungen, die in Deutschland nach dem letzten Krieg herrschten. Er könnte wiederauferstehen, wenn es wirtschaftliches Chaos gibt, die breite Masse der Bevölkerung durch die Interessen einzelner Gruppen ausgebeutet wird, wenn moralische Erschöpfung, politische Ineffizienz und Korruption vorhanden sind. Verzweiflung war die Mutter des Nationalsozialismus.

Dann glauben Sie nicht, dass die deutsche Rasse, die deutsche Masse von Natur etwas Böses hat, etwas, das den Frieden in Europa und der Welt bedroht?

Das ist keine Frage des Glaubens. In einer solchen Frage hat niemand das Recht auf einen Glauben. Ich habe nur eine Meinung. Nichts von dem, was ich in Deutschland gesehen habe, bringt mich zu der Überzeugung, dass es in der deutschen Masse etwas besonders Böses gibt. Es gibt unerfreuliche Seiten, Schwächen, Anfälligkeiten, aber nichts besonders und spezifisch Böses.

Nicht einmal in den Konzentrationslagern?

Ich kann nicht vergessen, dass einige besonders unmenschliche Greuelthaten in den Konzentrationslagern von Menschen begangen wurden, die nicht von deutschem Blut waren: Franzosen, Polen, Tschechen, Ungarn, Russen. Das haben mir KZ-Häftlinge gesagt. Ich wollte wissen, wer in den Konzentrationslagern arbeitete, als ein einfaches Beispiel menschlicher Selektion. Ich denke, ich habe eine Antwort auf diese Frage bekommen, und ich denke ausserdem, dass in jedem Land genügend Menschen für den Dienst in einem Konzentrationslager gefunden werden könnten. Ganz besonders leicht wäre es in solchen Ländern, wo die moralische Verirrung durch Furcht, Armut, gesellschaftliche Unordnung und Unterdrückung gefordert wurde. Ich kann nicht vergessen, dass Angehörige meiner eigenen

Das ursprüngliche Schlusskapitel

Nation vor einem Jahrhundert Soldaten und Matrosen wegen kleinster Disziplinverstöße zu Tode prügeln und viele Tausende in den «Konzentrationslagern» verhungern liessen, die im 19. Jahrhundert Fabriken und Bergwerke waren. Die einzige Besonderheit der deutschen Konzentrationslager ist, dass sie Teil des Regierungsapparats in einem modernen, mächtigen Staat waren – errichtet mit der Absicht, dort zu foltern und zu morden. Und dieser Staat ist nun zerstört.

Dann befürworten Sie Vergebung für Deutschland?

Es geht nicht um Vergebung. Wenn ich für etwas plädieren könnte, dann dafür, dass der Hass auf den Nationalsozialismus fortbesteht. Ich würde gern sehen, dass der Hass als ewige Flamme in den Herzen und Köpfen aller Menschen lodert. Ich würde gern überall die Wachsamkeit erleben, die den Nationalsozialismus sofort erkennt, unter welchem Namen und mit welcher Maske er auch auftritt.

Aber könnten allein das Erkennen des Nationalsozialismus und der anhaltende Hass auf das Unrecht, gegen das die Menschen in diesem Krieg gekämpft haben, eine praktikable politische Lösung für das Problem Deutschlands, Europas und der Welt darstellen?

Als Zeitungsmann interessiere ich mich seit beinahe zwanzig Jahren für politische «Lösungen». Inzwischen halte ich die Politik nicht mehr für eine treibende Kraft in menschlichen Angelegenheiten. Ich sehe die Politik eher als Ausdruck der *conditio humana*. Die parlamentarische Demokratie ist Ausdruck der Situation des britischen Volkes in seiner Beziehung zur Welt. Der Nationalsozialismus war – mit tragischen Folgen – Ausdruck der Situation des deutschen Volkes in seiner Beziehung zur Welt zwischen den beiden Kriegen.

Dann denken Sie, dass die Bemühungen, das deutsche Volk politisch umzuerziehen, nicht erfolgreich sein können?

Was heisst «politische Erziehung»? Wenn mit der politischen Umerziehung Deutschlands gemeint ist, dass die Mehrheit der Deutschen zum Glauben an die parlamentarische Demokratie bekehrt werden soll, dann denke ich, dass das nur gelingt, wenn die wirtschaftliche Lage in Deutschland so gut und so stabil ist, dass sie ein solches System trägt. Es ist bestimmt kein Zufall, dass die einzigen Länder auf der Welt, die seit Langem parlamentarische Demokratien sind, auch wirtschaftlich einen sehr grossen Vorsprung besitzen. Und es ist bemerkenswert, dass in dem Augenblick, als die Krise während des Krieges den wirtschaftlichen Vorsprung zunichte machte, die meisten Freiheiten, deren sich die Menschen in der Demokratie erfreuten, umgehend aufgehoben werden mussten und aufgehoben wurden. Die parlamentarische Demokratie ist ein Luxus. Bisher können sich nur die gut situierten, von der Geschichte begünstigten Völker diesen Luxus leisten. Deutschland wird sich vielleicht dahin entwickeln, genau wie der Rest von Europa sich dahin entwickeln kann, wenn technische Fortschritte dazu führen, dass die bisher benachteiligten Nationen von ihren Bedürfnissen befreit werden. Aber man kann die parlamentarische Demokratie nicht durch erzwungene Umerziehung einer Nation überstülpen.

Dann denken Sie also nach allem, was Sie gesehen haben, dass die militärische Besetzung Deutschlands bei ihrem Hauptziel zum Scheitern verurteilt ist?

Die militärische Besetzung Deutschlands war nötig, um den geschlagenen Feind vollständig zu entwaffnen. Sie war nötig, um die Personen liquidieren zu können, die besonders schreckliche Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen hatten. Sie war nötig als humanitäre Massnahme, denn nach der Vernichtung der NS-Regierung gab es keine Verwaltung mehr, die für die sechzig Millionen Deutschen irgendeine Form von Ord-

Das ursprüngliche Schlusskapitel

nung hätte aufrechterhalten können. Aber in allem, was über diese Aufgaben hinausgeht, ist sie meines Erachtens zum Scheitern verurteilt. Sie wird die Deutschen nichts anderes lehren, als Fremde abzulehnen, zu hassen und sich gegen sie zu verschwören. Sie wird den fanatischen Nationalismus nicht beseitigen, sondern eher festigen, weil Fanatismus genauso durch Unterdrückung angestachelt wird wie durch Macht. Der Nationalsozialismus wurde durch die Eroberung geächtet und beseitigt, aber sein Geist kann durch fremde Einmischung wieder heraufbeschworen werden. Das deutsche Volk wird Belsen, Buchenwald und Dachau vergessen, nur wenige haben die Lager gesehen; aber es wird sich an die Schreckensbilder auf den Berliner Bahnhöfen erinnern und an die Vergewaltigung unzähliger grosser und kleiner Städte durch die Russen, die Millionen Deutsche gesehen haben. Sie werden sich an die Kinder erinnern, die im Winter 1945/46 an Hunger, Krankheiten und Kälte gestorben sind. Sie werden die Lügen von Goebbels und die Prahlerereien von Göring vergessen, aber sie werden sich an die Worte erinnern, die eine Zeit des Hungers, der schwarzen Hoffnungslosigkeit und Demütigung voraussagten – Eisenhowers Worte «WIR KOMMEN ALS EROBERER». Sie werden die NS-Jahre als eine harte Zeit in Erinnerung behalten, voller Disziplin und Anstrengung und Hoffnung, wie falsch sie auch gewesen sein mochten. Aber die Zeit der Besetzung wird ihnen als Zeit der Unterdrückung, Untätigkeit und Verzweiflung im Gedächtnis bleiben. Sie werden das unvergleichliche Elend vergessen, das ihre Besatzungsherrschaft über Frankreich und Polen und die Niederlande brachte, aber sie werden sich daran erinnern, wie wohlgenährte Briten und Amerikaner mit Segelbooten auf Berliner Seen unterwegs waren und daran, dass Aufpasser bettelnde Frauen und alte Männer von wohlgefüllten Abfalleimern vor Küchen wegjagten. Diese Art von Erinnerung

und Vergessen ist Teil der menschlichen Natur. Sie ist keine Besonderheit der Deutschen.

Wenn das wirklich eine begründete Meinung ist, sind die Männer, die dank überragender Fähigkeiten den Krieg gewinnen konnten, sich dann dieser Wahrheit bewusst?

Ich denke ja. Aber die Männer, die heute Nationen führen, sind wie ihre Politik eher Wirkung als Ursache. Sie sind ebenfalls symptomatisch für die Verfassung der Massen, die sie leiten. Die Nationen, die sich zusammengetan haben, um mit den beiden Bedrohungen, dem militanten Faschismus in Europa und dem militanten Imperialismus in Asien, fertigzuwerden, waren nur durch diese Bedrohungen geeint. In der gemeinsamen Not hat man ihre unterschiedlichen Verfassungen übersehen, aber nun, da die Notlage vorbei ist, treten die Unterschiede wieder quälend zutage, nicht abgemildert, sondern eher noch verstärkt durch die Kriegsanstrengung. Als die Schlachten vorüber waren, stellten die grossen alliierten Mächte fest, dass sie nur eines gemeinsam hatten: Sie standen in den Trümmern des daniederliegenden Deutschland und teilten ein vages Gefühl von Kriegskameradschaft.

Ich glaube nicht, dass die klugen und fähigen Männer, die heute die Vereinten Nationen führen, ernsthaft erwarten, dass die militärische Besetzung Deutschlands oder Deutschlands wirtschaftliche und territoriale Zerstückelung auch nur das Geringste zum Frieden beitragen. Meines Erachtens sind sie sich voll und ganz bewusst, dass die anhaltende Besetzung und die erzwungene Aufteilung Deutschlands eine bleibende Bedrohung für den Frieden darstellen werden. Aber das können sie nicht zugeben, und sie können sich auch nicht einseitig zurückziehen, weil einseitiges Zugeständnis und einseitiger Rückzug bedeuten würden, dass sie die unmittelbaren materiellen und politischen Vorteile aufgäben, die sie sich davon versprechen, wenn sie in Deutschland bleiben.

Oas ursprüngliche Schlusskapitel

Jede Masse misstraut den anderen Massen, verabscheut und fürchtet sie, und deshalb will sie ihnen keine Vorteile überlassen.

Aber welche materiellen und politischen Vorteile können die Alliierten aus der anhaltenden Besetzung Deutschlands ziehen?

Materielle Beute im schlimmsten Fall und «Reparationen» im besten Fall. Die Russen wollen Maschinen und Techniker. Sie haben sie sich genommen und werden damit weitermachen, solange es Maschinen und Techniker gibt, die sie sich nehmen können. Ich bin selbst Berichten nachgegangen, dass in grossem Umfang deutsche Maschinen nach Russland verbracht werden sollten als Ersatz für russische Maschinen, die durch die deutsche Invasion zerstört wurden. Ich konnte mich davon überzeugen, dass die Berichte stimmten, und später räumten die Russen das auch selbst ein. Ich bin auch Meldungen nachgegangen, dass die Russen deutsche Techniker entführten, und auch in dem Fall konnte ich feststellen, dass die Berichte im Wesentlichen stimmten, auch wenn sie manchmal übertrieben waren.

Die Amerikaner wollen ebenfalls deutsche Verfahren und Techniker. Sie nehmen sich beides, aber ohne Gewalt. Sie brauchen keine Gewalt anzuwenden. Techniker der Zeiss-Werke in Jena haben sich mir gegenüber damit gebrüstet, sie hätten Aussicht auf grossartige Jobs in Amerika, «sobald die Dinge sich beruhigt haben».

In einem allgemeineren Sinn hat Amerika viel zu gewinnen, oder glaubt das zumindest, wenn es die deutsche Industrie als Konkurrenz auf den Weltmärkten von morgen ausschaltet. Das amerikanische Wirtschaftssystem ist seinem Wesen nach expansiv, und es kann nur funktionieren, wenn es ausländische Märkte stimuliert und ausbeutet.

Grossbritannien hat ebenfalls ohne Zweifel Interesse daran,

die Konkurrenz der deutschen Industrie auszuschalten, allerdings hat es sich, soweit ich herausfinden konnte, noch nicht sehr intensiv an der Plünderung der deutschen technischen Ressourcen beteiligt.

Frankreich räumt stillschweigend ein, dass es das Rheinland und das Ruhrgebiet als Beute haben möchte. Es möchte Zugang zu der Kohle- und Eisenverarbeitung und der Schwerindustrie entlang des Rheins, und zwar zu seinen eigenen Bedingungen – Bedingungen, die für die französische Wirtschaftsordnung sehr schön profitabel sein werden, sobald Frankreich behaupten kann, wieder eine Wirtschaftsordnung zu haben.

Politisch und strategisch liegen die Vorteile auf der Hand, wenn man in Deutschland zugunsten der eigenen Position im internationalen Wettbewerb interveniert. Russland ist noch zu tiefst schockiert, weil es 1941 beinahe geschlagen worden wäre, und will eine schützende «Schürze» abhängiger kommunistischer Staaten auf dem Balkan und in Mitteleuropa. Es arbeitet aktiv an der kommunistischen Umgestaltung seiner Besatzungszone in Deutschland und unterstützt heimlich kommunistische Bewegungen in der britischen und der amerikanischen Zone. In dem Fall wird sich das aufgepfropfte System ausbreiten. Das wirtschaftliche Chaos und die Not bereiten den Boden, auf dem der Kommunismus gedeihen kann.

Grossbritannien, das einen Schwenk zum demokratischen Sozialismus hinter sich hat, fürchtet grosse Schwierigkeiten, wenn es mit einem durch und durch kommunistischen Europa zu tun bekommt. Es tut alles in seiner Macht stehende, um die kommunistische Umgestaltung Deutschlands zu verhindern, und dabei weicht es sogar von dem öffentlich als sakrosankt deklarierten Ziel ab, die lokale deutsche Verwaltung und die deutsche Industrie zu entnazifizieren. In der gesamten britischen

Das ursprüngliche Schlusskapitel

Zone habe ich Anhaltspunkte dafür gefunden, dass Menschen beschäftigt wurden, die mit der Hitler-Regierung kooperiert hatten. Manchmal ging es nicht anders, aber es passte auch zu den britischen Plänen. Grob gesagt, sieht die britische Strategie so aus, dass versucht wird, grundlegende industrielle Stabilität und ein Minimum an Wohlstand wiederherzustellen, bevor als Folge von anhaltendem Chaos und Not der Kommunismus sich durchsetzen kann.

Die Vereinigten Staaten haben keine direkten politischen Absichten in Europa, aber die Verwicklung Amerikas in zwei europäische Kriege hat gezeigt, dass es in die Weltangelegenheiten mit einbezogen ist, ob ihm der Gedanke nun gefällt oder nicht. Die amerikanischen Industriellen waren überzeugt, dass sie mit einem von den Nazis beherrschten Europa und einem von den Japanern beherrschten Asien keine Geschäfte machen konnten. Deshalb hat Amerika gekämpft. Heute sind die amerikanischen Industriellen überzeugt, dass sie mit einem komplett kommunistischen Europa keine profitablen Geschäfte machen können, und deshalb bekämpfen sie die Kommunisten mit allen Waffen, die sie in einer durch offene Kriegführung physisch erschöpften und moralisch entrüsteten Welt einzusetzen wagen.

Bei den amerikanischen Soldaten der Besatzungsarmeen spielt die antisowjetische Propaganda eine grosse Rolle. Sie ist nur effektiv, weil zwischen den amerikanischen und russischen Soldaten so grosse Unterschiede in Lebensweise, Sprache und Herkunft bestehen. Darüber hinaus leiden die russischen Soldaten und ihre Kommandanten immer noch unter einem historischen Minderwertigkeitskomplex; sie sind misstrauisch, hartnäckig unkooperativ, geheimniskrämerisch und versäumen keine noch so banale Gelegenheit, den Briten und Amerikanern «eins auszuwischen».

Die Amerikaner setzen im Kampf gegen die Kommunisten auf den römischen Katholizismus in Deutschland oder versuchen das zumindest, genau wie die Briten auf die verbliebenen industriellen Strukturen an der Ruhr und in Norddeutschland setzen oder es versuchen, um den Kapitalismus wiederherzustellen.

Die Franzosen, ohne realen Einfluss und ohne eine fest umrissene Ideologie, hoffen, dass ihre materiellen Wünsche wenigstens teilweise befriedigt werden, wenn sie als Gegenleistung ihre moralische Unterstützung und ihr Ansehen als Nation in die Waagschale werfen.

Nein, ich glaube nicht, dass die behaupteten Ziele der Besetzung Deutschlands – Umgestaltung, Wiederaufbau und Absicherung gegen zukünftige Kriege – die echten Ziele sind. Die Besetzung hat bisher keine greifbaren Fortschritte gebracht, weder bei der Umgestaltung noch beim Wiederaufbau. Die europäischen Staatsmänner wissen das. Überdies wird die Besetzung, so wie sie sich jetzt entwickelt, die Gefahr eines Krieges eher vergrößern als verringern, weil sie letztlich nichts anderes ist als ein Feilschen um die Beute, die durch die Niederlage und Zerschlagung einer grossen europäischen Macht angefallen ist. Das wissen die Staatsmänner auch.

Gibt es dann überhaupt eine Lösung? Oder glauben Sie, dass die Ungleichheit der Massen Europa und die Welt einmal mehr in einen Konflikt führen wird, der nach Meinung der meisten Menschen die Welt zerstören dürfte, die sie kennen?

Ich glaube, die Antwort liegt nur darin, dass ein Kodex von Gesetzen geschaffen und durchgesetzt wird, die die Nationen genauso wirkungsvoll binden, wie die bestehenden Gesetze die einzelnen Menschen in einer zivilisierten Gemeinschaft binden. Gesetze können nicht nur für einige wenige Ausgewählte gemacht werden. Sie haben nur Bestand, wenn sie für alle verpflichtend sind.

Das ursprüngliche Schlusskapitel

In einer Gemeinschaft zivilisierter Menschen kann nicht ein einzelner über dem Gesetz stehen. Genauso verhält es sich in einer Gemeinschaft zivilisierter Staaten. Das ist die Lektion, die einzige lohnende Lektion, die sich aus dem Schrecken, der Verschwendung und der Grausamkeit der jüngst vergangenen Jahre ziehen lässt. Millionen Menschen sind gestorben bei der Suche nach dem Schlüssel, der ein Gesetz für Nationen ermöglicht. Wenn ich an diese Toten denke und an die Lebenden, die immer noch deshalb sterben, kann und will ich nicht glauben, dass es meinen Mitmenschen nicht gelingen wird, die Wahrheit zu finden, oder dass sie sie zuletzt zurückweisen werden.

Gibt es etwas, das Ihre Annahme stützt, dass die Menschen die Wahrheit nicht zurückweisen werden und dass sie zuletzt finden, was sie suchen?

Der einzige Anhaltspunkt ist, dass die Menschen seit Zigtausenden von Jahren existieren, dass es ihnen gelungen ist, im Laufe der Zeit ihre Umwelt immer mehr und immer besser zu beherrschen, bis mittlerweile der Mensch seine eigene Umwelt ist. Kann der Mensch nun sich selbst beherrschen? Diese Frage wird nur die Zeit beantworten. Aber es gibt wenigstens Hoffnung, weil der Krieg und die Atombombe diese Frage gestellt haben. Der entscheidende Feind ist bekannt.

Ruth Elias

Die Hoffnung erhielt mich am Leben

Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel. Mit einem Nachwort zur Taschenbuchausgabe. 342 Seiten mit 8 Abbildungen. Serie Piper

Ruth Elias hat in diesem Buch nach Jahrzehnten des Schweigens die Geschichte ihres Überlebens in Theresienstadt und Auschwitz erzählt, aufgeschrieben für ihre Enkel. Nach dem deutschen Einmarsch in ihrer mährischen Heimat als Jüdin verfolgt, wird sie zunächst nach Theresienstadt deportiert, 1943 nach Auschwitz, wo es nur noch um das nackte Überleben geht. Sie sieht, wie Tausende ihrer Mitgefangenen verhungern, zu Tode gequält, vergast werden. Hier bringt sie ein Kind zur Welt – und tötet es, als der KZ-Arzt Dr. Mengele Experimente an ihm durchführen will. Viele haben versucht, Auschwitz – «das Unverständliche, das niemand verstehen kann» (Elias) – zu schildern, es «anderen» nahezubringen. Soweit dies überhaupt möglich ist, ist es in diesem Bericht gelungen.

Helga Schneider

Als wir Kinder waren

Roman. Aus dem Italienischen von Claudia Schmitt. 208 Seiten.
Gebunden

Blendendes Weiss. Unendliche Flächen unberührten Schnees – jeden Morgen bietet sich dem neunjährigen Kurt das gleiche verstörende Bild. Dabei sehnt er sich so sehr nach dem Anblick des heimlichen Gutshofes, dem süsslichen Geruch des Stalls und den vertrauten Geräuschen der Tiere, die sie in jener eiskalten Winter- nacht zurücklassen mussten. Das Jahr 1945 hat gerade begonnen, als die Familie Linke sich zur Flucht aus Ostpreussen entschliesst. Ihr ständiger Begleiter ist die Angst – die Angst, das Pferd könnte lahmen, die Muttermilch für das Brüderchen versiegen, die Angst vor Krankheit, Hunger und dem Erfrieren. Als Kurts Grossvater den täglichen Überlebenskampf verliert, muss der Junge die Führung durch die eisigen Weiten übernehmen. Dabei ahnt er noch nicht, dass mit der scheinbar rettenden Ankunft an der Ostsee der Weg durch die Hölle erst richtig beginnt. 58 Jahre später sieht Kurt seine Jugendfreundin Helga in Hamburg wieder. Gemeinsam mit ihr wagt er den Schritt in die längst verdrängte Vergangenheit und die erneute Begegnung mit den Schrecken einer unvorstellbaren Reise ohne Wiederkehr.

Mario R. Dederichs/Teja Fiedler

Heydrich

Das Gesicht des Bösen. 336 Seiten mit 44 Abbildungen. Gebunden

Blond, schlank, hochgewachsen, mit blauen Augen, intelligent und gewissenlos: Reinhard Heydrich (1904-1942) war der Muster-Nationalsozialist schlechthin. Eine steile Karriere führte ihn bis in das Entscheidungszentrum des Dritten Reiches, bis er in Prag einem Attentat zum Opfer fiel. Er organisierte den Unterdrückungsapparat, schaltete Gegner aus und leitete die «Endlösung» ein. Wie wurde dieser Mann zur Verkörperung des Bösen? Mario Dederichs schreibt die Biographie eines Mörders mit der doppelten Kompetenz des Historikers und des Reporters: Er verlässt sich nicht nur auf die Quellen, sondern hat minutiös recherchiert, hat mit Zeitzeugen gesprochen und die Schauplätze aufgesucht. Er verbindet dies mit einer ebenso facettenreichen wie gründlichen Lebensbeschreibung, die den Abgründen dieses Mannes nachspürt. So entsteht eine faszinierende Mischung aus Psychogramm, Biographie und historischer Reportage.

Joachim C. Fest

Das Gesicht des Dritten Reiches

Profile einer totalitären Herrschaft. 528 Seiten. Serie Piper

Joachim C. Fests psychologisch-biographisch angelegte Porträts der führenden Figuren des Dritten Reiches sind längst zum Standardwerk geworden. Das Bucheabsichtigt nicht die umfassende, systematische Erläuterung von Herrschaftsstrukturen; vielmehr zielt es, ausgehend vom individuellen Hintergrund, auf die Exponenten des nationalsozialistischen Deutschland, geht jedoch in zwei Richtungen über eine reine Geschichte der Personen hinaus: Immer nämlich sind diese Personen ja auch Repräsentanten ihrer sozialen Herkunft, der Motive, Affekte und Verhaltensweisen der sozialen Schicht, der sie entstammen; zum anderen stehen sie für einen bestimmten Bereich der Politik des Nationalsozialismus.